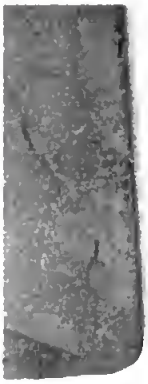


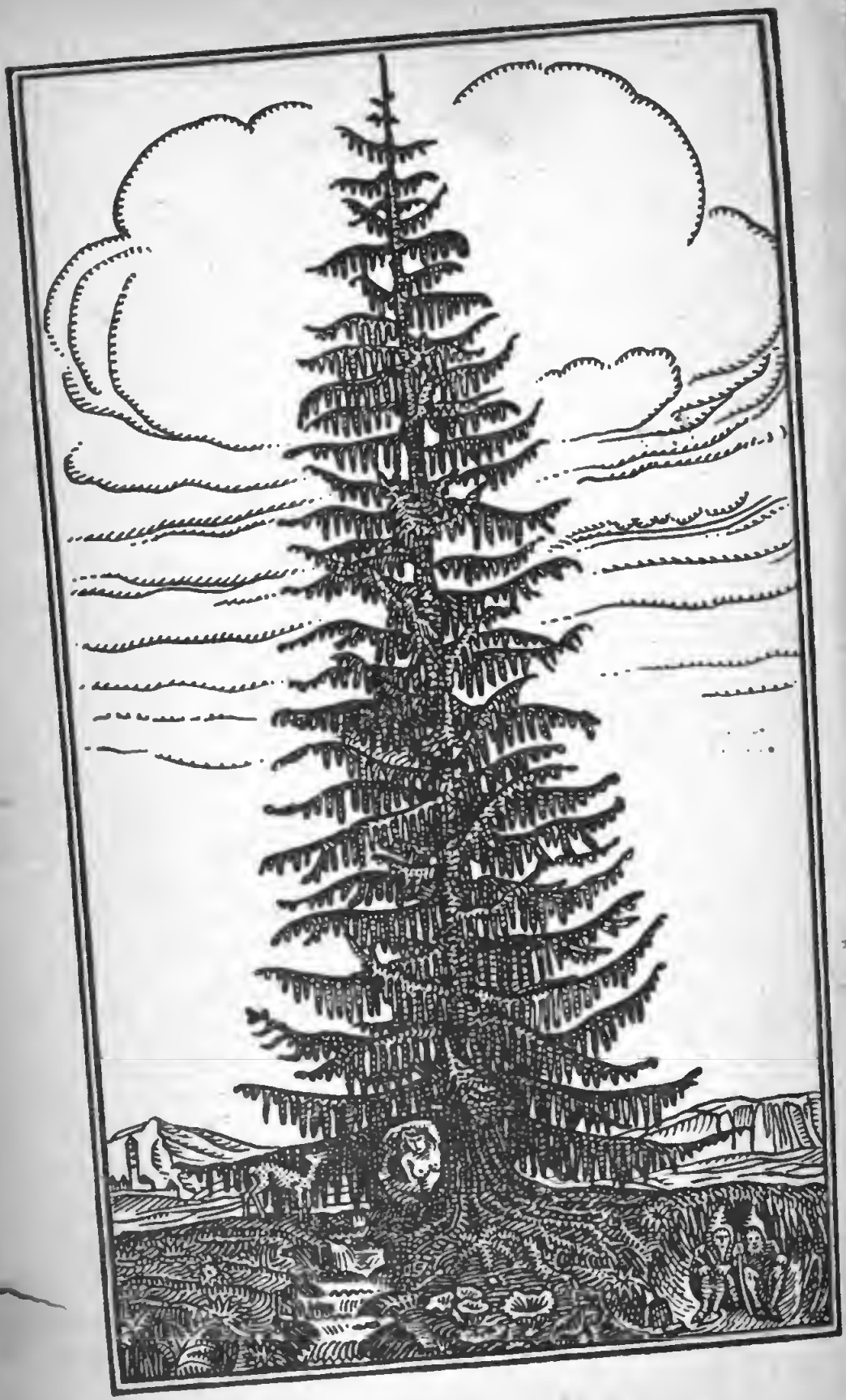
Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Prof. DR. Friedrich von der Leyen=
München und DR. Paul Zaunert=
Marburg

Die Ausstattung besorgte
F. H. Ehmcke

English 6-9-26

Harrassowitz 31v ul/rl



Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die Brüder Grimm

Jakob Ludwig Karl Grimm

FKL
PT
921
.G7
G72
1922
v.1

Erster Band

Jubiläumsausgabe

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1922

Fünfzehntes bis zwanzigstes Tausend

178401

English 6-7-26

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1922 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Einleitung

Vor hundert Jahren, 1812, erschien der erste Band von Jakob und Wilhelm Grimms Kinder- und Hausmärchen. Seit dieser Zeit vergolden und verschönen diese Märchen unseren Kindern die Jugend, und sind dabei ebenso frisch und jung geblieben wie sie an ihrem ersten Tage waren. Die Brüder Grimm haben dem Märchen seine Einfalt zurückgegeben, nachdem das 18. Jahrhundert diese Gebilde bald fein und bald platt verspottet oder sie in süßliche und oft endlose Feengeschichten auseinander gezogen hatte. Den echten und warmen, den kindlichen Sinn instinktiv erfassenden Ton des Erzählers, der leicht und ernst, treuherzig und übermütig sein konnte, fanden die Brüder Grimm sofort; von einer Ausgabe der Märchen zur andern haben sie daran sorgfältig gefeilt und geschliffen, und haben den deutschen Märchen ein ganz neues Leben geschenkt. Man möchte sagen, daß die Brüder sie von der Literatur erlöst und sie für immer in die Form gebettet haben, zu der sie unbewußt, um ihre Bestimmung zu erfüllen, von jeher strebten. Die Märchen gehören nun für immer dem deutschen Haus und den deutschen Kindern und führen dort ein reines und stilles, in sich ruhendes Leben, das höchstens der Übereifer mancher sogenannten Pädagogen stört. Der Kampf der Literatur um die Märchen, der noch im 18. Jahrhundert recht heftig geführt wurde: ob sie überhaupt ein Recht hätten zu sein oder nicht, war nun gegenstandslos, sie waren eine Welt für sich, und es gingen nunmehr von ihnen in langer, heute kaum noch zu übersehender Reihe immer neue, fruchtbare und verjüngende Wirkungen aus auf unsere Dichtung, auf unsere bildende Kunst, auf unsere Musik.

Die Brüder Grimm erzählten viele Märchen in ihrer Art dem Volke nach, und machten auch wohl aus zwei verschiedenen Märchenhälften oder aus mehreren Märchenfragmenten ein ganzes Märchen. Oder sie setzten im Märchenton Schluß und Anfang zu den Märchen hinzu. Andere Märchen schickten ihnen Freunde, wieder andere übernahmen sie aus alten Samm-

lungen von Geschichten, vom ausgehenden Mittelalter an bis in das 18. Jahrhundert hinein. Unter ihren letzten Märchen stehen einige aus Märchensammlungen, die Forscher des 19. Jahrhunderts nach ihrem Vorbild zusammengestellt hatten. Dabei gaben die Brüder dem Begriff Märchen ganz weite Grenzen: Sagen, Legenden, Schwänke, Späße, Anekdoten, Tiergeschichten, kleine, erbauliche und moralische Erzählungen, alles steckten sie zwischen die Wunder- und Zauberfabeln. Sie dachten eben in ihren Zusammenstellungen immer an die Kinder, die Märchen lesen und hören sollten, und sie fanden mit ihrem untrüglichen Instinkte, daß es recht gut war, wenn unter dem Zauber- und Wunderwerk und unter den schön ausgedachten Geschichten bald eine rechte Narrheit und Kinderei, bald eine ernsthafte und fromme, oder eine mahnende und erbauliche Geschichte auftauchte. Die Prediger des Mittelalters, die Märchensammler im alten Indien und auch die von Tausendundeiner Nacht haben ihre Geschichten ganz ähnlich erzählt und zusammengestellt.

Aber auch die Gelehrten erhielten gerade durch diese bunte Mannigfaltigkeit in den Kinder- und Hausmärchen eine Gabe, wie sie ihnen die Wissenschaft selten schenkt. Und der Band Anmerkungen, den die Brüder Grimm ihren Märchen nachsandten, wurde das grundlegende Werk für die deutsche Märchenforschung. Besonders arbeitete Wilhelm Grimm an ihnen, der überhaupt seit der zweiten Ausgabe die Sorge für die Märchen übernahm.

In ihren Anmerkungen gaben die Brüder Grimm Rechenschaft darüber, wo sie ihre Märchen gehört oder gefunden, sie teilten ähnliche Märchen mit, wenn sie ihre Abweichungen für bemerkenswert hielten, und sie zeigten die vielfältigen Verwandtschaften und Ähnlichkeiten der gegenwärtigen deutschen Märchen mit Geschichten des Mittelalters oder mit Göttersagen des nordischen Altertums oder mit neueren und älteren französischen, italienischen, slavischen und orientalischen Geschichten. Hier entfalteten die Brüder eine Gelehrsamkeit, die uns noch immer beschämt und aus der wir auch heute noch viele

und wertvolle neue Anregungen holen können. Die Anmerkungen sind aber noch reicher, Wilhelm Grimm stellte darin auch die Zeugnisse über die Beliebtheit des Märchens vom klassischen Altertum an bis in das 18. Jahrhundert zusammen und begründete auch seine Meinung über den Ursprung des Märchens.

Das Wesentlichste in den Ausführungen Wilhelm Grimms ist für uns die Ansicht, daß die Märchen, verdunkelt freilich und entstellt, die Reste unserer alten germanischen Helden- und Göttersagen weitertragen, und daß sich das Volk darin das bewahrt habe, was die höhere Literatur mißachtete oder vergaß.

Diese Ansicht hat lange Zeit die Forschung beherrscht, und sie beruhte unbedingt auf tiefen und wahren Beobachtungen. Das große Märchen von den zwei Brüdern (Nr. 7) hat z. B. manche Anklänge an die Sage von den Nibelungen: die Treue, die der eine Bruder dem andern zeigt, erinnert an Siegfrieds Treue gegen Gunther, und der Drachenkampf hat ja in der Sage von Siegfried ebenfalls eine Entsprechung. Doch diese Ähnlichkeiten sind für den Organismus der ganzen Erzählung nicht sehr wichtig, sie treffen nur Einzelheiten. Das ganze Märchen hat in seine Erzählung außerdem viel anderes verwoben: ältere Elemente, z. B. das von dem unlöslichen Zusammenhang der Brüder, das von den Versteinerungskünsten der Hexe und das von der Zunge als Zeichen des Sieges, — und viel jüngere Erfindungen, z. B. die vom Goldschmied, vom Besenbinder, vom Jäger und von den vielen Tieren, die beide Helden begleiten. Viel näher der alten großen Welt unserer Heldensage steht das Märchen von der Gänsemagd und von Falada, von der Königstochter, deren angeborener Adel und deren Zauberkraft gerade im tiefen Elend und in der Knechtschaft sich entfalten und ihre Peiniger der verdienten Strafe überliefern. Oder das Märchen vom König Drosselbart: erst Erniedrigung und Armut lösen hier die harten Schalen des Trotzes und des Hochmutes von dem Herzen der Jungfrau. Oder das Märchen vom Machandelboom mit seinen Greueltaten, seiner schrecklichen Vergeltung und seiner erschütternden Verbindung von Frevel und Schönheit.

Diese Märchen mögen allerdings Nachklänge alter Heldensagen sein. Wenn uns aber sonst Ähnlichkeiten überraschen zwischen unseren Märchen hier und zwischen den Göttersagen und Heldensagen dort, die uns etwa die altnordische Edda und verwandte Dichtungen überliefern, so muß die Wissenschaft sie heute anders erklären als die Brüder Grimm sie erklärten. Denn diese Ähnlichkeiten erscheinen fast immer in den jüngeren Formen der alten Sagen, d. h. nicht vor dem 11. und 12. Jahrhundert, und das Märchen hat sich, meist aus literarischen Quellen stammend, erst in dieser späten Zeit an die alten Sagen gesetzt und sie oft ihrem Wesen ganz entfremdet. Es war also schon vorher da und ist nicht etwa ein Nachklang von ihnen.

Und in der Fülle unserer Märchen sind es doch nur wenige, bei denen man eine Verwandtschaft mit den alten Sagen gelten lassen darf: die überwältigende Mehrheit von ihnen zeigt nichts davon. Es war den Brüdern Grimm mit ihrer Ansicht von der Entstehung noch nicht die ganze, es war ihnen nur ein Teil der Lösung gelungen.

Das war nicht weiter verwunderlich, denn die Frage nach dem Ursprung der Märchen ist so reich und so verwickelt, daß erst die Arbeit vieler Forscher den Weg finden konnte, der zur Erkenntnis führt. Dann aber brachte uns die Wissenschaft Einsichten, wie sich die verwegene Phantasie des Künstlers sie kaum hätte träumen lassen, sie gab uns vom Märchen her ganz unerwartete Einblicke in die Anfänge und in die Geschichte des menschlichen Geistes und brachte uns in eine Morgendämmerung der Menschheit, von der die Brüder Grimm noch nichts ahnten.

Im deutschen Märchen ißt ein Mädchen aus einer Schüssel mit einer Unke, und es siecht dahin und stirbt, als ihm die Mutter das Tier getötet. Das erschlagene Brüderchen im Machandelboom fliegt als Vogel davon und singt von den Untaten, die an ihm die mörderische Mutter beging. Ähnlich singt der Knochen eines Erschlagenen, aus dem sich ein ahnungsloser Hirt eine Flöte schnitzt, daß sein Bruder ihm das Leben nahm. Das Rumpelstilzchen aber hat seine Macht verloren, sobald die Königin seinen Namen in Erfahrung brachte. Das sind alles

ganz alte Vorstellungen, die ersten von der Seele des Menschen, von den Gestalten, die sie annimmt, oder von den Behausungen, die sie nach dem Tode wählt, die letzte von der Macht, die der über mich besitzt, der meinen Namen kennt. Diese Vorstellungen sind älter als die ältesten literarischen Zeugnisse, die wir auf der Welt überhaupt kennen, sie gehören zum ältesten geistigen Besitze der Menschheit und blieben durch alle Zeit bis zur Gegenwart lebendig und gefürchtet.

Die verräterisch gemordete und ins Wasser geworfene Mutter kommt noch drei Nächte, um ihr eben geborenes Kind zu säugen. Der gestorbene Vater vergilt den Söhnen die Wacht am Grabe, die gestorbene Mutter der braven Tochter ihre treue Liebe, und die Tränen der Überlebenden lassen dem Entschlafenen im Grab keine Ruhe. Das erzählen wieder unsere Märchen, und das ist wieder ein aus uralten Vergangenheiten schon bezeugter und immer noch mächtiger Glaube.

Wenn die Märchen dann so oft berichten von Menschen, die besonders des Nachts verwünscht sind, in Füchse und Bären, in Katzen und Pferde, in Esel und Igel, ja auch in Frösche und anderes Getier, und wenn sie nur durch die hingebendste Liebe ihre Erlösung finden, oder, nachdem sie einem Unschuldigen geholfen, die schwersten Aufgaben zu lösen, so gehen auch diese Berichte zurück auf alte unheimliche Furcht vor Menschen, die verurteilt sind, als Wölfe oder Bären herumzustreifen, oder vor Menschen, die eine zauberische Kraft besitzen, andere in Tiere zu verwandeln.

Daß eine Frau Blut von einem goldenen Ei abwischt, daß aber der Blutfleck, wie sie auch wischen mag, immer wieder erscheint, oder daß ein Knabe mit einer hölzernen Axt, die sich beim ersten Schlage umbiegt, einen ganzen Wald umhauen soll, oder daß jemand nach Früchten greift, die immer vor ihm zurückweichen, oder daß er auf ein Bett sich legt, das sogleich mit ihm durch alle Stuben und über die Treppen davonrollt, oder daß er einen Glasberg erklimmen soll, von dem er fortwährend heruntergleitet, das sind alles Qualen, die der Traum erfand und die im Märchen als Dichtung weiterleben.

Die Strafen und Grausamkeiten, die das Märchen verhängt, haben schon manches Kind erschreckt: die Aussetzung des kaum Geborenen aufs Wasser oder der Befehl, unschuldige Knaben und Mädchen zu ermorden und des zum Zeichen ihr Herz zu bringen, oder der Rat, ein Mädchen auf einsamem Turm einzusperren, oder der Frevel, Kindern den Kopf abzuschlagen, indem man den Deckel eines Kastens heftig zuwirft, in den sie sich gebeugt. oder der Brauch, jedes Jahr ein Mädchen einem Flußgott oder einem Ungeheuer zu opfern, oder die Strafe, Übeltäter an Pferde zu binden, die sie zerreißen, oder in siedendes Pech zu werfen, oder sie in ein Faß zu stecken, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und dies Faß bergab zu rollen. Keine dieser Grausamkeiten ist nur erfunden, sie wurden bei vielen Völkern wirklich geübt, nicht nur in ihrer barbarischen Kindheit, auch noch, als das Christentum sie längst bekehrt hatte.

Diese Beispiele sind aus den Märchen der Brüder Grimm gegriffen, und überall gewähren sie über die Jahrtausende hinweg einen Blick in die Urzeit. Wer sie aus den Märchen anderer Völker und anderer Zeiten sich ergänzen will, findet in meinem Versuch „Das Märchen" (Leipzig 1911, Quelle und Meyer) eine größere Anzahl von Hinweisen.

Nun ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß eine Sitte oder ein Glaube jahrhundertelang besteht, ohne daß sich die Dichtung ihrer bemächtigt. Eben weil jeder sie kennt, scheinen sie nicht zu dem Besonderen zu gehören, wie es die Dichtung und das Märchen lieben, erst eine tiefere Empfänglichkeit und ein feinerer Blick entdeckt plötzlich ihre dichterischen Werte. Wir wissen ja auch von manchen Worten, die jahrhundertelang gesprochen wurden, bevor sie in die Schriftsprache Eingang fanden.

Und auch das ist möglich, daß solch uraltes Motiv nicht von den Deutschen, sondern von einem anderen Volk aufgegriffen und ins Dichterische erhöht wurde, und daß es von diesem Volke etwa am Ausgang des Mittelalters oder noch später durch literarische Vermittlung seinen Weg in unseren deutschen Märchenschatz fand.

Diese Fälle ereignen sich immerhin bisweilen. Wir werden

noch wiederholt sehen, daß unter unseren deutschen Märchen manche in ziemlich später Zeit und aus fernen Ländern in die Volksmärchen gelangten. Aber das ist alles in allem mehr Ausnahme als Regel, denn überall, fast in jedem Märchen, entdecken wir die Sitte und den Glauben der Urzeit, derart, daß sie organisch mit den Märchen zusammengehören und nicht spät und künstlich darin eingepflanzt wurden. Fast jedes Märchen zeigt uns, daß jener Glaube und jene Sitte der Boden sind, auf dem das Märchen wuchs und ohne den wir seine Anfänge und sein Wesen nirgends verstehen können.

Auch eine andere Eigenschaft zeigt das hohe Alter der Märchen: ihre Unzerstörbarkeit. Es gibt kaum eine Zeit und kaum ein Volk, die das Märchen nicht kennen, und wie oft die hohe Literatur sie auch zur Seite drängte, sobald ihr Verfall begann, stürzten sie wieder über sie und bedeckten sie ganz und gar.

Nun hätte man gern nicht nur Märchen, die in den letzten Jahrhunderten aufgezeichnet sind und in denen die einzelnen Motive auf die Urzeit zurückführen, wir hätten gern auch ganze Märchen aus dieser Urzeit, oder doch wenigstens die Gebilde, die ihnen entsprechen, das heißt: Märchen der primitiven Völker, der sogenannten Wilden, die heute noch in den unbeholfenen Anfängen des geistigen Lebens stehen, in denen vor Jahrtausenden unsere Voreltern standen oder vor noch längerer Zeit die Ahnen der alten Griechen und Ägypter.

Doch sind diese Märchen der Primitiven zuerst eine Enttäuschung: einmal sind wenige unter ihnen echt, d. h. sie sind oft nichts anderes als die verstümmelte und entstellte Wiedergabe von Geschichten, die Missionare oder Europäer in die Wildnis trugen. Die echten aber sind entweder ganz kurze, einfache Geschichten, unseren Volkssagen ähnlich, oder sie zeigen eine überraschende, oft verblüffende Anschaulichkeit in den Einzelheiten, aber ein zuerst wohl ergötzliches, dann aber ermüdendes Durcheinander, ein endloses Abirren, ohne Anfang und Ende, ein fortwährendes Vergessen und Fallenlassen der eben noch aufgenommenen Motive.

Diese Fülle, auch etwas von der Wirrnis, ist unseren Mär-

chen bis heute geblieben. Trotzdem ist die Buntheit und das Durcheinander in den gegenwärtigen Märchen etwas ganz anderes als in den primitiven Geschichten. Man fühlt nämlich unseren gegenwärtigen Märchen leicht an, daß sie eine ursprünglich sinnvolle und in sich zusammenhängende Geschichte voraussetzen und diese teils vergessen, teils mit anderen zusammengebracht, teils verwirrt oder mißverstanden haben. Die Verwirrung, manchmal auch der allzugroße Reichtum, ist in ihnen also etwas Sekundäres, die Vorstufe waren kunstvoll zusammengefügte Geschichten. Auf solche Geschichten / man darf sie ruhig Kunstmärchen nennen, denn Künstler, deren Namen wir freilich nicht kennen, haben sie gebaut / gehen fast alle Märchen in der Sammlung der Brüder Grimm zurück. Vielleicht jene kurzen Geschichten nicht, die in unserer Ausgabe als erste stehen und vielleicht auch nicht einige andere kurzen Anekdoten und Geschichten, wie die vom schiefen Maul der Scholle und von der Rohrdommel und vom Wiedehopf. Bei den primitiven Völkern ist aber das Durcheinander das Primäre, es ist der Anfang und nicht das letzte Stadium der Entwicklung.

Wir sind nun fast, ohne es gewahr zu werden, von der Frage des Ursprungs zu der Frage der Entwicklung der Märchen geraten, und wir erkennen, um das zu wiederholen, als Anfang: einmal kurze Geschichten, der Sage verwandter als dem Märchen, und daneben endlose, gehäufte, verworrene Fabeleien. Aus diesen ganz und gar volkstümlichen Materialien schaffen Künstler, die selbst noch tief im Bann von Glaube und Sitte der Urzeit stehen, die Märchen. Diese nimmt wieder das Volk begierig auf und bringt sie wieder durcheinander und zersetzt sie und setzt sie wieder zusammen.

Die Entwicklung, die wir hier andeuten, können wir immerhin durch sehr lange Zeiten verfolgen. Das sogenannte ägyptische Brüdermärchen hat ein Alter wohl von vier Jahrtausenden. Es hängt ganz eng mit den ältesten Vorstellungen über Seele und Zauberei zusammen: die Seele eines Menschen lebt zuerst in einer Blume, dann in einer Beere, dann in einem Stier, dann in zwei Blutstropfen, dann in zwei Bäumen, und end-

lich in dem Span eines Baumes, der einer Frau in den Mund fliegt und in ihr zum Kinde heranwächst, das sie gebären muß und von dem sie dann zur Strafe für vielfältig verübten Frevel getötet wird. Die Anfänge dieses Märchens stammen also aus der Urzeit des Menschen und sind volkstümlich. In demselben Märchen sind in der Form, in der wir es besitzen, verschiedene, ursprünglich in sich geschlossene Kunstmärchen zusammen und durcheinander geraten: es ist also ein in das Volk zurückgewandertes Kunstmärchen. Motivreihen aus diesem Märchen leben schließlich wieder in anderen Zusammenhängen noch heute, z. B. das von der unlöslichen Verbundenheit der Brüder in unserem schon erwähnten deutschen Brüdermärchen und das von den Wanderungen der Seele in anderen deutschen Märchen, von denen eines in unsere Sammlung „Deutsche Märchen seit Grimm" Aufnahme gefunden hat.

Das Märchen vom Meisterdieb in der Form, die der alte Herodot erzählt (der Schatz des Rhampsinit) ist ebenfalls ein in das Volk gedrungenes und von ihm weiter getragenes Kunstmärchen, und dies geht auf uralte Anekdoten von der List und der Kunst der Diebe zurück./Der Keim, aus dem die Geschichte von Amor und Psyche aufwuchs, die uns der alte Römer Apulejus erzählt, scheinen uralte Vorstellungen von den Wanderungen und Qualen der Seele im Traum zu sein, deren sich die Religion bemächtigte und die dann wieder vom Reich des tiefsinnigen Kultus in das Reich des Märchen zurückglitten, wo sie üppig aufschossen und durcheinanderwucherten, sie sind noch heute nicht zur Ruhe gelangt.

Diese Beispiele bezeugen wiederum die erstaunliche Verbreitung und Lebensfähigkeit des Märchens. Wer etwa den Meisterdieb des Herodot oder das ägyptische Brüdermärchen in einer gegenwärtigen Sammlung läse und von seinem Alter und seiner Herkunft nichts wüßte, der würde sie von dem Märchen bei Grimm nicht unterscheiden, denn sie sind ihnen zum Verwechseln ähnlich. Daraus geht hervor einmal: daß die Märchen von allem Wandel der Zeit unberührt scheinen und immer ihre gleiche Frische behalten, außerdem, daß auch die Art, wie

das Kunſtmärchen ſich zerſetzt und neu zuſammenſetzt, bis das Volksmärchen da iſt, bei allen Völkern und in allen Zeiten die gleiche ſcheint und immer nur von den gleichen Geſetzen beherrſcht wird. Die Märchen paſſen ſich eben dem Geſchmack der Maſſen an, und der iſt überall und in allen Jahrhunderten der gleiche, er hat wenig Sinn für kunſtreichen Aufbau, ſondern will Abwechſlung, Fülle, Häufung des Wunderbaren, und er bleibt darin unerſättlich

Die überwältigende Mehrheit unſerer Volksmärchen iſt alſo zweimal, im Anfang und Ende, mit dem Volk verbunden, ſie geht vom Volk aus und kehrt zum Volk zurück. Dazwiſchen, in der Mitte, ergreift ſie der Künſtler und bildet und geſtaltet ſie. Dies Gebilde aber löſt das Volk wieder auf und flicht es immer anders durcheinander. Da es die Fähigkeit nicht hat, ein kunſtvoll geordnetes Gebilde rein und treu zu bewahren, ſo hat es noch weniger die Gabe, aus einzelnen Bauſteinen kunſtreiche Bauten zu ſchaffen. Aber darin, daß ſeine einzelnen Teile immer neu und immer anders ſich zuſammenlegen, beſteht das eigentliche und immer fortwirkende Leben des Märchens, und es iſt der Zauber und das Unvergleichliche ſeines Weſens, daß es das Volk unbewußt immer von neuem ſeiner Art zu fühlen und zu fabulieren anpaßt.

Im Unterſchied vom Märchen hat wenigſtens die größere Zahl der Volksſagen die Umſetzung durch die Literatur nicht erlebt, ſondern ſie ſind in den Anfängen geblieben, aus denen auch das Märchen kam, in jenen kurzen, einfachen Geſchichten, die dem primitiven Menſchen die Mächte deuten und manchmal auch bezwingen ſollen, die ſein Leben beherrſchen und da ſind, ohne daß er weiß, was ſie ſind und warum ſie wirken: Schlaf, Tod und Alptraum und Krankheit und Mißwachs und Wind und Wetter, das Treiben der Geiſter der Verſtorbenen im Haus oder in der Luft. Es liegt im Weſentlichen dieſer Geſchichten, daß in ihnen das Erklären das Erzählen überwiegt, und daß ſie an das Leben geheftet ſind, das für den primitiven Menſchen die Wirklichkeit iſt, während das Märchen wohl ſchon in ſeinen erſten Lebensäußerungen das Erzählen über das Erklären ſtellt. Frei-

lich lassen sich feste Grenzen nirgends ziehen, Erzählen und Erklären fallen in der Urzeit noch gar zu oft zusammen und gehen auch später noch gern ineinander über, man lese nur die Tiergeschichten in den Grimmschen Märchen. Später ist dem Märchen das Erzählen immer mehr Selbstzweck geworden, darum erstrebte es immer von neuem Fülle und Breite, darum geriet es auch vom Erzählen so leicht in das Fabulieren und in die Heiterkeit und den Unsinn. Von hier aus wird erklärlich, warum Märchen und Kinderscherze und Schwänke sich so nah kamen und sich gern vermischten. Der Schwank für sich ist wohl ein jüngerer Bruder des Märchens, denn die Geschichten von den Torheiten und Narrheiten der Menschen setzen meist eine gewisse Höhe der Kultur voraus.

Von der Narrheit ist nur ein kleiner Schritt zur bewußten komischen Übertreibung und von da zur grotesken und tollen Lüge. Die Lügenmärchen aber, von denen einige sich auch bei den Brüdern Grimm finden und die manchmal nur die komische Einleitung zu einem Märchen bilden, gehen schwerlich in die Urzeit zurück. Die größte innere Wahrscheinlichkeit besitzt die Annahme, daß die alten Griechen, jene Meister anmutiger und übermütiger Erfindung und Lügerei, die Lügenmärchen ersannen und daß durch Vermittlung der wandernden Spielleute, die sich den Sinn gerade für solche Späße gern ausgebildet hatten, dies Erbe aus der alten Welt in das Mittelalter getragen wurde und von ihm in die Gegenwart wanderte.

Wenn es nun schon in sehr früher und in allen späteren Zeiten und bei allen Völkern Kunstmärchen gab, die einzelne Erzähler aus dem Glauben und aus der Sitte und aus dem Erlebnis der Urzeit bildeten, — hatten dann alle Völker und alle Zeiten immer die gleiche Begabung und Neigung für das Märchen? — Das ist sehr unwahrscheinlich, ja undenkbar, da sich die Völker in ihrer Phantasie und in ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit sehr unterscheiden; wie anders fabelt das Morgenland als das Abendland! In der Geschichte jedes Volkes lösen sich doch auch kriegerische und friedliche, dichtungfrohe und dichtungarme, nüchterne und berauschte Zeiten in ewigem Wechsel

ab. — Gelangten dann aber vielleicht die schönsten und tiefsten Märchen der grade für das Märchen begabten Völker oder der grade da für geeigneten Zeiten zu einer besonders großen Verbreitnng und zu besonders hohem Ansehen nnd Ruhm? — Und kann man vielleicht aus den Schicksalen, die in einem bestimmten Volk die Märchen erlebten, die Geschichte der wechselnden literarischen Einwirkungen herauslesen, denen dieses Volk in seiner geistigen Entwicklung ausgesetzt war? Die Geschichte, die alle die bnnten nnd tiefen Erfindungen fremder und einheimischer Dichter im Volk erlebten; wie sie das Volk mit sich verschmolz und wie sie das geistige Leben des Volkes immer reicher und schillernder machen?

Diese Fragen führen nns zn einem neuen Thema in unseren Erörterungen. Von der Frage des Ursprungs der Märchen kommen wir über die Frage der Entwicklung nunmehr zu der Frage nach der Geschichte des Märchens bei einem bestimmten Volke, und wir können hier natürlich nur die Geschichte des deutschen Märchens in das Auge fassen.

Da wir die Geschichte der Einflüsse und Mächte, die auf die deutsche Literatur wirkten, wenigstens in großen Umrissen kennen, so ist uns auch die Entscheidung darüber möglich, welche Spuren sie in der Geschichte des dentschen Märchens znrückließen. Die Ordnung, in der wir die Grimmschen Märchen in dieser Ausgabe bringen, soll nun versuchen, diese Geschichte, ihre Anfänge, ihre Entwicklung nnd ihre Umbildung und Bereicherung durch die Literatur zur Anschaunng zn bringen. Diese Ordnung soll zugleich unsere Ausgabe von allen anderen Ausgaben der Grimmschen Märchen unterscheiden nnd ihr ein eigenes Recht zum Dasein geben.

Wir beginnen darum mit den wenigen kurzen Geschichten, die den Zusammenhang des Märchens mit uraltem Glauben besonders lebendig zeigen, den Geschichten von der Unke, vom Rumpelstilzchen, vom Totenhemdchen, vom singenden Knochen und ähnlichem (1—6). — Es folgt diesen kurzen ein besonders langes und reiches Märchen, das von den zwei Brüdern: seine uralten Elemente und seine merkwürdige Zusammen-

setzung haben wir bereits hervorgehoben. Ein verwandtes, freilich weniger merkwürdiges Brüdermärchen schließt sich ihm an (7, 8).

Die erste, große literarische Zeit der Germanen ist die Zeit ihres ersten großen Heldentums, die Zeit der Völkerwanderung. Als ihre Nachklänge faßten wir die nun erscheinenden Märchen auf, die von der Gänsemagd, von der Jungfrau Maleen, die vom Machandelboom und die vom König Drosselbart (9—13).

Im 10. Jahrhundert zeigt die deutsche Dichtung eine große Freude an übermütigen und grotesken Späßen, Übertreibungen, Geschichten von Riesen und Zwergen und Kraftmenschen, an Lügen und Vortragskünsten und Erbaulichkeiten und Unterhaltungen, in denen gerade die Spielleute Meister waren, jene Nachfahren der alten Mimi, die im verfallenden Römerreich das Volk ergötzten. In die Gattung dieser Spielmannsmärchen gehören Geschichten, wie die vom gelernten Jäger und der goldenen Gans, dem Bürle, dem Erdmänneken, dem starken Hans, dem tapferen Schneiderlein, der Rübe, dem wunderlichen Spielmann, den drei Sprachen (14—31).

In der Blütezeit des Mittelalters war die ritterliche Dichtung die tonangebende, diese Zeit war die fabelfroheste und wunderreichste und zugleich von seltener Zartheit und Zierlichkeit der Erfindung. Ihre Dichter schwelgten in Berichten von wunderbaren und abenteuerlichen und überkühnen Fahrten von tapferen Rittern, von verwunschenen Schlössern, von Jungfrauen, die nach furchtlosen, fast übermenschlichen Proben des Mutes erlöst werden, von Kämpfen mit Drachen und Ungetümen, von Zauberwäldern und Zauberbrunnen, von sonderbaren Zwergen und schreckhaften Waldmenschen. Sie erzählen auch von Mädchen, die im einsamen Turm hausen und an deren langem weichem Haar der Ritter wie an einer Strickleiter emporklimmt. Oder von Mädchen, deren Haar schwarz wie Ebenholz, deren Haut weiß wie Schnee, deren Lippen rot wie Blut sind. Dazu hörte man Geschichten vom goldenen Vogel und vom Wasser des Lebens, das nur ein kühner und unschuldiger Jüngling erbeuten kann, wenn ihn hilfreiche und mächtige Geister be-

ſchützen und das er dann nach manchen Fährlichkeiten ſeinem König bringt. Oder Geſchichten von kühnen Rittern, die in funkelnder Rüſtung den Glasberg heraufſprengen oder von einem König, der mit der eigenen Tochter ſich vermählen wollte und von dem Kleid aus allerlei Fellen, in das die Tochter ſich verbarg. Oder Geſchichten von den Brüdern, die ein unbedachter Fluch der Mutter oder die Hexenkünſte der Stiefmutter in Schwäne oder Raben verwandelte und denen die treue Liebe der Schweſter die menſchliche Geſtalt zurückgab. Auch die Erfindungen von dem Weſen, das halb Igel, halb Menſch, auf einem Hahn reitet und von dem Eſel, der ſo ſchön Laute ſpielt, entſprechen ganz dem Geſchmack und dem Übermut des Mittelalters: man braucht ſich nur an die ſonderbaren Skulpturen mittelalterlicher Kirchen oder an die entzückenden Miniaturen mittelalterlicher Handſchriften zu erinnern.

Alle dieſe Geſchichten hat das Chriſtentum veredelt, die Treue der Mädchen, die Tapferkeit der Knaben ſteigert es in das Gottwohlgefällige, preiſt das ſtandhafte Dulden, die im Leiden erprobte Tapferkeit und zeigt, wie den Frevler doch endlich die Strafe erreicht und wie die unſchuldig verleumdete Frau über ihre Peiniger erhöht wird. Auch die Erlöſung der Menſchen aus Tiergeſtalt, die ſchmerzhaften und endloſen Wanderungen des Mädchens, das den entſchwundenen Geliebten ſucht, klingen im deutſchen Märchen wie ſchlichte Legenden (32—74).

Die Kreuzzüge nährten und ſteigerten den Hang des mittelalterlichen Menſchen zur überſchwenglichen Frömmigkeit, ebenſo wie zu Abenteuer- und Heldenſinn, ſie machten ihn auch empfänglich für die Wunder des Orients. Im 12. und 13. Jahrhundert drangen zuerſt orientaliſche Geſchichten in die Märchen des Abendlandes; von ihnen waren die indiſchen Märchen die kunſtreichſten und ſcharfſinnigſten. Die abendländiſchen begnügten ſich etwa mit der Erfindung, daß Brüder durch ihre wunderbaren Gaben ein Mädchen von einem Drachen befreit hätten, der ſie entführte. Die indiſchen fragten dann noch, wer ſich denn bei dieſer Befreiung das größte Verdienſt erworben und wem die Befreite als Frau gebührte. Im abendländiſchen

Märchen erfreuen ſich die Menſchen an den wunderbaren Gaben, die ihnen höhere Mächte verleihen, im indiſchen ſuchen ſich die Menſchen dieſe Gaben fortwährend abzuliſten, und einer betrügt damit den andern und keiner wird ihrer froh. Oder im abendländiſchen rühmen ſich die Zauberer ihrer Verwandlungskünſte und ſuchen wohl auch ſich darin zu übertreffen oder einer den andern zu ſchädigen, im indiſchen erproben die Zauberer ihre Künſte im Wettkampf auf Tod und Leben, der ſich in atemloſer Spannung und in Verwandlungen vollzieht, die einander Schlag auf Schlag folgen, und die am Ende doch anders ausgehen, als man anfangs erwartet. Auch die Klugheit und wieder die Narrheit ſchildert das indiſche Märchen in beſonderer und fein geſteigerter Pointierung, etwa ſo, daß ein putziger Zufall gerade dem das Anſehen der Allwiſſenheit gibt, der nur dummdreiſt und nachher komiſch ratlos iſt. Seit den Tagen des Buddhismus lebt im indiſchen Märchen auch eine ſchmerzliche Anklage gegen die Frau, gegen Schönheit und Treuloſigkeit und gegen die ganze Welt.

Die vier kunſtreichen Brüder, das Tiſchleindeckdich, der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein, der Krauteſel, der Doktor Allwiſſend, die kluge Bauerntochter, der Gaudeif, die drei Schlangenblätter, das ſind Beiſpiele für deutſche Märchen, deren erſte Heimat Indien war. An ſie fügen wir einige andere, die bald indiſche Motivreihen bringen, bald nach indiſchem Vorbild erzählt ſind oder daran lebhaft erinnern (75—96).

Geſchichten von Beſonderheiten im Ausſehen oder in der Stimme oder in den Gewohnheiten der Tiere ſind recht alt, die Naturvölker können nicht genug davon hören. Im Mittelalter begegnen wir Tiergeſchichten und Tierfabeln zuerſt wieder im 10. Jahrhundert, auch ſie ſind ein Erbe des klaſſiſchen Altertums, und manche kamen wohl aus dem Orient. Geiſtliche deuteten ſie, und die Spielleute freuten ſich an ihren verſteckten Wahrheiten und an ihrem Übermut. Seitdem tauchen dieſe Tiergeſchichten immer von neuem auf, das ganze Mittelalter pflegte ſie und beſonders im ausgehenden haben ſie ſich vermehrt und erweitert, und die großen Sammlungen des 16. Jahr-

hunderts ſind voll von ihnen. Die Tierfabeln und Tiergeſchichten bei den Brüdern Grimm (97—114) führen von ganz einfachen Berichten zu Erzählungen vom Kampf der Vierfüßler und Vögel oder der zahmen Haustiere mit den wilden Tieren des Waldes (das iſt der ältere Inhalt des Märchens von den Bremer Stadtmuſikanten), alsdann zu Fabeln, zu Geſchichten vom Verhältnis von Tier und Menſch, zu ſolch köſtlichen Märchen wie das vom Wettlauf zwiſchen Haſen und Swinegel und ſchließlich zu jungen Erfindungen, wie der vom Verkehr von Katze und Maus, mit dem „Hautab, Halbaus und Ganzaus".

Für das ausgehende Mittelalter und für das 16. Jahrhundert iſt Breite und Fülle der Literatur das auffälligſte Merkmal. Die alten Rittergeſchichten werden in das Leere und nicht Endenwollende zerdehnt, die Maſſe der Abenteuer iſt beliebter als die Kunſt, ein Abenteuer gut zu erzählen, die ritterliche Dichtung wird durch die bürgerliche und bäuerliche verdrängt, und dieſe gefällt ſich neben den Fabeln wieder in Schwänken, Narrheiten, Anekdoten, Übertreibungen und in kurzen und unterhaltſamen Geſchichten aller Art. Literatur dieſes Schlages drang auch in die Predigt, und hielt ſich dort als Predigtmärlein neben ernſthaften Legenden und Mahnungen. In den Umgang von Teufel, Gott und den Apoſteln mit den Menſchen geriet ein vertraulicher Ton, eine behäbige Gemütlichkeit, die früheren Zeiten ganz fremd war.

An die Literatur dieſer Jahrhunderte — es ſind vor allem das 14., 15. und 16. — bewahrt das deutſche Märchen eine Fülle von Erinnerungen (115—161). Wer ſich die Grimmſchen Märchen, die hierher gehören, darauf anſieht, erfreut ſich ſofort an den Erzählungen von den Reiſegenoſſen des Petrus und des Heilands und an denen von den Geſellen des Teufels, an den Geſchichten vom unerlaubten Einſchwindeln oder vom traumhaften Aufenthalt im Himmel oder von allzu keckem Umgehen mit den Gaben, die der Herr verlieh. Darunter miſchen ſich die ernſthaften und eindringlichen Exempel von den Ständen, dem Alter, der Lebenszeit des Menſchen, vom Lohn der guten und der Strafe der böſen Tat, und dann die Narrheiten der klugen, dummen und

faulen Leute, die Prahlereien und Zauberſtücke der Handwerker und Gaukler, die Schildbürger- und die Schwabenſtreiche. —

Nun haben wir die Hauptmaſſe und die bezeichnendſten der Grimmſchen Märchen geordnet, wir laſſen ihnen folgen die Reihe der Märchen und Erzählungen, die offenbar erſt in ſpäteren Jahrhunderten, im 17. und 18., ihren Weg in das deutſche Volksmärchen fanden (162—185).

Die Geſchichte vom Wolf und den ſieben jungen Geißlein, die vom Rotkäppchen und Dornröschen, haben in ihrer etwas eitlen, aber graziöſen Zierlichkeit, ihrer ein wenig ſelbſtgefälligen und ſelbſtbewußten Vortragsart, ihrer luſtigen und ſpaßhaft übertreibenden Pointierung, ihrem Geſchmack an hübſchen Kleidern, reichem Schmuck und guter Küche, ihrer träumenden und blühenden Pracht etwas von franzöſiſchem Geiſt und franzöſiſcher Anmut. Sie werden wohl nichts ſein, als die ins Volk gewanderten Kunſtmärchen von Charles Perrault und anderen franzöſiſchen Erzählern des 17. Jahrhunderts.

Im 17. Jahrhundert wurden die Märchen von Tauſendundeiner Nacht in Frankreich berühmt, überſetzt und zeugten eine neue, unendliche Literatur von Feengeſchichten. Von Frankreich her drangen in jener Zeit auch die arabiſchen Märchen nach Deutſchland, und das vom Similiberg, vom Geiſt im Glas, von den zertanzten Schuhen, von den drei Vögelkens und das Rätſelmärchen ſind ſolche arabiſche Märchen im deutſchen Märchenſchatz.

Der gläſerne Sarg zeigt die Überladenheit des Barock, der Räuberbräutigam klingt an die Räubergeſchichten des 18. Jahrhunderts an, Jorinde und Joringel entnahmen die Brüder Grimm der Jugendgeſchichte von Jung Stilling.

Schneeweißchen und Roſenrot, die Gänſehirtin, die Nixe am Teich, die Kriſtallkugel, Spindel, Weberſchiffchen und Nadel unterſcheiden ſich im Ton beſonders deutlich von den anderen Grimmſchen Märchen. Sie ſind kunſtreicher, abſichtlicher und ſtehen der Literatur noch näher: der feine Läuterungsprozeß iſt an ihnen noch nicht vollendet, der den Kunſtmärchen allmählich durch das fortwährende Umerzählen die echte Volkstümlichkeit gibt. Be-

ſonders die Ähnlichkeiten der Kriſtallkugel mit dem Märchen von den drei Tierſchwägern bei Muſäus drängt ſich uns ſofort ins Bewußtſein, wahrſcheinlich hat die Kriſtallkugel neben Muſäus keinen ſelbſtändigen Wert, ſondern iſt ſeine volkstümliche Weiterbildung.

Die folgenden kleinen Geſchichten ſind nichts als hübſche Moralitäten und Anekdoten, und wohl keine davon geht über das 18. Jahrhundert zurück.

An den Schluß ſtellen wir (186—203), weil die Märchen doch nun einmal den Kindern gehören, jene luſtigen Kindermärchen, bei denen man jedesmal das helle und verwunderte Auflachen der Kinder zu hören glaubt und ihre Freude ſo gern mit fühlt an ſonderbaren und komiſchen und gehäuften Lauten, an ewigen bis zur Albernheit geſteigerten Wiederholungen und an den unſinnigſten Lügereien.

Gegen die Berechtigung unſerer Anordnung laſſen ſich manche Einwände erheben. Einige werden ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie ſyſtematiſch ſei: denn dem Weſen des Märchens liege nichts ferner als Syſtem und Zwang, und auch die Art, Märchen aneinander zu ſtellen, müſſe die Willkür, die Buntheit und die wechſelnde, unberechenbare Laune in dieſen Schöpfungen zur Geltung bringen. Ja, je zwangloſer und je wirrer, umſo beſſer; gerade das Durcheinander gebe ja jedem einzelnen Märchen ſeine Bedeutung und drücke es nicht zur Nummer in einer Gruppe herab.

Dagegen wäre zu erwidern, daß unſere Anordnung kein Zwang iſt; wohl kein Leſer wird alle Märchen von Grimm hintereinander auf einmal leſen, ſondern ſich zunächſt an den einzelnen Märchen freuen. In welcher Anordnung er ſie findet, das wird ihm, wenigſtens im Anfang, gleichgültig bleiben, und unſere wird ihm daher ebenſo willkommen ſein wie eine andere. Wenn es auch darin nicht ſo luſtig hin- und hergeht wie bei den Brüdern Grimm, ſo iſt ſie doch noch bunt und abwechſlungsreich genug. Sie unterdrückt auch nicht das einzelne Märchen, ſondern ſie hebt es beſonders hervor, dadurch, daß ſie es jedesmal in einen größeren Zuſammenhang ſtellt und den eindringlicheren Leſer

verlockt, es mit den Märchen der Nachbarschaft zu vergleichen. Eben diesen eindringlicheren Lesern will unsere Anordnung eine Hilfe geben, im Falle sie das Verlangen verspüren, über die einzelnen Märchen hinauszudringen und die Geschichte und die Bedeutung dieser Schöpfungen zu erkennen.

Viel schwerer wiegen die Einwände, daß der Versuch, die Märchen nach der Reihenfolge ihrer Entstehung zu ordnen, ein sehr lückenhafter und problematischer bleiben müsse und den Leser mehr in die Irre führe als aufkläre. Denn wie zufällig sei doch, was uns an Märchen erhalten blieb und auf wie trügerischem Boden bauten wir unsere Schlüsse auf! Etwa die Märchen des 10. Jahrhunderts seien doch nicht in der Form erzählt, die sie damals besaßen, sie seien doch überall moderniſiert, und die neue Form sei vielleicht wichtiger als der alte Inhalt. Für die Streiche des 10. Jahrhunderts habe z. B. das 16. wieder einen besonderen Sinn gehabt, und ein Märchen, das wir in das 10. rückten, könne darum ebensogut im 16. entstanden sein und umgekehrt. Auch die Ritterzeit des 12. Jahrhunderts mit ihrer strengen und zierlichen Konvention und ihren französischen Vorbildern sei wiederum dem Zeitalter Ludwig XIV. und Ludwig XV. verwandt, woher wir denn wüßten, ob ein angebliches Märchen der Ritterzeit nicht in Wahrheit in das 18. Jahrhundert gehörte und entsprechend ein angebliches des 18. Jahrhunderts in das Mittelalter?

Dieser und noch anderer Schwierigkeiten, die den Wert seiner Anordnung gefährden, ist sich der Herausgeber wohl bewußt; er fühlt auch klar, daß weder er, noch andere Forscher mit unbedingter Sicherheit die Zeit eines Märchens angeben können. Wir vermögen nur für eine bestimmte Entstehungszeit eines Märchens bestimmte Kennzeichen oder Wahrscheinlichkeiten herbeizubringen, und neue Funde und die vertiefte Einsicht der Wissenschaft kann unsere Anschauungen einschränken oder aufheben.

Wenn der Herausgeber daher sagt: ein Märchen der Brüder Grimm gehört in das 10. Jahrhundert, und es unter die Märchen dieser Zeit setzt, so will er damit nur ausdrücken, daß im 10. Jahrhundert nachweislich dies Märchen oder die Motivreihen, die

ihm das Gepräge geben, zum ersten Male erzählt wurden, oder daß dies Märchen die Kennzeichen hat, die gerade für die Kunst des 10. Jahrhunderts, für ihre Stoffe, ihren Stil und ihre Form charakteristisch sind.

Die Anordnung, die hier sich zeigt, soll auch gar nicht ausschließlich und rein chronologisch sein. Denn an die für eine bestimmte Zeit bezeichnende reiht sie die Märchen, die ihnen nah verwandt sind, wobei aber eine inhaltliche und stoffliche Verwandtschaft genügt.

Dadurch werden weitere Vorteile erreicht. Die verwandten Märchen schließen sich von selbst zu zusammengehörigen Gruppen zusammen. Die Rolle, die bestimmte Berufe und Stände, besonders im ausgehenden Mittelalter, im Märchen spielen, die Schneider, die Soldaten, die Spinnerinnen, die Handwerker, treten lebendig heraus. Auch die immer wechselnde, unaufhörliche Zusammensetzung und Verwandlung der Märchen wird seltsam anschaulich. (Man lese einmal unsere Nummern 7 und 8, 12 und 13, 43—45, 68—71 nebeneinander.) Schließlich prägt sich die immer neu aneinander sich fügende und doch in der Art ihrer Änderung immer sich gleichbleibende Umsetzung der Märchen fest und doch unvermerkt ins Gedächtnis, und gibt eine zutreffende Vorstellung von ihrem Organismus und ihrem Wesen.

Vor allem aber führt unsere neue Ordnung die Märchen von ihren dunklen und triebhaften Anfängen herauf über die germanische Heldenzeit und über die Fülle und die Wunder und die Gläubigkeit des Rittertums und mitten in das derbe, geschäftige und frohe Leben des deutschen Bürgers und Bauern und wieder zurück zu Wundern und Feen und zu den Herzen der Kinder. Wie unvollkommen sie auch sein und bleiben muß, sie macht doch anschaulich, wie die Entwicklung der deutschen Literatur sich im Märchen spiegelt und zeigt in allem Wechsel auch die Kräfte, die immer in ihr wirksam waren. Welch ein Wunder bleibt es doch, daß vor unseren Kindern in den deutschen Märchen zugleich die Kindheit des Menschen und der Verlauf unserer ganzen deutschen Dichtung sich aufdeckt!

Uns ſchien unſere Ordnung auch die beſte und pietätvollſte Huldigung für die Brüder Grimm. Sie haben uns die Märchen geſchenkt, wie läßt ſich ihnen beſſer danken als durch den Verſuch, ihnen zu zeigen, wie die Wiſſenſchaft ein Jahrhundert hindurch unabläſſig um die reinere und tiefere Erkenntnis ihrer Märchen ſich bemühte, und wie ſie das Ihre dazu beitrug, die deutſchen Märchen und den deutſchen Geiſt immer feſter zu verbinden? Nun iſt es der Wiſſenſchaft gelungen, an der Hand der Märchen, die ihr die Grimms gaben, bis in das tiefe und zeugende Dunkel der Urzeit vorzudringen und die ununterbrochenen Zuſammenhänge zwiſchen deutſcher Dichtung und deutſchen Märchen aufzudecken.

Eine Fülle anderer Aufgaben zu löſen bleibt ſpäteren Zeiten beſtimmt. Wenn die lebendige Ehrfurcht vor dem Werk der Brüder Grimm anhält, ſo wird es der Forſchung weiter gelingen, die Anfänge, die Verbreitung und die Schickſale jedes Märchens immer genauer zu beſtimmen, das deutſche Gut feſter gegen das fremde abzugrenzen, die Art der Volkstümlichkeit des deutſchen Märchens immer reiner aufzufaſſen und damit zu dem Geiſt vorzudringen und ihn im Märchen zu begreifen, der auch der Geiſt unſeres Volkes iſt.

Dieſe Geſichtspunkte kann vielleicht eine Ausgabe und Ordnung der Märchen in den Vordergrund ſtellen, die abermals nach hundert Jahren in die Welt geht.

1. Märchen von der Unke

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfing zu essen, so kam die Hausunke aus einer Mauerritze hervor gekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte seine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen da saß und die Unke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu

Erstes Märchen

„Unke, Unke, komm geschwind,
Komm herbei, du kleines Ding,
Sollst dein Bröckchen haben,
An der Milch dich laben."

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal sein Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte „Ding, iß auch Brocken". Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier.

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, solange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing in der Nacht der Totenvogel an zu schreien, und das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter zu einem Totenkranz, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

Zweites Märchen

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Unke aus einer Öffnung unten an der Mauer hervorkommen. Geschwind breitete es sein blauseidenes Halstuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Köpfchen so lange dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

2. Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm „ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller „das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen." Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach „jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben." Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat: sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf, und

trat ein kleines Männchen herein und sprach „guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint Sie so sehr?“ / „Ach,“ antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht.“ Sprach das Männchen „was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?“ / „Mein Halsband,“ sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach „was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ / „Meinen Ring von dem Finger,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach „die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ / „Wenn's auch eine Müllerstochter ist,“ dachte er, „eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.“ Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach „was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ / „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte,“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ / „Wer weiß wie das noch geht,“ dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh

zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand wie er gewünſcht hatte, ſo hielt er Hochzeit mit ihr, und die ſchöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte ſie ein ſchönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen: da trat es plötzlich in ihre Kammer und ſprach „nun gib mir was du verſprochen haſt.“ Die Königin erſchrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind laſſen wollte: aber das Männchen ſprach „nein, etwas Lebendes iſt mir lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin ſo an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte: „drei Tage will ich dir Zeit laſſen,“ ſprach es, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, ſo ſollſt du dein Kind behalten.“

Nun beſann ſich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die ſie jemals gehört hatte, und ſchickte einen Boten über Land, der ſollte ſich erkundigen weit und breit was es ſonſt noch für Namen gäbe. Als am anderen Tag das Männchen kam, fing ſie an mit Kaſpar, Melchior, Balzer, und ſagte alle Namen, die ſie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem ſprach das Männlein „ſo heiß ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ ſie in der Nachbarſchaft herumfragen wie die Leute da genannt würden, und ſagte dem Männlein die ungewöhnlichſten und ſeltſamſten Namen vor: „heißt du vielleicht Rippenbieſt oder Hammelswade oder Schnürbein?“ aber es antwortete immer „ſo heiß ich nicht.“ Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte „neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has ſich gute Nacht ſagen, ſo ſah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer ſprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und ſchrie:

„Heute back ich, morgen brau ich,
Übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
Ach, wie gut iſt, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelſtilzchen heiß!“

Da könnt ihr denken wie die Königin froh war, als ſie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und

fragte „nun, Frau Königin, wie heiß ich?“ fragte ſie erſt „heißeſt du Kunz?“ / „Nein.“ / „Heißeſt du Heinz?“ / „Nein.“

„Heißt du etwa Rumpelſtilzchen?“

„Das hat dir der Teufel geſagt, das hat dir der Teufel geſagt,“ ſchrie das Männlein und ſtieß mit dem rechten Fuß vor Zorn ſo tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in ſeiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß ſich ſelbſt mitten entzwei.

3. Die Wichtelmänner

Es war ein Schuſter ohne ſeine Schuld ſo arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun ſchnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächſten Morgen in Arbeit nehmen; und weil er ein gutes Gewiſſen hatte, ſo legte er ſich ruhig zu Bett, befahl ſich dem lieben Gott und ſchlief ein. Morgens, nachdem er ſein Gebet verrichtet hatte und ſich zur Arbeit niederſetzen wollte, ſo ſtanden die beiden Schuhe ganz fertig auf ſeinem Tiſch. Er verwunderte ſich und wußte nicht was er dazu ſagen ſollte. Er nahm die Schuhe in die Hand um ſie näher zu betrachten: ſie waren ſo sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falſch war, gerade als wenn es ein Meiſterſtück ſein ſollte. Bald darauf trat auch ſchon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe ſo gut gefielen, ſo bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuſter konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er ſchnitt ſie abends zu und wollte den nächſten Morgen mit friſchem Mut an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufſtand waren ſie ſchon fertig, und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm ſo viel Geld gaben, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand frühmorgens auch die vier Paar fertig; und ſo ging's immer fort, was er abends zuſchnitt, das war am Morgen verarbeitet, alſo daß er bald wieder ſein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward. Nun geſchah es

Erſtes Märche

eines Abends nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeſchnitten hatte, daß er vor Schlafengehen zu ſeiner Frau ſprach „wie wär's wenn wir dieſe Nacht aufblieben, um zu ſehen wer uns ſolche hilfreiche Hand leiſtet?" Die Frau war's zufrieden und ſteckte ein Licht an; darauf verbargen ſie ſich in den Stubenecken, hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine niedliche nackte Männlein, ſetzten ſich vor des Schuſters Tiſch, nahmen alle zugeſchnittene Arbeit zu ſich und fingen an mit ihren Fingerlein ſo behend und ſchnell zu ſtechen, zu nähen, zu klopfen, daß der Schuſter vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tiſche ſtand, dann ſprangen ſie ſchnell fort.

Am andern Morgen ſprach die Frau „die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen ſo herum, haben nichts am Leib und müſſen frieren. Weißt du was? ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für ſie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe ſtricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu." Der Mann ſprach „das bin ich wohl zufrieden," und abends, wie ſie alles fertig hatten, legten ſie die Geſchenke ſtatt der zugeſchnittenen Arbeit zuſammen auf den Tiſch und verſteckten ſich dann, um mit anzuſehen wie ſich die Männlein dazu anſtellen würden. Um Mitternacht kamen ſie herangeſprungen und wollten ſich gleich an die Arbeit machen, als ſie aber kein zugeſchnittenes Leder, ſondern die niedlichen Kleidungsſtücke fanden, verwunderten ſie ſich erſt, dann aber bezeigten ſie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geſchwindigkeit zogen ſie ſich an, ſtrichen die ſchönen Kleider am Leib und ſangen

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was ſollen wir länger Schuſter ſein!"

Dann hüpften und tanzten ſie, und ſprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten ſie zur Tür hinaus. Von nun an kamen ſie nicht wieder, dem Schuſter aber ging es wohl ſolang er lebte, und es glückte ihm alles was er unternahm.

Es war einmal ein armes Dienſtmädchen, das war fleißig und reinlich, kehrte alle Tage das Haus und ſchüttete das Kehricht auf einen großen Haufen vor die Türe. Eines Morgens, als es eben wieder an die Arbeit gehen wollte, fand es einen Brief darauf, und weil es nicht leſen konnte, ſo ſtellte es den Beſen in die Ecke und brachte den Brief ſeiner Herrſchaft, und da war es eine Einladung von den Wichtelmännern, die baten das Mädchen, ihnen ein Kind aus der Taufe zu heben. Das Mädchen wußte nicht was es tun ſollte, endlich auf vieles Zureden, und weil ſie ihm ſagten, ſo etwas dürfte man nicht abſchlagen, ſo willigte es ein. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen Berg, wo die Kleinen lebten. Es war da alles klein, aber ſo zierlich und prächtig, daß es nicht zu ſagen iſt. Die Kindbetterin lag in einem Bett von ſchwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen, die Decken waren mit Gold geſtickt, die Wiege war von Elfenbein, die Badewanne von Gold. Das Mädchen ſtand nun Gevatter und wollte dann wieder nach Haus gehen, die Wichtelmännlein baten es aber inſtändig drei Tage bei ihnen zu bleiben. Es blieb alſo und verlebte die Zeit in Luſt und Freude, und die Kleinen taten ihm alles zuliebe. Endlich wollte es ſich auf den Rückweg machen, da ſteckten ſie ihm die Taſchen erſt ganz voll Gold und führten es hernach wieder zum Berge heraus. Als es nach Haus kam, wollte es ſeine Arbeit beginnen, nahm den Beſen in die Hand, der noch in der Ecke ſtand und fing an zu kehren. Da kamen fremde Leute aus dem Haus, die fragten wer es wäre und was es da zu tun hätte. Da war es nicht drei Tage, wie es gemeint hatte, ſondern ſieben Jahre bei den kleinen Männern im Berge geweſen, und ſeine vorige Herrſchaft war in der Zeit geſtorben. Zweites Märchen

Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt, und ein Wechſelbalg mit dickem Kopf und ſtarren Augen hineingelegt, der nichts als eſſen und trinken wollte. In ihrer Not ging ſie zu ihrer Nachbarin und fragte ſie um Rat. Die Nachbarin ſagte ſie ſollte den Wechſelbalg in die Küche tragen, auf den Herd ſetzen, Feuer anmachen und in zwei Eierſchalen Waſſer kochen: das bringe den Wechſelbalg zum Lachen, Drittes Märchen

und wenn er lache, dann sei es aus mit ihm. Die Frau tat alles wie die Nachbarin gesagt hatte. Wie sie die Eierschalen mit Wasser über das Feuer setzte, sprach der Klotzkopf

„Nun bin ich so alt
Wie der Westerwald,
Und hab nicht gesehen, daß jemand in Schalen kocht"

und fing an darüber zu lachen. Indem er lachte kam auf einmal eine Menge von Wichtelmännerchen, die brachten das rechte Kind, setzten es auf den Herd und nahmen den Wechselbalg wieder mit fort.

4. Das Totenhemdchen

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach „ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig,

und das Kind kam nicht wieder, ſondern ſchlief in ſeinem unterirdiſchen Bettchen.

5. Der geſtohlene Heller

Es ſaß einmal ein Vater mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern mittags am Tiſch, und ein guter Freund, der zum Beſuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie ſie ſo ſaßen und es zwölf Uhr ſchlug, da ſah der Fremde die Tür aufgehen und ein ſchneeweiß gekleidetes, ganz blaſſes Kindlein hereinkommen. Es blickte ſich nicht um und ſprach auch nichts, ſondern ging geradezu in die Kammer nebenan. Bald darauf kam es zurück und ging ebenſo ſtill wieder zur Türe hinaus. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf eben dieſe Weiſe. Da fragte endlich der Fremde den Vater wem das ſchöne Kind gehörte, das alle Mittag in die Kammer ginge. „Ich habe es nicht geſehen," antwortete er, „und wüßte auch nicht wem es gehören könnte." Am andern Tage, wie es wiederkam, zeigte es der Fremde dem Vater, der ſah es aber nicht, und die Mutter und die Kinder alle ſahen auch nichts. Nun ſtand der Fremde auf, ging zur Kammertüre, öffnete ſie ein wenig und ſchaute hinein. Da ſah er das Kind auf der Erde ſitzen und emſig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verſchwand es. Nun erzählte er was er geſehen hatte und beſchrieb das Kind genau, da erkannte es die Mutter und ſagte „ach, das iſt mein liebes Kind, das vor vier Wochen geſtorben iſt." Sie brachen die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um ſie einem armen Manne zu geben, es hatte aber gedacht „dafür kannſt du dir einen Zwieback kaufen", die Heller behalten und in die Dielenritzen verſteckt; und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt, und war alle Mittage gekommen, um nach den Hellern zu ſuchen. Die Eltern gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher iſt das Kind nicht wieder geſehen worden.

6. Der singende Knochen

Es war einmal in einem Lande große Klage über ein Wildschwein, das den Bauern die Äcker umwühlte, das Vieh tötete und den Menschen mit seinen Hauern den Leib aufriß. Der König versprach einem jeden, der das Land von dieser Plage befreien würde, eine große Belohnung, aber das Tier war so groß und stark, daß sich niemand in die Nähe des Waldes wagte, worin es hauste. Endlich ließ der König bekannt machen, wer das Wildschwein einfange oder töte, solle seine einzige Tochter zur Gemahlin haben.

Nun lebten zwei Brüder in dem Lande, Söhne eines armen Mannes, die meldeten sich und wollten das Wagnis übernehmen. Der älteste, der listig und klug war, tat es aus Hochmut, der jüngste, der unschuldig und dumm war, aus gutem Herzen. Der König sagte „damit ihr desto sicherer das Tier findet, so sollt ihr von entgegengesetzten Seiten in den Wald gehen." Da ging der älteste von Abend und der jüngste von Morgen hinein. Und als der jüngste ein Weilchen gegangen war, so trat ein kleines Männlein zu ihm, das hielt einen schwarzen Spieß in der Hand und sprach „diesen Spieß gebe ich dir, weil dein Herz unschuldig und gut ist, damit kannst du getrost auf das wilde Schwein eingehen, es wird dir keinen Schaden zufügen." Er dankte dem Männlein, nahm den Spieß auf die Schulter und ging ohne Furcht weiter. Nicht lange so erblickte er das Tier, das auf ihn los rannte, er hielt ihm aber den Spieß entgegen, und in seiner blinden Wut rannte es so gewaltig hinein, daß ihm das Herz entzwei geschnitten ward. Da nahm er das Ungetüm auf die Schulter, ging heimwärts und wollte es dem Könige bringen.

Als er auf der andern Seite des Waldes heraus kam, stand da am Eingang ein Haus, wo die Leute sich mit Tanz und Wein lustig machten. Sein ältester Bruder war da eingetreten und hatte gedacht das Schwein liefe ihm doch nicht fort, erst wolle er sich einen

rechten Mut trinken. Als er nun den jüngſten erblickte, der mit ſeiner Beute beladen aus dem Wald kam, ſo ließ ihm ſein neidiſches und boshaftes Herz keine Ruhe. Er rief ihm zu „komm doch herein, lieber Bruder, ruhe dich aus und ſtärke dich mit einem Becher Wein.“ Der jüngſte, der nichts Arges dahinter vermutete, ging hinein und erzählte ihm von dem guten Männlein, das ihm einen Spieß gegeben, womit er das Schwein getötet hätte. Der älteſte hielt ihn bis zum Abend zurück, da gingen ſie zuſammen fort. Als ſie aber in der Dunkelheit zu der Brücke über einen Bach kamen, ließ der älteſte den jüngſten vorangehen, und als er mitten über dem Waſſer war, gab er ihm von hinten einen Schlag, daß er tot hinabſtürzte. Er begrub ihn unter der Brücke, nahm dann das Schwein und brachte es dem König mit dem Vorgeben er habe es getötet; worauf er die Tochter des Königs zur Gemahlin erhielt. Als der jüngſte Bruder nicht wieder kommen wollte, ſagte er „das Schwein wird ihm den Leib aufgeriſſen haben,“ und das glaubte jedermann.

Weil aber vor Gott nichts verborgen bleibt, ſollte auch dieſe ſchwarze Tat ans Licht kommen. Nach langen Jahren trieb ein Hirt einmal ſeine Herde über die Brücke und ſah unten im Sande ein ſchneeweißes Knöchlein liegen und dachte das gäbe ein gutes Mundſtück. Da ſtieg er herab, hob es auf und ſchnitzte ein Mundſtück daraus für ſein Horn. Als er zum erſtenmal darauf geblaſen hatte, ſo fing das Knöchlein zu großer Verwunderung des Hirten von ſelbſt an zu ſingen

„Ach, du liebes Hirtelein,
Du bläſt auf meinem Knöchelein,
Mein Bruder hat mich erſchlagen,
Unter der Brücke begraben
Um das wilde Schwein,
Für des Königs Töchterlein.“

„Was für ein wunderliches Hörnchen,“ ſagte der Hirt, „das von ſelber ſingt, das muß ich dem Herrn König bringen.“ Als er damit vor den König kam, fing das Hörnchen abermals an, ſein Liedchen zu ſingen. Der König verſtand es wohl, und ließ die Erde unter der Brücke aufgraben, da kam das ganze Gerippe des Er-

ſchlagenen zum Vorſchein. Der böſe Bruder konnte die Tat nicht leugnen, ward in einen Sack genäht und lebendig erſäuft, die Gebeine des Gemordeten aber wurden auf den Kirchhof in ein ſchönes Grab zur Ruhe gelegt.

7. Die zwei Brüder

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldſchmied und bös von Herzen: der arme nährte ſich davon, daß er Beſen band, und war gut und redlich. Der arme hatte zwei Kinder, das waren Zwillingsbrüder und ſich ſo ähnlich wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Die zwei Knaben gingen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu eſſen. Es trug ſich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald ging Reiſig zu holen, einen Vogel ſah, der ganz golden war und ſo ſchön, wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf, warf nach ihm und traf ihn auch glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder und brachte ſie ſeinem Bruder, der ſah ſie an, und ſprach „es iſt eitel Gold," und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag ſtieg der Mann auf einen Birkenbaum und wollte ein paar Äſte abhauen: da flog derſelbe Vogel heraus, und als der Mann nachſuchte, fand er ein Neſt, und ein Ei lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ei mit heim und brachte es ſeinem Bruder, der ſprach wiederum „es iſt eitel Gold," und gab ihm was es wert war. Zuletzt ſagte der Goldſchmied „den Vogel ſelber möcht ich wohl haben." Der Arme ging zum drittenmal in den Wald und ſah den Goldvogel wieder auf dem Baum ſitzen: da nahm er einen Stein und warf ihn herunter und brachte ihn ſeinem Bruder, der gab ihm einen großen Haufen Gold dafür. „Nun kann ich mir forthelfen" dachte er und ging zufrieden nach Haus.

Der Goldſchmied war klug und liſtig, und wußte wohl was das

für ein Vogel war. Er rief ſeine Frau, und ſprach „brat mir den Goldvogel und ſorge, daß nichts davon wegkommt: ich habe Luſt ihn ganz allein zu eſſen.“ Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, ſondern ſo wunderbarer Art, daß wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldſtück unter ſeinem Kopfkiſſen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, ſteckte ihn an einen Spieß und ließ ihn braten. Nun geſchah es, daß, während er am Feuer ſtand, und die Frau anderer Arbeiten wegen notwendig aus der Küche gehen mußte, die zwei Kinder des armen Beſenbinders hereinliefen, ſich vor den Spieß ſtellten und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da gerade zwei Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, ſprach der eine „die paar Bißchen wollen wir eſſen, ich bin ſo hungrig, es wird's ja niemand daran merken.“ Da aßen ſie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu, ſah, daß ſie etwas aßen und ſprach „was habt ihr gegeſſen?“/ „Ein paar Stückchen, die aus dem Vogel herausgefallen ſind,“ antworteten ſie. „Das iſt Herz und Leber geweſen,“ ſprach die Frau ganz erſchrocken, und damit ihr Mann nichts vermißte und nicht böſe ward, ſchlachtete ſie geſchwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus und legte es zu dem Goldvogel. Als er gar war, trug ſie ihn dem Goldſchmied auf, der ihn ganz allein verzehrte und nichts übrig ließ. Am andern Morgen aber, als er unter ſein Kopfkiſſen griff, und dachte das Goldſtück hervor zu holen, war ſo wenig wie ſonſt eins zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht was ihnen für ein Glück zuteil geworden war. Am andern Morgen, wie ſie aufſtanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als ſie es aufhoben, da waren's zwei Goldſtücke. Sie brachten ſie ihrem Vater, der wunderte ſich und ſprach „wie ſollte das zugegangen ſein?“ Als ſie aber am andern Morgen wieder zwei fanden, und ſo jeden Tag, da ging er zu ſeinem Bruder und erzählte ihm die ſeltſame Geſchichte. Der Goldſchmied merkte gleich wie es gekommen war und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegeſſen hatten, und um ſich zu rächen und weil er neidiſch und hartherzig war, ſprach er zu dem Vater „deine Kinder ſind mit dem Böſen im Spiel, nimm das Gold nicht, und dulde ſie nicht länger in

deinem Haus, denn er hat Macht über ſie und kann dich ſelbſt noch ins Verderben bringen." Der Vater fürchtete den Böſen, und ſo ſchwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald und verließ ſie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwei Kinder im Wald umher und ſuchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, ſondern verirrten ſich immer weiter. Endlich begegneten ſie einem Jäger, der fragte „wem gehört ihr Kinder?" / „Wir ſind des armen Beſenbinders Jungen," antworteten ſie und erzählten ihm, daß ihr Vater ſie nicht länger im Hauſe hätte behalten wollen, weil alle Morgen ein Goldſtück unter ihrem Kopfkiſſen läge. „Nun," ſagte der Jäger, „das iſt gerade nichts Schlimmes, wenn ihr nur rechtſchaffen dabei bleibt nnd euch nicht auf die faule Haut legt." Der gute Mann, weil ihm die Kinder gefielen und er ſelbſt keine hatte, ſo nahm er ſie mit nach Haus und ſprach „ich will euer Vater ſein und euch groß ziehen." Sie lernten da bei ihm die Jägerei, nnd das Goldſtück, das ein jeder beim Aufſtehen fand, das hob er ihnen auf, wenn ſie's in Zukunft nötig hätten.

Als ſie herangewachſen waren, nahm ſie ihr Pflegvater eines Tages mit in den Wald und ſprach „heute ſollt ihr euern Probeſchuß tun, damit ich euch frei ſprechen und zu Jägern machen kann." Sie gingen mit ihm auf den Anſtand und warteten lange, aber es kam kein Wild. Der Jäger ſah über ſich und ſah eine Kette von Schneegänſen in der Geſtalt eines Dreiecks fliegen, da ſagte er zu dem einen „nun ſchieß von jeder Ecke eine herab." Der tat's und vollbrachte damit ſeinen Probeſchuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen und hatte die Geſtalt der Ziffer zwei: da hieß der Jäger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen, und dem gelang ſein Probeſchuß auch. Nun ſagte der Pflegevater „ich ſpreche euch frei, ihr ſeid ausgelernte Jäger." Darauf gingen die zwei Brüder zuſammen in den Wald, ratſchlagten miteinander und verabredeten etwas. Und als ſie abends ſich zum Eſſen niedergeſetzt hatten, ſagten ſie zu ihrem Pflegevater „wir rühren die Speiſe nicht an, und nehmen keinen Biſſen, bevor Ihr uns eine Bitte gewährt habt." Sprach er, „was iſt denn eure Bitte?" Sie antworteten „wir haben nun

ausgelernt, wir müſſen uns auch in der Welt verſuchen, ſo erlaubt, daß wir fortziehen und wandern." Da ſprach der Alte mit Freuden „ihr redet wie brave Jäger, was ihr begehrt iſt mein eigener Wunſch geweſen; zieht aus, es wird euch wohl ergehen." Darauf aßen und tranken ſie fröhlich zuſammen.

Als der beſtimmte Tag kam, ſchenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchſe und einen Hund und ließ jeden von ſeinen geſparten Goldſtücken nehmen ſoviel er wollte. Darauf begleitete er ſie ein Stück Wegs, und beim Abſchied gab er ihnen noch ein blankes Meſſer und ſprach „wann ihr euch einmal trennt, ſo ſtoßt dies Meſſer am Scheideweg in einen Baum, daran kann einer, wenn er zurückkommt, ſehen wie es ſeinem abweſenden Bruder ergangen iſt, denn die Seite, nach welcher dieſer ausgezogen iſt, roſtet, wann er ſtirbt: ſolange er aber lebt, bleibt ſie blank." Die zwei Brüder gingen immer weiter fort und kamen in einen Wald, ſo groß, daß ſie unmöglich in einem Tag heraus konnten. Alſo blieben ſie die Nacht darin und aßen was ſie in die Jägertaſche geſteckt hatten; ſie gingen aber auch noch den zweiten Tag und kamen nicht heraus. Da ſie nichts zu eſſen hatten, ſo ſprach der eine „wir müſſen uns etwas ſchießen, ſonſt leiden wir Hunger," lud ſeine Büchſe und ſah ſich um. Und als ein alter Haſe daher gelaufen kam, legte er an, aber der Haſe rief

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Sprang auch gleich ins Gebüſch und brachte zwei Junge; die Tierlein ſpielten aber ſo munter und waren ſo artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten ſie zu töten. Sie behielten ſie alſo bei ſich, und die kleinen Haſen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf ſchlich ein Fuchs vorbei, den wollten ſie niederſchießen, aber der Fuchs rief

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Er brachte auch zwei Füchslein, und die Jäger mochten ſie auch nicht töten, gaben ſie den Haſen zur Geſellſchaft, und ſie folgten ihnen nach. Nicht lange, ſo ſchritt ein Wolf aus dem Dickicht, die Jäger legten auf ihn an, aber der Wolf rief

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Die zwei jungen Wölfe taten die Jäger zu den anderen Tieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär, der wollte gern noch länger herumtraben, und rief

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Die zwei jungen Bären wurden zu den andern gesellt und waren ihrer schon acht. Endlich, wer kam? ein Löwe kam und schüttelte seine Mähne. Aber die Jäger ließen sich nicht schrecken und zielten auf ihn: aber der Löwe sprach gleichfalls

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Er holte auch seine Jungen herbei, und nun hatten die Jäger zwei Löwen, zwei Bären, zwei Wölfe, zwei Füchse und zwei Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war ihr Hunger damit nicht gestillt worden, da sprachen sie zu den Füchsen, „hört, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu essen, ihr seid ja listig und verschlagen." Sie antworteten „nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben; den Weg dahin wollen wir euch zeigen." Da gingen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu essen und ließen auch ihren Tieren Futter geben, und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend, wo die Hühnerhöfe waren und konnten die Jäger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden, wo sie zusammen geblieben wären, da sprachen sie „es geht nicht anders, wir müssen uns trennen." Sie teilten die Tiere, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wolf, einen Fuchs und einen Hasen bekam: dann nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod und stießen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Tieren in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er ging in ein Wirtshaus und fragte den Wirt ob er nicht seine Tiere herbergen könnte.

Der Wirt gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war: da kroch der Haſe hinaus und holte ſich ein Kohlhaupt, und der Fuchs holte ſich ein Huhn, und als er das gefreſſen hatte, auch den Hahn dazu; der Wolf aber, der Bär und der Löwe, weil ſie zu groß waren, konnten nicht hinaus. Da ließ ſie der Wirt hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Raſen lag, daß ſie ſich ſatt fraßen. Und als der Jäger für ſeine Tiere geſorgt hatte, fragte er erſt den Wirt, warum die Stadt ſo mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirt „weil morgen unſeres Königs einzige Tochter ſterben wird." Fragte der Jäger „iſt ſie ſterbenskrank?" / „Nein," antwortete der Wirt, „ſie iſt friſch und geſund, aber ſie muß doch ſterben." / „Wie geht das zu?" fragte der Jäger. „Draußen vor der Stadt iſt ein hoher Berg, darauf wohnt ein Drache, der muß alle Jahre eine reine Jungfrau haben, ſonſt verwüſtet er das ganze Land. Nun ſind ſchon alle Jungfrauen hingegeben, und iſt niemand mehr übrig, als die Königstochter, dennoch iſt keine Gnade, ſie muß ihm überliefert werden; und das ſoll morgen geſchehen". Sprach der Jäger „warum wird der Drache nicht getötet?" / „Ach," antwortete der Wirt, „ſo viele Ritter haben's verſucht, aber alleſamt ihr Leben eingebüßt; der König hat dem, der den Drachen beſiegt, ſeine Tochter zur Frau verſprochen, und er ſoll auch nach ſeinem Tode das Reich erben."

Der Jäger ſagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er ſeine Tiere und ſtieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da ſtand oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar ſtanden drei gefüllte Becher und dabei war die Schrift „wer die Becher austrinkt, wird der ſtärkſte Mann auf Erden, und wird das Schwert führen, das vor der Türſchwelle vergraben liegt." Der Jäger trank da nicht, ging hinaus und ſuchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da ging er hin und trank die Becher aus und war nun ſtark genug das Schwert aufzunehmen und ſeine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam, wo die Jungfrau dem Drachen ſollte ausgeliefert werden, begleitete ſie der König, der Marſchall und die Hofleute hinaus. Sie ſah von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberg und meinte der Drache ſtände da und er-

wartete ſie, und wollte nicht hinaufgehen, endlich aber, weil die ganze Stadt ſonſt wäre verloren geweſen, mußte ſie den ſchweren Gang tun. Der König und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim, des Königs Marſchall aber ſollte ſtehen bleiben und aus der Ferne alles mit anſehen.

Als die Königstochter oben auf den Berg kam, ſtand da nicht der Drache, ſondern der junge Jäger, der ſprach ihr Troſt ein und ſagte er wollte ſie retten, führte ſie in die Kirche und verſchloß ſie darin. Gar nicht lange, ſo kam mit großem Gebraus der ſiebenköpfige Drache daher gefahren. Als er den Jäger erblickte, verwunderte er ſich und ſprach „was haſt du hier auf dem Berge zu ſchaffen?" Der Jäger antwortete „ich will mit dir kämpfen." Sprach der Drache „ſo mancher Rittersmann hat hier ſein Leben gelaſſen, mit dir will ich auch fertig werden," und atmete Feuer aus ſieben Rachen. Das Feuer ſollte das trockne Gras anzünden und der Jäger ſollte in der Glut und dem Dampf erſticken, aber die Tiere kamen herbeigelaufen und traten das Feuer aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger, aber er ſchwang ſein Schwert, daß es in der Luft ſang, und ſchlug ihm drei Köpfe ab. Da ward der Drache erſt recht wütend, erhob ſich in die Luft, ſpie die Feuerflammen über den Jäger aus und wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber der Jäger zückte nochmals ſein Schwert und hieb ihm wieder drei Köpfe ab. Das Untier ward matt und ſank nieder, und wollte doch wieder auf den Jäger los, aber er ſchlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab, und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er ſeine Tiere herbei, die zerriſſen es in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, ſchloß der Jäger die Kirche auf, und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angſt und Schrecken während des Streites vergangen waren. Er trug ſie heraus, und als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam und die Augen aufſchlug, zeigte er ihr den zerriſſenen Drachen und ſagte ihr, daß ſie nun erlöſt wäre. Sie freute ſich und ſprach „nun wirſt du mein liebſter Gemahl werden, denn mein Vater hat mich demjenigen verſprochen, der den Drachen tötet." Darauf hing ſie ihr Halsband von Korallen ab, und verteilte es unter die Tiere, um ſie zu belohnen, und der Löwe erhielt das goldene Schlößchen

davon. Ihr Taſchentuch aber, in dem ihr Name ſtand, ſchenkte ſie dem Jäger, der ging hin und ſchnitt aus den ſieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte ſie in das Tuch und verwahrte ſie wohl.

Als das geſchehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf ſo matt und müde war, ſprach er zur Jungfrau „wir ſind beide ſo matt und müde, wir wollen ein wenig ſchlafen." Da ſagte ſie ja, und ſie ließen ſich auf die Erde nieder, und der Jäger ſprach zu dem Löwen „du ſollſt wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt," und beide ſchliefen ein. Der Löwe legte ſich neben ſie, um zu wachen, aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bären rief und ſprach „lege dich neben mich, ich muß ein wenig ſchlafen, und wenn was kommt ſo wecke mich auf." Da legte ſich der Bär neben ihn, aber er war auch müde und rief den Wolf und ſprach „lege dich neben mich, ich muß ein wenig ſchlafen, und wenn was kommt, ſo wecke mich auf." Da legte ſich der Wolf neben ihn, aber er war auch müde und rief den Fuchs und ſprach „lege dich neben mich, ich muß ein wenig ſchlafen, und wenn was kommt, ſo wecke mich auf." Da legte ſich der Fuchs neben ihn, aber er war auch müde, rief den Haſen und ſprach „lege dich neben mich, ich muß ein wenig ſchlafen, und wenn was kommt, ſo wecke mich auf." Da ſetzte ſich der Haſe neben ihn, aber der arme Has war auch müde, und hatte niemand den er zur Wache herbeirufen konnte, und ſchlief ein. Da ſchlief nun die Königstochter, der Jäger, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Has, und ſchliefen alle einen feſten Schlaf.

Der Marſchall aber, der von weitem hatte zuſchauen ſollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen ſah und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm ſich ein Herz und ſtieg hinauf. Da lag der Drache zerſtückt und zerriſſen an der Erde und nicht weit davon die Königstochter und ein Jäger mit ſeinen Tieren, die waren alle in tiefen Schlaf verſunken. Und weil er bös und gottlos war, ſo nahm er ſein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab, und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug ſie den Berg hinab. Da erwachte ſie und erſchrak, aber der Marſchall ſprach „du biſt in meinen Händen, du ſollſt ſagen, daß ich es ge-

weſen bin, der den Drachen getötet hat." / „Das kann ich nicht," antwortete ſie, „denn ein Jäger mit ſeinen Tieren hat's getan." Da zog er ſein Schwert und drohte ſie zu töten, wo ſie ihm nicht gehorchte, und zwang ſie damit, daß ſie es verſprach. Darauf brachte er ſie vor den König, der ſich vor Freuden nicht zu laſſen wußte, als er ſein liebes Kind wieder lebend erblickte, das er von dem Untier zerriſſen glaubte. Der Marſchall ſprach zu ihm „ich habe den Drachen getötet, und die Jungfrau und das ganze Reich befreit, darum fordere ich ſie zur Gemahlin, ſo wie es zugeſagt iſt." Der König fragte die Jungfrau „iſt das wahr, was er ſpricht?" / „Ach ja," antwortete ſie, „es muß wohl wahr ſein: aber ich halte mir aus, daß erſt über Jahr und Tag die Hochzeit gefeiert wird," denn ſie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Tiere neben dem toten Herrn und ſchliefen, da kam eine große Hummel und ſetzte ſich dem Haſen auf die Naſe, aber der Haſe wiſchte ſie mit der Pfote ab und ſchlief weiter. Die Hummel kam zum zweitenmal, aber der Haſe wiſchte ſie wieder ab und ſchlief fort. Da kam ſie zum drittenmal und ſtach ihn in die Naſe, daß er aufwachte. Sobald der Haſe wach war, weckte er den Fuchs, und der Fuchs den Wolf, und der Wolf den Bär, und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte und ſah, daß die Jungfrau fort war und ſein Herr tot, fing er an fürchterlich zu brüllen und rief „wer hat das vollbracht? Bär, warum haſt du mich nicht geweckt?" der Bär fragte den Wolf „warum haſt du mich nicht geweckt?" und der Wolf den Fuchs „warum haſt du mich nicht geweckt?" und der Fuchs den Haſen „warum haſt du mich nicht geweckt?" Der arme Has wußte allein nichts zu antworten und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten ſie über ihn herfallen, aber er bat und ſprach „bringt mich nicht um, ich will unſern Herrn wieder lebendig machen. Ich weiß einen Berg, da wächſt eine Wurzel, wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweihundert Stunden von hier." Sprach der Löwe „in vierundzwanzig Stunden mußt du hin- und hergelaufen ſein und die Wurzel mitbringen." Da

ſprang der Haſe fort, und in vierundzwanzig Stunden war er wieder zurück, und brachte die Wurzel mit. Der Löwe ſetzte dem Jäger den Kopf wieder an, und der Haſe ſteckte ihm die Wurzel in den Mund, alsbald fügte ſich alles wieder zuſammen, und das Herz ſchlug und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger und erſchrak als er die Jungfrau nicht mehr ſah, und dachte „ſie iſt wohl fortgegangen, während ich ſchlief, um mich los zu werden.“ Der Löwe hatte in der großen Eile ſeinem Herrn den Kopf verkehrt aufgeſetzt, der aber merkte es nicht bei ſeinen traurigen Gedanken an die Königstochter: erſt zu Mittag, als er etwas eſſen wollte, da ſah er daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu ſtand, konnte es nicht begreifen und fragte die Tiere was ihm im Schlaf widerfahren wäre? Da erzählte ihm der Löwe, daß ſie auch alle aus Müdigkeit eingeſchlafen wären und beim Erwachen hätten ſie ihn tot gefunden mit abgeſchlagenem Haupte, der Haſe hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eile den Kopf verkehrt gehalten; doch wollte er ſeinen Fehler wieder gut machen. Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Haſe heilte ihn mit der Wurzel feſt.

Der Jäger aber war traurig, zog in der Welt herum und ließ ſeine Tiere vor den Leuten tanzen. Es trug ſich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieſelbe Stadt kam, wo er die Königstochter vom Drachen erlöſt hatte und die Stadt war diesmal ganz mit rotem Scharlach ausgehängt. Da ſprach er zum Wirt „was will das ſagen? vorm Jahr war die Stadt mit ſchwarzem Flor überzogen, was ſoll heute der rote Scharlach?“ Der Wirt antwortete „vorm Jahr ſollte unſers Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden, aber der Marſchall hat mit ihm gekämpft und ihn getötet, und da ſoll morgen ihre Vermählung gefeiert werden; darum war die Stadt damals mit ſchwarzem Flor zur Trauer, und iſt heute mit rotem Scharlach zur Freude ausgehängt.“

Am andern Tag, wo die Hochzeit ſein ſollte, ſprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirt „glaubt Er wohl, Herr Wirt, daß ich heut Brot von des Königs Tiſch hier bei Ihm eſſen will?“ / „Ja,“ ſprach der Wirt, „da wollt ich doch noch hundert Goldſtücke dran

ſetzen, daß das nicht wahr iſt." Der Jäger nahm die Wette an und ſetzte einen Beutel mit ebenſoviel Goldſtücken dagegen. Dann rief er den Haſen und ſprach „geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot, das der König ißt." Nun war das Häslein das geringſte und konnte es keinem andern wieder auftragen, ſondern mußte ſich ſelbſt auf die Beine machen. „Ei," dachte es, „wann ich ſo allein durch die Straßen ſpringe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein ſein." Wie es dachte, ſo geſchah es auch, und die Hunde kamen hinter ihm drein und wollten ihm ſein gutes Fell flicken. Es ſprang aber, haſt du nicht geſehen! und flüchtete ſich in ein Schilderhaus ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde und wollten es heraushaben, aber der Soldat verſtand keinen Spaß und ſchlug mit dem Kolben drein, daß ſie ſchreiend und heulend fortliefen. Als der Haſe merkte, daß die Luft rein war, ſprang er zum Schloß hinein und gerade zur Königstochter, ſetzte ſich unter ihren Stuhl, und kratzte ſie am Fuß. Da ſagte ſie „willſt du fort!" und meinte es wäre ihr Hund. Der Haſe kratzte zum zweitenmal am Fuß, da ſagte ſie wieder „willſt du fort!" und meinte es wäre ihr Hund. Aber der Haſe ließ ſich nicht irre machen und kratzte zum drittenmal, da guckte ſie herab, und erkannte den Haſen an ſeinem Halsband. Nun nahm ſie ihn auf ihren Schoß, trug ihn in ihre Kammer und ſprach „lieber Haſe, was willſt du?" Antwortete er „mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier und ſchickt mich, ich ſoll um ein Brot bitten, wie es der König ißt." Da war ſie voll Freude, und ließ den Bäcker kommen und befahl ihm ein Brot zu bringen, wie es der König aß. Sprach das Häslein „aber der Bäcker muß mir's auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts tun." Der Bäcker trug es ihm bis an die Türe der Wirtsſtube, da ſtellte ſich der Haſe auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten und brachte es ſeinem Herrn. Da ſprach der Jäger „ſieht Er, Herr Wirt, die hundert Goldſtücke ſind mein." Der Wirt wunderte ſich, aber der Jäger ſagte weiter „ja, Herr Wirt, das Brot hätt ich, nun will ich aber auch von des Königs Braten eſſen." Der Wirt ſagte „das möcht ich ſehen," aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den

Fuchs und ſprach „mein Füchslein, geh hin und hol mir Braten, wie ihn der König ißt.“ Der Rotfuchs wußte die Schliche beſſer, ging an den Ecken und durch die Winkel, ohne daß ihn ein Hund ſah, ſetzte ſich unter der Königstochter Stuhl, und kratzte an ihrem Fuß. Da ſah ſie herab und erkannte den Fuchs am Halsband, nahm ihn mit in ihre Kammer und ſprach „lieber Fuchs, was willſt du?“ Antwortete er „mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier, und ſchickt mich, ich ſoll bitten um einen Braten, wie ihn der König ißt.“ Da ließ ſie den Koch kommen, der mußte einen Braten, wie ihn der König aß, anrichten, und dem Fuchs bis an die Türe tragen; da nahm ihm der Fuchs die Schüſſel ab, wedelte mit ſeinem Schwanz erſt die Fliegen weg, die ſich auf den Braten geſetzt hatten, und brachte ihn dann ſeinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt,“ ſprach der Jäger, „Brot und Fleiſch iſt da, nun will ich auch Zugemüs eſſen, wie es der König ißt.“ Da rief er den Wolf und ſprach „lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs, wie's der König ißt“. Da ging der Wolf geradezu ins Schloß, weil er ſich vor niemand fürchtete, und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zupfte er ſie hinten am Kleid, daß ſie ſich umſchauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer und ſprach „lieber Wolf, was willſt du?“ Antwortete er „mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um ein Zugemüs, wie es der König ißt.“ Da ließ ſie den Koch kommen, der mußte ein Zugemüs bereiten, wie es der König aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Türe tragen, da nahm ihm der Wolf die Schüſſel ab und brachte ſie ſeinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt,“ ſprach der Jäger, „nun hab ich Brot, Fleiſch und Zugemüs, aber ich will auch Zuckerwerk eſſen, wie es der König ißt.“ Rief er den Bären und ſprach „lieber Bär, du leckſt doch gern etwas Süßes, geh hin und hol mir Zuckerwerk, wie's der König ißt.“ Da trabte der Bär nach dem Schloſſe und ging ihm jedermann aus dem Wege: als er aber zu der Wache kam, hielt ſie die Flinten vor und wollte ihn nicht ins königliche Schloß laſſen. Aber er hob ſich in die Höhe und gab mit ſeinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zuſammenfiel, und darauf ging er geradesweges zu der

Königstochter, ſtellte ſich hinter ſie und brummte ein wenig. Da ſchaute ſie rückwärts und erkannte den Bären, und hieß ihn mitgehn in ihre Kammer und ſprach „lieber Bär, was willſt du?" Antwortete er „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um Zuckerwerk, wie's der König ißt." Da ließ ſie den Zuckerbäcker kommen, der mußte Zuckerwerk backen, wie's der König aß, und dem Bären vor die Türe tragen: da leckte der Bär erſt die Zuckererbſen auf, die heruntergerollt waren, dann ſtellte er ſich aufrecht, nahm die Schüſſel, und brachte ſie ſeinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt," ſprach der Jäger, „nun hab ich Brot, Fleiſch, Zugemüs und Zuckerwerk, aber ich will auch Wein trinken, wie ihn der König trinkt." Er rief ſeinen Löwen herbei und ſprach „lieber Löwe, du trinkſt dir doch gerne einen Rauſch, geh und hol mir Wein, wie ihn der König trinkt." Da ſchritt der Löwe über die Straße, und die Leute liefen vor ihm, und als er an die Wache kam, wollte ſie den Weg ſperren, aber er brüllte nur einmal, ſo ſprang alles fort. Nun ging der Löwe vor das königliche Zimmer und klopfte mit ſeinem Schweif an die Türe. Da kam die Königstochter heraus, und wäre faſt über den Löwen erſchrocken, aber ſie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande, und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen und ſprach „lieber Löwe, was willſt du?" Antwortete der „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um Wein, wie ihn der König trinkt." Da ließ ſie den Mundſchenk kommen, der ſollte dem Löwen Wein geben, wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe „ich will mitgehen und ſehen, daß ich den rechten kriege." Da ging er mit dem Mundſchenk hinab, und als ſie unten hinkamen, wollte ihm dieſer von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken, aber der Löwe ſprach „halt! ich will den Wein erſt verſuchen," zapfte ſich ein halbes Maß und ſchluckte es auf einmal hinab. „Nein," ſagte er, „das iſt nicht der rechte." Der Mundſchenk ſah ihn ſchief an, ging aber und wollte ihm aus einem andern Faß geben, das für des Königs Marſchall war. Sprach der Löwe „halt! erſt will ich den Wein verſuchen," zapfte ſich ein halbes Maß und trank es, „der iſt beſſer, aber noch nicht der rechte." Der ward der Mundſchenk bös und ſprach „was

ſo ein dummes Vieh vom Wein verſtehen will!“ Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unſanft zur Erde fiel, und als er ſich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz ſtillſchweigens in einen kleinen beſonderen Keller, wo des Königs Wein lag, von dem ſonſt kein Menſch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte ſich erſt ein halbes Maß und verſuchte den Wein, dann ſprach er „das kann von dem rechten ſein,“ und hieß den Mundſchenk ſechs Flaſchen füllen. Nun ſtiegen ſie herauf, wie der Löwe aber aus dem Keller ins Freie kam, ſchwankte er hin und her und war ein wenig trunken, und der Mundſchenk mußte ihm den Wein bis vor die Türe tragen, da nahm der Löwe den Henkelkorb in das Maul und brachte ihn ſeinem Herrn. Sprach der Jäger „ſieht Er, Herr Wirt, da hab ich Brot, Fleiſch, Zugemüs, Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat, nun will ich mit meinen Tieren Mahlzeit halten,“ und ſetzte ſich hin, aß und trank, und gab dem Haſen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bär und dem Löwen auch davon zu eſſen und zu trinken, und war guter Dinge, denn er ſah, daß ihn die Königstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten hatte, ſprach er „Herr Wirt, nun hab ich gegeſſen und getrunken, wie der König ißt und trinkt, jetzt will ich an des Königs Hof gehen und die Königstochter heiraten.“ Fragte der Wirt „wie ſoll das zugehen, da ſie ſchon einen Bräutigam hat, und heute die Vermählung gefeiert wird?“ Da zog der Jäger das Taſchentuch heraus, das ihm die Königstochter auf dem Drachenberg gegeben hatte, und worin die ſieben Zungen des Untiers eingewickelt waren, und ſprach „dazu ſoll mir helfen was ich da in der Hand halte.“ Da ſah der Wirt das Tuch an und ſprach „wenn ich alles glaube, ſo glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran ſetzen.“ Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, ſtellte ihn auf den Tiſch und ſagte „das ſetze ich dagegen.“

Nun ſprach der König an der königlichen Tafel zu ſeiner Tochter „was haben die wilden Tiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein- und ausgegangen ſind?“ Da antwortete ſie „ich darf's nicht ſagen, aber ſchickt hin und laßt den Herrn dieſer Tiere holen, ſo werdet Ihr wohl tun.“ Der König

ſchickte einen Diener ins Wirtshaus und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jäger mit dem Wirt gewettet hatte. Da ſprach er „ſieht Er, Herr Wirt, da ſchickt der König einen Diener, und läßt mich einladen, aber ich gehe ſo noch nicht.“ Und zu dem Diener ſagte er „ich laſſe den Herrn König bitten, daß er mir königliche Kleider ſchickt, einen Wagen mit ſechs Pferden und Diener, die mir aufwarten.“ Als der König die Antwort hörte, ſprach er zu ſeiner Tochter „was ſoll ich tun?“ Sagte ſie „laßt ihn holen wie er's verlangt, ſo werdet Ihr wohl tun.“ Da ſchickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit ſechs Pferden und Diener, die ihm aufwarten ſollten. Als der Jäger ſie kommen ſah, ſprach er „ſieht Er, Herr Wirt, nun werde ich abgeholt wie ich es verlangt habe,“ und zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen und fuhr zum König. Als ihn der König kommen ſah, ſprach er zu ſeiner Tochter „wie ſoll ich ihn empfangen?“ Antwortete ſie „geht ihm entgegen, ſo werdet Ihr wohl tun.“ Da ging ihm der König entgegen und führte ihn herauf, und ſeine Tiere folgten ihm nach. Der König wies ihm einen Platz an neben ſich und ſeiner Tochter, der Marſchall ſaß auf der andern Seite, als Bräutigam, aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die ſieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen, und der König ſprach „die ſieben Häupter hat der Marſchall dem Drachen abgeſchlagen, darum geb ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin.“ Da ſtand der Jäger auf, öffnete die ſieben Rachen und ſprach „wo ſind die ſieben Zungen des Drachen?“ Da erſchrak der Marſchall, ward bleich und wußte nicht was er antworten ſollte, endlich ſagte er in der Angſt „Drachen haben keine Zungen“. Sprach der Jäger „die Lügner ſollten keine haben, aber die Drachenzungen ſind das Wahrzeichen des Siegers,“ und wickelte das Tuch auf, da lagen ſie alle ſieben darin, und dann ſteckte er jede Zunge in den Rachen, in den ſie gehörte und ſie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter geſtickt war, und zeigte es der Jungfrau und fragte ſie, wem ſie es gegeben hätte, da antwortete ſie „dem, der den Drachen getötet hat.“ Und dann rief er ſein Getier, nahm jedem das Hals-

band und dem Löwen das goldene Schloß ab, und zeigte es der Jungfrau und fragte, wem es angehörte. Antwortete ſie „das Halsband und das goldene Schloß waren mein, ich habe es unter die Tiere verteilt, die den Drachen beſiegen halfen.“ Da ſprach der Jäger „als ich müde von dem Kampf geruht und geſchlafen habe, da iſt der Marſchall gekommen und hat mir den Kopf abgehauen. Dann hat er die Königstochter fortgetragen und vorgegeben er ſei es geweſen, der den Drachen getötet habe; und daß er gelogen hat, beweiſe ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband.“ Und dann erzählte er wie ihn ſeine Tiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten, und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen und endlich wieder hierher gekommen wäre, wo er den Betrug des Marſchalls durch die Erzählung des Wirtes erfahren hätte. Da fragte der König ſeine Tochter „iſt es wahr, daß dieſer den Drachen getötet hat?“ Da antwortete ſie „ja, es iſt wahr; jetzt darf ich die Schandtat des Marſchalls offenbaren, weil ſie ohne mein Zutun an den Tag gekommen iſt, denn er hat mir das Verſprechen zu ſchweigen abgezwungen. Darum aber habe ich mir ausgehalten, daß erſt in Jahr und Tag die Hochzeit ſollte gefeiert werden.“ Da ließ der König zwölf Ratsherren rufen, die ſollten über den Marſchall Urteil ſprechen, und die urteilten, daß er müßte von vier Ochſen zerriſſen werden. Alſo ward der Marſchall gerichtet, der König aber übergab ſeine Tochter dem Jäger und ernannte ihn zu ſeinem Statthalter im ganzen Reich. Die Hochzeit ward mit großen Freuden gefeiert, und der junge König ließ ſeinen Vater und Pflegevater holen und überhäufte ſie mit Schätzen. Den Wirt vergaß er auch nicht, und ließ ihn kommen und ſprach zu ihm „ſieht Er, Herr Wirt, die Königstochter habe ich geheiratet, und ſein Haus und Hof ſind mein.“ Sprach der Wirt „ja, das wäre nach den Rechten.“ Der junge König aber ſagte „es ſoll nach Gnaden gehen: Haus und Hof ſoll Er behalten, und die tauſend Goldſtücke ſchenke ich Ihm noch dazu.“

Nun waren der junge König und die junge Königin guter Dinge und lebten vergnügt zuſammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das ſeine Freude war, und die treuen Tiere mußten

ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald, von dem hieß es, er wäre nicht geheuer, und wäre einer erſt darin, ſo käme er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Luſt darin zu jagen und ließ dem alten König keine Ruhe bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus und als er zu dem Wald kam, ſah er eine ſchneeweiße Hirſchkuh darin und ſprach zu ſeinen Leuten „haltet hier bis ich zurück komme, ich will das ſchöne Wild jagen" und ritt ihm nach in den Wald hinein, und nur ſeine Tiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend, aber er kam nicht wieder: da ritten ſie heim und erzählten der jungen Königin „der junge König iſt im Zauberwald einer weißen Hirſchkuh nachgejagt und iſt nicht wieder gekommen." Da war ſie in großer Beſorgnis um ihn. Er war aber dem ſchönen Wild immer nachgeritten und konnte es niemals einholen; wenn er meinte es wäre ſchußrecht, ſo ſah er es gleich wieder in weiter Ferne dahin ſpringen, und endlich verſchwand es ganz. Nun merkte er, daß er tief in den Wald hineingeraten war, nahm ſein Horn und blies, aber er bekam keine Antwort, denn ſeine Leute konnten's nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, ſah er, daß er dieſen Tag nicht heim kommen könnte, ſtieg ab, machte ſich bei einem Baum ein Feuer an und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer ſaß, und ſeine Tiere ſich auch neben ihn gelegt hatten, deuchte ihn als hörte er eine menſchliche Stimme: er ſchaute umher, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Ächzen wie von oben her, da blickte er in die Höhe und ſah ein altes Weib auf dem Baum ſitzen, das jammerte in einem fort „hu, hu, hu, was mich friert!" Sprach er „ſteig herab und wärme dich, wenn dich friert." Sie aber ſagte „nein, deine Tiere beißen mich." Antwortete er „ſie tun dir nichts, altes Mütterchen, komm nur herunter." Sie war aber eine Hexe und ſprach „ich will dir eine Rute von dem Baum herabwerfen, wenn du ſie damit auf den Rücken ſchlägſt, tun ſie mir nichts." Da warf ſie ihm ein Rütlein herab, und er ſchlug ſie damit, alsbald lagen ſie ſtill und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Tieren ſicher war, ſprang ſie herunter und rührte auch ihn mit einer Rute an und verwandelte

ihn in Stein. Darauf lachte ſie und ſchleppte ihn und die Tiere in einen Graben, wo ſchon mehr ſolcher Steine lagen.

Als aber der junge König gar nicht wieder kam, ward die Angſt und Sorge der Königin immer größer. Nun trug ſich zu, daß gerade in dieſer Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Oſten gewandelt war, in das Königreich kam. Er hatte einen Dienſt geſucht und keinen gefunden, war dann herumgezogen hin und her, und hatte ſeine Tiere tanzen laſſen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem Meſſer ſehen, das ſie bei ihrer Trennung in einen Baumſtamm geſtoßen hatten, um zu erfahren wie es ſeinem Bruder ginge. Wie er dahin kam, war ſeines Bruders Seite halb verroſtet und halb war ſie noch blank. Da erſchrak er und dachte „meinem Bruder muß ein großes Unglück zugeſtoßen ſein, doch kann ich ihn vielleicht noch retten, denn die Hälfte des Meſſers iſt noch blank.“ Er zog mit ſeinen Tieren gen Weſten, und als er in das Stadttor kam, trat ihm die Wache entgegen und fragte ob ſie ihn bei ſeiner Gemahlin melden ſollte: die junge Königin wäre ſchon ſeit ein paar Tagen in großer Angſt über ſein Ausbleiben und fürchtete er wäre im Zauberwald umgekommen. Die Wache nämlich glaubte nicht anders als er wäre der junge König ſelbſt, ſo ähnlich ſah er ihm, und hatte auch die wilden Tiere hinter ſich laufen. Da merkte er, daß von ſeinem Bruder die Rede war und dachte „es iſt das beſte, ich gebe mich für ihn aus, ſo kann ich ihn wohl leichter erretten.“ Alſo ließ er ſich von der Wache ins Schloß begleiten und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Königin meinte nicht anders als es wäre ihr Gemahl und fragte ihn, warum er ſo lange ausgeblieben wäre. Er antwortete „ich hatte mich in einem Walde verirrt und konnte mich nicht eher wieder heraus finden.“ Abends ward er in das königliche Bette gebracht, aber er legte ein zweiſchneidiges Schwert zwiſchen ſich und die junge Königin: ſie wußte nicht, was das heißen ſollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage und erforſchte derweil alles, wie es mit dem Zauberwald beſchaffen war, endlich ſprach er „ich muß noch einmal dort jagen.“ Der König und die junge Königin wollten es ihm ausreden, aber er beſtand darauf und zog mit großer

Begleitung hinaus. Als er in den Wald gekommen war, erging es ihm wie seinem Bruder, er sah eine weiße Hirschkuh und sprach zu seinen Leuten „bleibt hier und wartet, bis ich wiederkomme, ich will das schöne Wild jagen," ritt in den Wald hinein, und seine Tiere liefen ihm nach. Aber er konnte die Hirschkuh nicht einholen, und geriet so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hörte er über sich ächzen „hu, hu, hu, wie mich friert!" Da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er „wenn dich friert, so komm herab, altes Mütterchen, und wärme dich." Antwortete sie „nein, deine Tiere beißen mich." Er aber sprach „sie tun dir nichts." Da rief sie „ich will dir eine Rute hinabwerfen, wenn du sie damit schlägst, so tun sie mir nichts." Wie der Jäger das hörte, traute er der Alten nicht, und sprach „meine Tiere schlag ich nicht, komm du herunter, oder ich hol dich." Da rief sie „was willst du wohl? Du tust mir noch nichts." Er aber antwortete „kommst du nicht, so schieß ich dich herunter." Sprach sie „schieß nur zu, vor deinen Kugeln fürchte ich mich nicht." Da legte er an und schoß nach ihr, aber die Hexe war fest gegen alle Bleikugeln, lachte, daß es gellte, und rief „du sollst mich noch nicht treffen." Der Jäger wußte Bescheid, riß sich drei silberne Knöpfe vom Rock und lud sie in die Büchse, denn dagegen war ihre Kunst umsonst, und als er losdrückte, stürzte sie gleich mit Geschrei herab. Da stellte er den Fuß auf sie und sprach „alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf mit beiden Händen und werfe dich ins Feuer. Sie war in großer Angst, bat um Gnade und sagte „er liegt mit seinen Tieren versteinert in einem Graben." Da zwang er sie mit hinzugehen, drohte ihr und sprach „alte Meerkatze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe, die hier liegen, lebendig, oder du kommst ins Feuer." Sie nahm eine Rute und rührte die Steine an, da wurde sein Bruder mit den Tieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute, Handwerker, Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreiung und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als sie sich wiedersahen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie und legten sie ins Feuer, und als sie ver-

brannt war, da tat ſich der Wald von ſelbſt auf, und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drei Stunden Wegs ſehen.

Nun gingen die zwei Brüder zuſammen nach Haus und erzählten einander auf dem Weg ihre Schickſale. Und als der jüngſte ſagte, er wäre an des Königs Statt Herr im ganzen Lande, ſprach der andere „das hab ich wohl gemerkt, denn als ich in die Stadt kam und für dich angeſehen ward, da geſchah mir alle königliche Ehre: die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl, und ich mußte an ihrer Seite eſſen und in deinem Bett ſchlafen. Wie das der andere hörte, ward er ſo eiferſüchtig und zornig, daß er ſein Schwert zog und ſeinem Bruder den Kopf abſchlug. Als dieſer aber tot da lag, und er ſein rotes Blut fließen ſah, reute es ihn gewaltig: „mein Bruder hat mich erlöſt," rief er aus, „und ich habe ihn dafür getötet!" und jammerte laut. Da kam ſein Haſe und erbot ſich von der Lebenswurzel zu holen, ſprang fort und brachte ſie noch zu rechter Zeit: und der Tote ward wieder ins Leben gebracht und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen ſie weiter, und der jüngſte ſprach „du ſiehſt aus wie ich, haſt königliche Kleider an wie ich, und die Tiere folgen dir nach wie mir: wir wollen zu den entgegengeſetzten Toren eingehen und von zwei Seiten zugleich beim alten König anlangen." Alſo trennten ſie ſich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Tore und meldete der junge König mit den Tieren wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König „es iſt nicht möglich, die Tore liegen eine Stunde weit auseinander." Indem aber kamen von zwei Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein und ſtiegen beide herauf. Da ſprach der König zu ſeiner Tochter „ſag an welcher iſt dein Gemahl? es ſieht einer aus wie der andere, ich kann's nicht wiſſen." Sie war da in großer Angſt und konnte es nicht ſagen, endlich fiel ihr das Halsband ein, das ſie den Tieren gegeben hatte, ſuchte und fand an dem einen Löwen ihr goldenes Schlößchen: da rief ſie vergnügt „der, dem dieſer Löwe nachfolgt, der iſt mein rechter Gemahl." Da lachte der junge König und ſagte „ja, das iſt der rechte," und ſie ſetzten ſich zuſammen zu

Tiſch, aßen und tranken, und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett ging, ſprach ſeine Frau „warum haſt du die vorigen Nächte immer ein zweiſchneidiges Schwert in unſer Bett gelegt, ich habe geglaubt, du wollteſt mich totſchlagen.“ Da erkannte er wie treu ſein Bruder geweſen war.

8. Die Goldkinder

Es war ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten nichts als eine kleine Hütte, und nährten ſich vom Fiſchfang, und es ging bei ihnen von Hand zu Mund. Es geſchah aber, als der Mann eines Tages beim Waſſer ſaß und ſein Netz auswarf, daß er einen Fiſch herauszog, der ganz golden war. Und als er den Fiſch voll Verwunderung betrachtete, hub dieſer an zu reden und ſprach „hör, Fiſcher, wirfſt du mich wieder hinab ins Waſſer, ſo mach ich deine kleine Hütte zu einem prächtigen Schloß.“ Da antwortete der Fiſcher „was hilft mir ein Schloß, wenn ich nichts zu eſſen habe?“ Sprach der Goldfiſch weiter „auch dafür ſoll geſorgt ſein, es wird ein Schrank im Schloß ſein, wenn du den aufſchließeſt, ſo ſtehen Schüſſeln darin mit den ſchönſten Speiſen, ſoviel du dir wünſcheſt.“ / „Wenn das iſt,“ ſprach der Mann, „ſo kann ich dir wohl den Gefallen tun.“ / „Ja,“ ſagte der Fiſch, „es iſt aber die Bedingung dabei, daß du keinem Menſchen auf der Welt, wer es auch immer ſein mag, entdeckſt woher dein Glück gekommen iſt; ſprichſt du ein einziges Wort, ſo iſt alles vorbei.“

Nun warf der Mann den wunderbaren Fiſch wieder ins Waſſer und ging heim. Wo aber ſonſt ſeine Hütte geſtanden hatte, da ſtand jetzt ein großes Schloß. Da machte er ein paar Augen, trat hinein und ſah ſeine Frau, mit ſchönen Kleidern geputzt, in einer prächtigen Stube ſitzen. Sie war ganz vergnügt und ſprach „Mann, wie iſt das auf einmal gekommen? das gefällt mir wohl.“ / „Ja,“ ſagte der Mann, „es gefällt mir auch, aber es hungert mich auch gewaltig, gib mir erſt was zu eſſen.“ Sprach

die Frau „ich habe nichts und weiß in dem neuen Haus nichts zu finden.“ / „Das hat keine Not,“ ſagte der Mann, „dort ſehe ich einen großen Schrank, den ſchließ einmal auf.“ Wie ſie den Schrank aufſchloß, ſtand da Kuchen, Fleiſch, Obſt, Wein, und lachte einen ordentlich an. Da rief die Frau voll Freude „Herz, was begehrſt du nun?“ und ſie ſetzten ſich nieder, aßen und tranken zuſammen. Wie ſie ſatt waren, fragte die Frau „aber, Mann, wo kommt all dieſer Reichtum her?“ / „Ach,“ antwortete er, „frage mich nicht darum, ich darf dir's nicht ſagen, wenn ich's jemand entdecke, ſo iſt unſer Glück wieder dahin.“ / „Gut,“ ſprach ſie, „wenn ich's nicht wiſſen ſoll, ſo begehr ich's auch nicht zu wiſſen.“ Das war aber ihr Ernſt nicht, es ließ ihr keine Ruhe Tag und Nacht, und ſie quälte und ſtachelte den Mann ſo lang, bis er in der Ungeduld herausſagte, es käme alles von einem wunderbaren goldenen Fiſch, den er gefangen und dafür wieder in Freiheit gelaſſen hätte. Und wie's heraus war, da verſchwand alsbald das ſchöne Schloß mit dem Schrank, und ſie ſaßen wieder in der alten Fiſcherhütte.

Der Mann mußte von vornen anfangen ſeinem Gewerbe nachgehen und fiſchen. Das Glück wollte es aber, daß er den goldenen Fiſch noch einmal herauszog. „Hör,“ ſprach der Fiſch, „wenn du mich wieder ins Waſſer wirfſt, ſo will ich dir noch einmal das Schloß mit dem Schrank voll Geſottenem und Gebratenem zurückgeben; nur halt dich feſt und verrat beileibe nicht von wem du's haſt, ſonſt geht's wieder verloren.“ / „Ich will mich ſchon hüten,“ antwortete der Fiſcher und warf den Fiſch in ſein Waſſer hinab. Daheim war nun alles wieder in voriger Herrlichkeit, und die Frau war in einer Freude über das Glück; aber die Neugierde ließ ihr doch keine Ruhe, daß ſie nach ein paar Tagen wieder zu fragen anhub wie es zugegangen wäre und wie er es angefangen habe. Der Mann ſchwieg eine Zeitlang ſtill dazu, endlich aber machte ſie ihn ſo ärgerlich, daß er herausplatzte und das Geheimnis verriet. In dem Augenblick verſchwand das Schloß, und ſie ſaßen wieder in der alten Hütte. „Nun haſt du's,“ ſagte der Mann, „jetzt können wir wieder am Hungertuch nagen.“ / „Ach,“ ſprach die Frau, „ich will den Reichtum lieber nicht, wenn

ich nicht weiß von wem er kommt; sonst habe ich doch keine Ruhe."

Der Mann ging wieder fischen, und über eine Zeit so war's nicht anders, er holte den Goldfisch zum drittenmal heraus. „Hör," sprach der Fisch, „ich sehe wohl, ich soll immer wieder in deine Hände fallen, nimm mich mit nach Haus, und zerschneid mich in sechs Stücke, zwei davon gib deiner Frau zu essen, zwei deinem Pferd, und zwei leg in die Erde, so wirst du Segen davon haben." Der Mann nahm den Fisch mit nach Haus und tat wie er ihm gesagt hatte. Es geschah aber, daß aus den zwei Stücken, die in die Erde gelegt waren, zwei goldene Lilien aufwuchsen, und daß das Pferd zwei goldene Füllen bekam, und des Fischers Frau zwei Kinder gebar, die ganz golden waren.

Die Kinder wuchsen heran, wurden groß und schön, und die Lilien und Pferde wuchsen mit ihnen. Da sprachen sie „Vater, wir wollen uns auf unsere goldenen Rosse setzen und in die Welt ausziehen." Er aber antwortete betrübt „wie will ich's aushalten, wenn ihr fortzieht und ich nicht weiß wie's euch geht?" Da sagten sie „die zwei goldenen Lilien bleiben hier, daran könnt ihr sehen wie's uns geht: sind sie frisch, so sind wir gesund; sind sie welk, so sind wir krank; fallen sie um, so sind wir tot." Sie ritten fort und kamen in ein Wirtshaus, darin waren viele Leute, und als sie die zwei Goldkinder erblickten, fingen sie an zu lachen und zu spotten. Wie der eine das Gespött hörte, so schämte er sich, wollte nicht in die Welt, kehrte um und kam wieder heim zu seinem Vater. Der andere aber ritt fort und gelangte zu einem großen Wald. Und als er hineinreiten wollte, sprachen die Leute „es geht nicht, daß Ihr durchreitet, der Wald ist voll Räuber, die werden übel mit Euch umgehen, und gar, wenn sie sehen, daß Ihr golden seid und Euer Pferd auch, so werden sie Euch totschlagen." Er aber ließ sich nicht schrecken und sprach „ich muß und soll hindurch." Da nahm er Bärenfelle und überzog sich und sein Pferd damit, daß nichts mehr vom Gold zu sehen war, und ritt getrost in den Wald hinein. Als er ein wenig fortgeritten war, so hörte er es in den Gebüschen rauschen und vernahm Stimmen, die miteinander sprachen. Von der einen Seite rief's „da ist einer," von

der andern aber „laß ihn laufen, das iſt ein Bärenhäuter, und arm und kahl, wie eine Kirchenmaus, was ſollen wir mit ihm anfangen!“ So ritt das Goldkind glücklich durch den Wald und geſchah ihm kein Leid.

Eines Tags kam er in ein Dorf, darin ſah er ein Mädchen, das war ſo ſchön, daß er nicht glaubte es könnte ein ſchöneres auf der Welt ſein. Und weil er eine ſo große Liebe zu ihm empfand, ſo ging er zu ihm und ſagte „ich habe dich von ganzem Herzen lieb, willſt du meine Frau werden?“ Er gefiel aber auch dem Mädchen ſo ſehr, daß es einwilligte und ſprach „ja, ich will deine Frau werden und dir treu ſein mein lebelang.“ Nun hielten ſie Hochzeit zuſammen, und als ſie eben in der größten Freude waren, kam der Vater der Braut heim, und als er ſah, daß ſeine Tochter Hochzeit machte, verwunderte er ſich und ſprach „wo iſt der Bräutigam?“ Sie zeigten ihm das Goldkind, das hatte aber noch ſeine Bärenfelle um. Da ſprach der Vater zornig „nimmermehr ſoll ein Bärenhäuter meine Tochter haben,“ und wollte ihn ermorden. Da bat ihn die Braut, was ſie konnte, und ſprach „er iſt einmal mein Mann, und ich habe ihn von Herzen lieb,“ bis er ſich endlich beſänftigen ließ. Doch aber kam's ihm nicht aus den Gedanken, ſo daß er am andern Morgen früh aufſtand und ſeiner Tochter Mann ſehen wollte, ob er ein gemeiner und verlumpter Bettler wäre. Wie er aber hinblickte, ſah er einen herrlichen, goldenen Mann im Bette, und die abgeworfenen Bärenfelle lagen auf der Erde. Da ging er zurück und dachte „wie gut iſt's, daß ich meinen Zorn bändigte, ich hätte eine große Miſſetat begangen.“

Dem Goldkind aber träumte, er zöge hinaus auf die Jagd nach einem prächtigen Hirſch, und als er am Morgen erwachte, ſprach er zu ſeiner Braut „ich will hinaus auf die Jagd.“ Ihr war angſt und ſie bat ihn da zu bleiben und ſagte „leicht kann dir ein großes Unglück begegnen,“ aber er antwortete „ich ſoll und muß fort.“ Da ſtand er auf und zog hinaus in den Wald, und gar nicht lange, ſo hielt auch ein ſtolzer Hirſch vor ihm, ganz nach ſeinem Traume. Er legte an und wollte ihn ſchießen, aber der Hirſch ſprang fort. Da jagte er ihm nach, über Graben und durch Gebüſche, und ward nicht müde den ganzen Tag; am Abend aber

verſchwand der Hirſch vor ſeinen Augen. Und als das Goldkind ſich umſah, ſo ſtand er vor einem kleinen Haus, darin ſaß eine Hexe. Er klopfte an, und ein Mütterchen kam heraus und fragte „was wollt Ihr ſo ſpät noch mitten in dem großen Wald?" Er ſprach „habt Ihr keinen Hirſch geſehen?" / „Ja", antwortete ſie, „den Hirſch kenn ich wohl", und ein Hündlein, das mit ihr aus dem Haus gekommen war, bellte dabei den Mann heftig an. „Willſt du ſchweigen, du böſe Kröte," ſprach er, „ſonſt ſchieß ich dich tot." Da rief die Hexe zornig „was, mein Hündchen willſt du töten!" und verwandelte ihn alsbald, daß er da lag wie ein Stein und ſeine Braut erwartete ihn umſonſt und dachte „es iſt gewiß eingetroffen, was mir ſo angſt machte und ſo ſchwer auf dem Herzen lag."

Daheim aber ſtand der andere Bruder bei den Goldlilien, als plötzlich eine davon umfiel. „Ach Gott," ſprach er, „meinem Bruder iſt ein großes Unglück zugeſtoßen, ich muß fort, ob ich ihn vielleicht errette." Da ſagte der Vater „bleib hier, wenn ich auch dich verliere, was ſoll ich anfangen?" Er aber antwortete „ich ſoll und muß fort." Da ſetzte er ſich auf ſein goldenes Pferd und ritt fort und kam in den großen Wald, wo ſein Bruder lag und Stein war. Die alte Hexe kam aus ihrem Haus, rief ihn an und wollte ihn auch berücken, aber er näherte ſich nicht, ſondern ſprach „ich ſchieße dich nieder, wenn du meinen Bruder nicht wieder lebendig machſt." Sie rührte, ſo ungerne ſie's auch tat, den Stein mit dem Finger an, und alsbald erhielt er ſein menſchliches Leben zurück. Die beiden Goldkinder aber freuten ſich, als ſie ſich wiederſahen, küßten und herzten ſich, und ritten zuſammen fort aus dem Wald, der eine zu ſeiner Braut, der andere heim zu ſeinem Vater. Da ſprach der Vater „ich wußte wohl, daß du deinen Bruder erlöſt hatteſt, denn die goldene Lilie iſt auf einmal wieder aufgeſtanden und hat fortgeblüht." Nun lebten ſie vergnügt, und es ging ihnen wohl bis an ihr Ende.

9. Von dem Machandelboom

at is nn all lang heer, wol twe tuſend Johr, do wöör dar en ryk Mann, de hadd ene ſchöne frame Fru, nn ſe hadden ſik beyde ſehr leef, hadden awerſt kene Kinner, ſe wünſchden ſik awerſt ſehr welke, und de Fru bedd'd ſo veel dorüm Dag un Nacht, man ſe kregen keen nn kregen keen. Vör erem Huſe wöör en Hof, dorup ſtünn en Machandelboom, ünner dem ſtünn de Fru eens im Winter nn ſchelld ſik enen Appel, un as ſe ſik den Appel ſo ſchelld, ſo ſneet ſe ſik in'n Finger nn dat Blood feel in den Snee. „Ach," ſäd de Fru, un ſüft'd ſo recht hoog up, un ſeeg dat Blood vör ſik an, nn wöör ſo recht wehmödig, „hadd ik doch en Kind, ſo rood as Blood un ſo witt as Snee." Un as ſe dat ſäd, ſo wurr ehr ſo recht fröhlich to Mode: ehr wöör recht, as ſchull dat wat warden. Do güng ſe to dem Huſe, un't güng een Maand hen, de Snee vorgüng: un twe Maand, do wöör dat gröön: un dre Maand, do kömen de Blömer uut der Eerd: un veer Maand, do drungen ſik alle Bömer in dat Holt, nn de grönen Twyge wören all in eenanner wuſſen: door ſüngen de Vögelkens dat dat ganße Holt ſchalld, un de Blöiten felen von den Bömern: do wöör de fofte Maand wech, un ſe ſtünn ünner dem Machandelboom, de röök ſo ſchön, do ſprüng ehr dat Hart vör Freuden, um ſe füll up ere Knee un kunn ſik nich laten: un as de ſoſte Maand vorby wöör, do wurren de Früchte dick un ſtaark, de wurr ſe ganß ſtill: un de ſöwde Maand, do greep ſe na den Machandelbeeren un eet ſe ſo nydſch, do wurr ſe trurig un krank: do güng de achte Maand hen, nn ſe reep eren Mann nn weend un ſäd „wenn ik ſtaarw, ſo begraaf my ünner den Machandelboom." Do wurr ſe ganß getroſt, nn freude ſik, bet de neegte Maand vorby wöör, do kreeg ſe en Kind ſo witt as Snee un ſo rood as Blood, un as ſe dat ſeeg, ſo freude ſe ſik ſo, dat ſe ſtürw.

Do begroof ehr Mann ſe ünner den Machandelboom, un he

fûng an to weenen ſo ſehr: ene Tyd lang, do wurr dat wat ſachter, und do he noch wat weend hadd, do hûll he up, un noch en Tyd, do nöhm he ſik wedder ene Fru.

Mit de tweden Fru kreeg he ene Dochter, dat Kind awerſt von der eerſten Fru wöör en lüttje Sähn, un wöör ſo rood as Blood un ſo witt as Snee. Wenn de Fru ere Dochter ſo anſeeg, ſo hadd ſe ſe ſo leef, awerſt denn ſeeg ſe den lüttjen Jung an, un dat güng ehr ſo dorch't Hart, un ehr dûchd as ſtünn he ehr allerwegen im Weg, un dachd denn man jümmer wo ſe ehr Dochter all dat Vormägent towenden wull, un de Böſe gaf ehr dat in, dat ſe dem lüttjen Jung ganß gramm wurr un ſtödd em herüm von een Eck in de anner, un buffd em hier un knuffd em door, ſo dat dat aarme Kind jümmer in Angſt wöör. Wenn he denn uut de School köhm, ſo hadd he kene ruhige Ståd.

Eens wöör de Fru up de Kamer gaan, do köhm de lüttje Dochter ook herup un ſåd „Moder, gif my enen Appel." / „Ja, myn Kind" ſåd de Fru un gaf ehr enen ſchönen Appel uut der Kiſt; de Kiſt awerſt hadd enen grooten ſworen Deckel mit en groot ſchaarp yſern Slott. „Moder," ſåd de lüttje Dochter, „ſchall Broder nich ook enen hebben?" Dat vördröot de Fru, doch ſåd ſe „ja, wenn he uut de School kummt." Un as ſe uut dat Fenſter wohr wurr dat he köhm, ſo wöör dat recht, as wenn de Böſe åwer ehr köhm, un ſe grappſt to un nöhm erer Dochter den Appel wedder wech un ſåd „du ſchalſt nich ehr enen hebben as Broder." Do ſmeet ſe den Appel in de Kiſt un maakd de Kiſt to: do köhm de lüttje Jung in de Döhr, do gaf ehr de Böſe in, dat ſe fründlich to em ſåd „myn Sähn, wullt du enen Appel hebben?" un ſeeg em ſo haſtig an. „Moder," ſåd de lüttje Jung, „wat ſühſt du gråſig uut! ja, gif my enen Appel." Do wöör ehr as ſchull ſe em toreden. „Kumm mit my," ſåd ſe un maakd den Deckel up, „hahl dy enen Appel heruut." Un as ſik de lüttje Jung henin bückd, ſo reet ehr de Böſe, bratſch! ſlödg ſe den Deckel to, dat de Kopp afflödg un ünner de roden Appel füll. Da åwerleep ehr dat in de Angſt un dachd „kunn ik dat von my bringen!" Da güng ſe bawen na ere Stuw na erem Draagkaſten un hahl' uut de båwelſte Schuuflad enen witten Dook, un ſett't den Kopp wedder up den Hals

un bünd den Halsdook ſo üm, dat'n niks ſehn kunn, un ſett't em vör de Döhr up enen Stuhl un gaf em den Appel in de Hand.

Do köhm doorna Marleenken to erer Moder in de Kääk de ſtünn by dem Führ un hadd enen Putt mit heet Water vör ſik, den röhrd ſe jümmer üm. „Moder," ſäd Marleenken, „Broder ſitt vor de Döhr un ſüht ganß witt uut un hett enen Appel in de Hand, ik heb em beden he ſchull my den Appel gewen, awerſt he antwöördt my nich, do wurr my ganß grolich." / „Gah nochmaal hen," ſäd de Moder, „un wenn he dy nich antworden will, ſo gif em eens an de Oren." Do güng Marleenken hen und ſäd „Broder, gif my den Appel." Awerſt he ſweeg ſtill, do gaf ſe em eens up de Oren, do feel de Kopp herünn, doräwer vörſchrock ſe ſik un füng an to weenn un to roren, un löp to erer Moder und ſäd „ach, Moder, ik hebb mynem Broder den Kopp afflagen," un weend un weend un wull ſik nich tofreden gewen. „Marleenken," ſäd de Moder, „wat heſt du dahn! awerſt ſwyg man ſtill, dat et keen Menſch maarkt, dat is nu doch nich to ännern; wy willen em in Suhr laken." Do nöhm de Moder den lüttjen Jung un hackd em in Stücken, ded de in den Putt un kaakd em in Suhr. Marleenken awerſt ſtünn daarby un weend un weend, un de Tranen füllen all in den Putt un ſe brunkden goor keen Solt.

Da köhm de Vader to Huus un ſett't ſik to Diſch un ſäd „wo is denn myn Sähn?" Da droog de Moder ene groote Schöttel up mit Swartfuhr, un Marleenken weend un kunn ſich nich hollen. Do ſäd de Vader wedder „wo is denn myn Sähn?" / „Ach," ſäd de Moder, „he is äwer Land gaan, na Mütten erer Groo-töhm: he wull door wat blywen." / „Wat dait he denn door? un heft my nich maal Adjüüs ſechd!" / „O he wull gerne hen un bed my of he door wol ſos Wäken blywen kunn; he is jo woll door uphawen." / „Ach," ſäd de Mann, „my is ſo recht trurig, dat is doch nicht recht, he hadd my doch Adjüüs ſagen ſchullt." Mit des füng he an to äten und ſäd „Marleenken, wat weenſt du? Broder wart wol wedder kamen." / „Ach, Fru," ſäd he do, „wat ſmeckt my dat Aeten ſchöön? gif my mehr!" Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un ſäd „geeft my mehr, gy ſchöhlt niks door af hebben, dat is as wenn dat all myn wör." Un he eet un eet, un

de Knakens ſmeet he all ünner den Diſch, bet he allens up hadd. Marleenken awerſt güng hen na ere Commod un nöhm ut de ünnerſte Schuuf eren beſten ſyden Dook, un hahl all de Beenkens un Knakens ünner den Diſch heruut un bünd ſe in den ſyden Dook un droog ſe vör de Döhr un weend ere blödigen Tranen. Door läd ſe ſe ünner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as ſe ſe door henlechd hadd, ſo war ehr mit eenmal ſo recht licht, un weend nich mer. Do füng de Machandelboom an ſik to bewegen, un de Twyge deden ſik jümmer ſo recht von eenanner, un denn wedder tohoop, ſo recht as wenn ſik eener ſo recht freut un mit de Händ ſo dait. Mit des ſo güng dar ſo'n Newel von dem Boom un recht in dem Newel dar brennd dat as Führ, un uut dem Führ dar flödg ſo'n ſchönen Vagel heruut, de ſüng ſo herrlich und flödg hoog in de Luft, un as he wech wödr, do wödr de Machandelboom as he vörhen weſt wödr, un de Dook mit de Knakens wödr wech. Marleenken awerſt wödr ſo recht licht un vörgnödgt, recht as wenn de Broder noch leewd. Do güng ſe wedder ganß luſtig in dat Huus by Diſch un eet.

De Vagel awerſt flödg wech un ſett't ſik up enen Goldſmidt ſyn Huus un füng an to ſingen

„Mein Mutter der mich ſchlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchödn Vagel bün ik!"

De Goldſmidt ſeet in ſyn Waarkſtäd un maakd ene gollne Kede, do höörd he den Vagel, de up ſyn Dack ſeet un ſüng, un dat dünkd em ſo ſchödn. Da ſtünn he up, un as he äwer den Süll güng, do vörlöör he eenen Tüffel. He güng awer ſo recht midden up de Strat hen, eenen Tüffel un een Sock an: ſyn Schortfell hadd he vör, un in de een Hand hadd he de golln Kede un in de anner de Tang; un de Sünn ſchynd ſo hell up de Strat. Door güng he recht ſo ſtaan un ſeeg den Vagel an. „Vagel," ſecht he do, „wo ſchödn kanſt du ſingen! Sing my dat Stück nochmaal." /

„Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt. Gif my de golln Kede, ſo will ik dy't nochmaal ſingen." / „Door," ſecht de Goldſmidt, „heſt du de golln Kede, un ſing my dat nochmaal." Do köhm de Vagel un nöhm de golln Kede ſo in de rechte Poot, un güng vor den Goldſmidt ſitten un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Da flög de Vagel wech na enem Schooſter, und ſett't ſik up den Dack un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

De Schooſter höörd dat un leep vör ſyn Döhr in Hemdsaarmels, un ſeeg na ſyn Dack un muſſd de Hand vör de Ogen hollen, dat de Sünn em nich blend't. „Vagel," ſecht he, „wat kannſt du ſchöön ſingen." Do rööp he in ſyn Döhr henin „Fru, kumm mal herunt, dar is een Vagel: ſüh mal den Vagel, de kann maal ſchöön ſingen." Do rööp he ſyn Dochter un Kinner un Geſellen, Jung un Maagd, un ſe kömen all up de Strat un ſeegen den Vagel an wo ſchöön he wöör, un he hadd ſo recht roode un gröne Feddern, un üm den Hals wöör dat as luter Gold, un de Ogen blünken em im Kopp as Steern. „Vagel," ſägd de Schooſter, „un ſing my dat Stück nochmaal." / „Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt, du muſt my wat ſchenken." / „Fru," ſäd de Mann, „geh na dem Bähn: up dem bäwelſten Boord door ſtaan een Poor roode Schö, de bring herünn." Do güng de Fru hen un hahl de Schö. „Door, Vagel," ſäd de Mann, „nu ſing my dat Stück nochmaal." Do kühm de Vagel un nöhm de Schö in de linke Klau, un flöög wedder up dat Dack un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, Kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Un as he utſungen hadd, ſo flöög he wech: de Kede hadd he in de rechte und de Schö in de linke Klau, un he flöög wyt wech na ene Mähl, un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe." Un in de Mähl door ſeeten twintig Mählenburßen, de hauden enen Steen un hackden „hick hack, hick hack, hick hack," un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe." Do güng de Vagel up enen Lindenboom ſitten, de vör de Mähl ſtünn un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,"

do höörd een up,

„Mein Vater der mich aß,"

do höörden noch twe up un höörden dat,

„Mein Schweſter der Marlenichen"

do höörden wedder veer up,

„Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,"

nu hackden noch man acht,

„Legt's unter"

nu noch man fyw,

„Den Machandelbaum."

nu noch man een.

„Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Do hüll de lezte ook up un hadd dat lezte noch höörd. „Vagel," ſecht he, „wat ſingſt du ſchöön! laat my dat ook hören, ſing my dat nochmaal." / „Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt, gif my den Mählenſteen, ſo will ik dat nochmaal ſingen." / „Ja," ſecht he, „wenn he my alleen tohöörd, ſo ſchullſt du em

hebben." / „Ja," ſäden de annern, „wenn he nochmaal ſingt, ſo ſchall he em hebben." Do köhm de Vagel herünn, un de Möllers ſaat'n all twintig mit Böhm an un böhrden Steen up, „hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp!" Do ſtöök de Vagel den Hals döör dat Lock un nöhm em ünn as enen Kragen, un flöög wedder up den Boom un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
„Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Un as he dat uutſungen hadd, do deed he de Flünk von eenanner, un hadd in de rechte Klau de Kede und in de linke de Schö un üm den Hals den Mählenſteen, un floog wyt wech na ſynes Vaders Huſe.

In de Stuw ſeet de Vader, de Moder und Marleenken by Diſch, un de Vader ſäd „ach, wat waart my licht, my is recht ſo good to Mode." / „Nä," ſäd de Moder, „my is recht ſo angſt, ſo recht as wenn en ſwoor Gewitter kummt." Marleenken awerſt ſeet un weend un weend, da köhm de Vagel anflegen, un as he ſik up dat Dack ſett't, „ach," ſäd de Vader, „my is ſo recht freudig un de Sünn ſchynt buten ſo ſchöön, my is recht, as ſchull ik enen olen Bekannten wedderſehn." / „Ne," ſäd de Fru, „my is ſo angſt, de Täne klappern my, un dat is my as Führ in den Adern. Un ſe reet ſik ehr Lyfken up un ſo mehr, awer Marleenken ſeet in en Eck un weend, un hadd eren Platen vör de Ogen, un weend de Platen ganß meßnatt. Do ſett't ſik de Vagel up den Machandelboom un ſüng

„Mein Mutter der mich ſchlacht,"

Do hüll de Moder de Oren to un kneep de Ogen to, un wull nich ſehn un hören, awer dat bruuſde ehr in de Oren as de allerſtaarkſte Strom, un de Ogen brennden ehr un zackden as Blitz.

„Mein Vater der mich aß,"

„Ach, Moder," ſecht de Mann, „door is en ſchöön Vagel, de

ſingt ſo herrlich, de Sünn ſchynt ſo warm, un dat rückt as luter Zinnemamen."

„Mein Schweſter der Marlenichen"

Do läd Marleenken den Kopp up de Knee un weend in eens wech, de Mann awerſt ſäd „ik gah henuut, ik mutt den Vagel dicht by ſehn." / „Ach, gah nich," ſäd de Fru, „my is as beewd dat ganße Huus un ſtünn in Flammen." Awerſt de Mann güng henuut un ſeeg den Vagel an.

„Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Mit des leet de Vagel de gollne Kede fallen, un ſe feel dem Mann jüſt um'n Hals, ſo recht hier herüm, dat ſe recht ſo ſchöön paſſd. Do güng he herin und ſäd „ſüh, wat is dat vör'n ſchöön Vagel, heft my ſo 'ne ſchööne gollne Kede ſchenkd, un ſüht ſo ſchöön uut." De Fru awerſt wöör ſo angſt, un füll langs in de Stuw hen, un de Mütz füll ehr von dem Kopp. Do ſüng de Vagel wedder

„Mein Mutter der mich ſchlacht,"

„Ach, dat ik duſend Föder ünner de Eeerd wöör, dat ik dat nich hören ſchull!"

„Mein Vater der mich aß,"

Do füll de Fru vör dood nedder.

„Mein Schweſter der Marlenichen."

„Ach," ſäd Marleenken, „ik will ook henuut gahn un ſehn of de Vagel my wat ſchenkt?" Do güng ſe henuut.

„Sucht alle meine Benichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch."

Do ſmeet he ehr de Schö herünn.

„Legt's unter den Machandelbaum.
„Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Do wöör ehr ſo licht un frölich. Do truck ſe de neen rooden Schö

an, un danßd un ſprüng herin. „Ach," ſäd ſe, „ick wödr ſo trurig, as ik henuut güng, un nu is my ſo licht, dat is maal en herrlichen Vagel, hett my en Poor roode Schö ſchenkd." / „Ne," ſäd de Fru un ſprüng up, un de Hoor ſtünnen ehr to Baarg as Führsflammen, „my is as ſchull de Welt ünnergahn, ik will ook henuut, of my lichter warden ſchull." Un as ſe uut de Döhr köhm, bratſch! ſmeet ehr de Vagel den Mählenſteen up den Kopp, dat ſe ganß tomatſcht wurr. De Vader und Marleenken höörden dat und güngen henuut: do güng en Damp un Flamm un Führ up von der Städ, un as dat vorby wödr, do ſtünn de lütje Broder door, un he nöhm ſynen Vader und Marleenken by der Hand, un wören alle dre ſo recht vergnögt un güngen in dat Huus by Diſch, un eeten.

10. Die Gänſemagd

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl ſchon lange Jahre geſtorben, und ſie hatte eine ſchöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde ſie weit über Feld an einen Königsſohn verſprochen. Als nun die Zeit kam, wo ſie vermählt werden ſollten und das Kind in das fremde Reich abreiſen mußte, packte ihr die Alte gar viel köſtliches Gerät und Geſchmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautſchatz gehörte, denn ſie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab ſie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern ſollte, und jede bekam ein Pferd zur Reiſe, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte ſprechen. Wie nun die Abſchiedsſtunde da war, begab ſich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Meſſerlein und ſchnitt damit in ihre Finger, daß ſie bluteten: darauf hielt ſie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab ſie der Tochter und ſprach „liebes Kind, verwahre ſie wohl, ſie werden dir unterwegs not tun."

Alſo nahmen ſie beide voneinander betrübten Abſchied: das Läppchen ſteckte die Königstochter in ihren Buſen vor ſich, ſetzte ſich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da ſie eine Stunde geritten waren, empfand ſie heißen Durſt und ſprach zu ihrer Kammerjungfer „ſteig ab, und ſchöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen haſt, Waſſer aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken.“ / „Wenn Ihr Durſt habt,“ ſprach die Kammerjungfer, „ſo ſteigt ſelber ab, legt Euch ans Waſſer und trinkt, ich mag Eure Magd nicht ſein.“ Da ſtieg die Königstochter vor großem Durſt herunter, neigte ſich über das Waſſer im Bach und trank, und durfte nicht aus dem goldnen Becher trinken. Da ſprach ſie „Ach Gott!“, da antworteten die drei Blutstropfen „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerſpringen.“ Aber die Königsbraut war demütig, ſagte nichts und ſtieg wieder zu Pferde. So ritten ſie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne ſtach, und ſie durſtete bald von neuem. Da ſie nun an einen Waſſerfluß kamen, rief ſie noch einmal ihrer Kammerjungfer „ſteig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken,“ denn ſie hatte aller böſen Worte längſt vergeſſen. Die Kammerjungfer ſprach aber noch hochmütiger „wollt Ihr trinken, ſo trinkt allein, ich mag nicht eure Magd ſein.“ Da ſtieg die Königstochter hernieder vor großem Durſt, legte ſich über das fließende Waſſer, weinte und ſprach „ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wiederum „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerſpringen.“ Und wie ſie ſo trank und ſich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen aus dem Buſen und floß mit dem Waſſer fort, ohne daß ſie es in ihrer großen Angſt merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugeſehen und freute ſich, daß ſie Gewalt über die Braut bekäme: denn damit, daß dieſe die Blutstropfen verloren hatte, war ſie ſchwach und machtlos geworden. Als ſie nun wieder auf ihr Pferd ſteigen wollte, das da hieß Falada, ſagte die Kammerfrau „auf Falada gehör ich, und auf meinen Gaul gehörſt du;“ und das mußte ſie ſich gefallen laſſen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten die königlichen Kleider auszuziehen und ihre

ſchlechten anzulegen, und endlich mußte ſie ſich unter freiem Himmel verſchwören, daß ſie am königlichen Hofe keinem Menſchen etwas davon ſprechen wollte; und wenn ſie dieſen Eid nicht abgelegt hätte, wäre ſie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada ſah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerfrau ſtieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das ſchlechte Roß, und ſo zogen ſie weiter, bis ſie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königsſohn ſprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte ſie wäre ſeine Gemahlin: ſie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten ſtehen bleiben. Da ſchaute der alte König am Fenſter, und ſah ſie im Hof halten und ſah wie ſie fein war, zart und gar ſchön: ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die ſie bei ſich hätte und da unten im Hofe ſtände, und wer ſie wäre? „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen zur Geſellſchaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß ſie nicht müßig ſteht." Aber der alte König hatte keine Arbeit für ſie und wußte nichts, als daß er ſagte „da hab ich ſo einen kleinen Jungen, der hütet die Gänſe, dem mag ſie helfen." Der Junge hieß Kürdchen (Konrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänſe hüten.

Bald aber ſprach die falſche Braut zu dem jungen König „liebſter Gemahl, ich bitte Euch tut mir einen Gefallen." Er antwortete „das will ich gern tun." Nun ſo laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat." Eigentlich aber fürchtete ſie, daß das Pferd ſprechen möchte wie ſie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das ſo weit geraten, daß es geſchehen und der treue Falada ſterben ſollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und ſie verſprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das ſie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienſt erwieſe. In der Stadt war ein großes finſteres Tor, wo ſie abends und morgens mit den Gänſen durch mußte, „unter das finſtere Tor möchte er dem Falada ſeinen Kopf hinnageln, daß ſie ihn doch noch mehr als

einmal sehen könnte." Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest.

Des Morgens früh, da sie und Kürdchen unterm Tor hinaus trieben, sprach sie im Vorbeigehen

„O du Falada, da du hangest,"

da antwortete der Kopf

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Ihr Herz tät ihr zerspringen."

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürdchen sah sie und freute sich wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Und lass'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt,
Und wieder aufgesatzt."

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen weg wehte über alle Land, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wieder kam war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen bös und sprach nicht mit ihr; und so hüteten sie die Gänse bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Tor hinaustrieben, sprach die Jungfrau

„O du Falada, da du hangest,"

Falada antwortete

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Das Herz tät ihr zerspringen."

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an

ihr Haar auszukämmen und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da ſprach ſie ſchnell

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kürdchen ſein Hütchen,
Und laſſ'n ſich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geſchnatzt,
Und wieder aufgeſatzt."

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen nachlaufen mußte; und als es wieder kam, hatte ſie längſt ihr Haar zurecht, und es konnte keins davon erwiſchen; und ſo hüteten ſie die Gänſe bis es Abend ward.

Abends aber, nachdem ſie heim gekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und ſagte „mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänſe hüten."/„Warum denn?" fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen wie's ihm denn mit ihr ginge. Da ſagte Kürdchen „morgens, wenn wir unter dem finſtern Tor mit der Herde durchkommen, ſo iſt da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet ſie

„Falada, da du hangeſt,"

da antwortet der Kopf

„O du Königsjungfer, da du gangeſt,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Das Herz tät ihr zerſpringen."

Und ſo erzählte Kürdchen weiter was auf der Gänſewieſe geſchähe, und wie es da dem Hute im Winde nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm den nächſten Tag wieder hinaus zu treiben, und er ſelbſt, wie es Morgen war, ſetzte ſich hinter das finſtere Tor und hörte da wie ſie mit dem Haupt des Falada ſprach: und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg ſich in einem Buſch auf der Wieſe. Da ſah er nun bald mit ſeinen eigenen Augen wie die Gänſemagd und der Gänſejunge die Herde getrieben brachte, und wie nach einer Weile ſie ſich ſetzte und ihre Haare losflocht, die ſtrahlten von Glanz. Gleich ſprach ſie wieder

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Und lass'n sich mit jagen,
Bis daß ich mich geflochten und geschnatzt,
Und wieder aufgesatzt."

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie beiseite, und fragte warum sie dem allem so täte? „Das darf ich Euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen, denn so hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre." Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er „wenn du mir nichts sagen willst, so klag dem Eisenofen da dein Leid," und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach „da sitze ich nun von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte was sie sprach. Da kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angetan, und es schien ein Wunder wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht

mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, und gutes Muts waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte „welches Urteils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut „die ist nichts besseres wert, als daß sie splitternackt ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist: und zwei weiße Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Gasse auf Gasse ab zu Tode schleifen."/„Das bist du," sprach der alte König, „und hast dein eigen Urteil gefunden, und danach soll dir widerfahren." Und als das Urteil vollzogen war, vermählte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

11. Jungfrau Maleen

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der warb um die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Weil ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm versagt. Da sich aber beide von Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater „ich kann und will keinen andern zu meinem Gemahl nehmen." Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finstern Turm bauen, in den kein Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er „darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen ob dein trotziger Sinn gebrochen ist." Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert, und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken

Mauern. Was konnten ſie anders tun als jammern und klagen? Indeſſen ging die Zeit dahin und an der Abnahme von Speiſe und Trank merkten ſie, daß die ſieben Jahre ihrem Ende ſich näherten. Sie dachten, der Augenblick ihrer Erlöſung wäre gekommen, aber kein Hammerſchlag ließ ſich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen: es ſchien als ob ihr Vater ſie vergeſſen hätte. Als ſie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraus ſahen, da ſprach die Jungfrau Maleen „wir müſſen das letzte verſuchen und ſehen ob wir die Mauer durchbrechen.“ Sie nahm das Brotmeſſer, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn ſie müd war, ſo löſte ſie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen einen Stein heraus zu nehmen, dann einen zweiten und dritten, und nach drei Tagen fiel der erſte Lichtſtrahl in ihre Dunkelheit, und endlich war die Öffnung ſo groß, daß ſie hinaus ſchauen konnten. Der Himmel war blau, und eine friſche Luft wehte ihnen entgegen, aber wie traurig ſah rings umher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, ſoweit man ſehen konnte, verbrannt, die Felder weit und breit verheert: keine Menſchenſeele ließ ſich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer ſo groß war, daß ſie hindurchſchlüpfen konnten, ſo ſprang zuerſt die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Maleen. Aber wo ſollten ſie ſich hinwenden? Die Feinde hatten das ganze Land verwüſtet, den König verjagt und alle Einwohner erſchlagen. Sie wanderten fort um ein anderes Land zu ſuchen, aber ſie fanden nirgends ein Obdach oder einen Menſchen, der ihnen einen Biſſen Brot gab, und ihre Not war ſo groß, daß ſie ihren Hunger an einem Brenneſſelſtrauch ſtillen mußten. Als ſie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten ſie überall ihre Dienſte an, aber wo ſie anklopften wurden ſie abgewieſen, und niemand wollte ſich ihrer erbarmen. Endlich gelangten ſie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof. Aber auch da hieß man ſie weiter gehen, bis endlich der Koch ſagte, ſie könnten in der Küche bleiben und als Aſchenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, in deſſen Reich ſie ſich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen geweſen. Der Vater hatte ihm eine andere Braut beſtimmt, die ebenſo häßlich von Angeſicht als bös von Herzen war. Die Hochzeit war feſtgeſetzt und die Braut ſchon angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ ſie ſich vor niemand ſehen und ſchloß ſich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Eſſen aus der Küche bringen. Als der Tag heran kam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen ſollte, ſo ſchämte ſie ſich ihrer Häßlichkeit und fürchtete, wenn ſie ſich auf der Straße zeigte, würde ſie von den Leuten verſpottet und ausgelacht. Da ſprach ſie zur Jungfrau Maleen „dir ſteht ein großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß vertreten und kann nicht gut über die Straße gehen: du ſollſt meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen: eine größere Ehre kann dir nicht zuteil werden.“ Die Jungfrau Maleen aber ſchlug es aus und ſagte „ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt.“ Es war auch vergeblich, daß ſie ihr Geld anbot. Endlich ſprach ſie zornig „wenn du mir nicht gehorchſt, ſo koſtet es dir dein Leben: ich brauche nur ein Wort zu ſagen, ſo wird dir der Kopf vor die Füße gelegt.“ Da mußte ſie gehorchen und die prächtigen Kleider der Braut ſamt ihrem Schmuck anlegen. Als ſie in den königlichen Saal eintrat erſtaunten alle über ihre große Schönheit und der König ſagte zu ſeinem Sohn „das iſt die Braut, die ich dir ausgewählt habe und die du zur Kirche führen ſollſt.“ Der Bräutigam erſtaunte und dachte „ſie gleicht meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben ſie wäre es ſelbſt, aber ſie ſitzt ſchon lange im Turm gefangen oder iſt tot.“ Er nahm ſie an der Hand und führte ſie zur Kirche. An dem Wege ſtand ein Brenneſſelbuſch, da ſprach ſie

„Brennettelbuſch,
Brennettelbuſch ſo klene,
Wat ſteiſt du hier allene?
Jk hef de Tyt geweten
Da hef ik dy ungeſaden
Ungebraten eten.“

„Was ſprichſt du da?“ fragte der Königsſohn. „Nichts,“ ant-

wortete ſie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.“ Er verwunderte ſich, daß ſie von ihr wußte, ſchwieg aber ſtill. Als ſie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, ſprach ſie

„Karkſtegels, brik nich,
Bün de rechte Brut nich.“

„Was ſprichſt du da?“ fragte der Königsſohn. „Nichts,“ antwortete ſie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.“/„Kennſt du die Jungfrau Maleen?“/„Nein,“ antwortete ſie, „wie ſollt ich ſie kennen, ich habe nur von ihr gehört.“ Als ſie an die Kirchentüre kamen, ſprach ſie abermals

„Karkendär, brik nich,
Bün de rechte Brut nich.“

„Was ſprichſt du da?“ fragte er. „Ach,“ antwortete ſie, „ich habe nur an die Jungfrau Maleen gedacht.“ Da zog er ein koſtbares Geſchmeide hervor, legte es ihr an den Hals und hakte die Kettenringe ineinander. Darauf traten ſie in die Kirche und der Prieſter legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und vermählte ſie. Er führte ſie zurück, aber ſie ſprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Als ſie wieder in dem königlichen Schloß angelangt waren, eilte ſie in die Kammer der Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog ihren grauen Kittel an und behielt nur das Geſchmeide um den Hals, das ſie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht herankam und die Braut in das Zimmer des Königsſohns ſollte geführt werden, ſo ließ ſie den Schleier über ihr Geſicht fallen, damit er den Betrug nicht merken ſollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, ſprach er zu ihr „was haſt du doch zu dem Brenneſſelbuſch geſagt, der an dem Weg ſtand?“/„Zu welchem Brenneſſelbuſch?“ fragte ſie, „ich ſpreche mit keinem Brenneſſelbuſch.“/„Wenn du es nicht getan haſt, ſo biſt du die rechte Braut nicht,“ ſagte er. Da half ſie ſich und ſprach

„Mut heruet da myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.“

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an „Dirne, was haſt du zu dem Brenneſſelbuſch geſagt?“/„Ich ſagte nichts als

Brennettelbuſch,
Brennettelbuſch ſo klene,
Wat ſteiſt du hier allene?
Jk hef de Tyt geweten,
Da hef ik dy ungeſaden
Ungebraden eten."

Die Braut lief in die Kammer zurück und ſagte „jetzt weiß ich was ich zu dem Brenneſſelbuſch geſprochen habe, und wiederholte die Worte, die ſie eben gehört hatte. „Aber was ſagteſt du zu dem Kirchenſteg, als wir darüber gingen?" fragte der Königsſohn. „Zu dem Kirchenſteg?" antwortete ſie, „ich ſpreche mit keinem Kirchenſteg." / „Dann biſt du auch die rechte Braut nicht." Sie ſagte wiederum

„Mut herut na myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt."

Lief hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an „Dirne, was haſt du zu dem Kirchſteg geſagt?" / „Ich ſagte nichts als

„Karkſtegels, brik nich,
Bün de rechte Brut nich."

„Das koſtet dich dein Leben," rief die Braut, eilte aber in die Kammer und ſagte „jetzt weiß ich was ich zu dem Kirchſteg geſprochen habe" und wiederholte die Worte. „Aber was ſagteſt du zur Kirchentür?" / „Zur Kirchentür?" antwortete ſie, „ich ſpreche mit keiner Kirchentür." / „Dann biſt du auch die rechte Braut nicht." Sie ging hinaus, fuhr die Jungfrau Maleen an„ Dirne, was haſt du zu der Kirchentür geſagt?" / „Ich ſagte nichts als

Karkendär, brik nich,
Bün de rechte Brut nich."

„Das bricht dir den Hals," rief die Braut und geriet in den größten Zorn, eilte aber zurück in die Kammer und ſagte „jetzt weiß ich was ich zu der Kirchentür geſprochen habe," und wiederholte die Worte. „Aber, wo haſt du das Geſchmeide, das ich dir an der Kirchentür gab?" / „Was für ein Geſchmeide," antwortete ſie, „du haſt mir kein Geſchmeide gegeben." / „Ich habe es dir ſelbſt um den Hals gelegt und ſelbſt eingehakt: wenn

du das nicht weißt, ſo biſt du die rechte Braut nicht." Er zog ihr den Schleier vom Geſicht, und als er ihre grundloſe Häßlichkeit erblickte, ſprang er erſchrocken zurück und ſprach „wie kommſt du hierher? wer biſt du?" / „Ich bin deine verlobte Braut, aber weil ich fürchtete die Leute würden mich verſpotten, wenn ſie mich draußen erblickten, ſo habe ich dem Aſchenputtel befohlen meine Kleider anzuziehen und ſtatt meiner zur Kirche zu gehen." / „Wo iſt das Mädchen," ſagte er, „ich will es ſehen, geh und hol es hierher." Sie ging hinaus und ſagte den Dienern, das Aſchenputtel ſei eine Betrügerin, ſie ſollten es in den Hof hinabführen und ihm den Kopf abſchlagen. Die Diener packten es und wollten es fortſchleppen, aber es ſchrie ſo laut um Hilfe, daß der Königsſohn ſeine Stimme vernahm, aus ſeinem Zimmer herbei eilte und den Befehl gab, das Mädchen augenblicklich loszulaſſen. Es wurden Lichter herbei geholt und da bemerkte er an ſeinem Hals den Goldſchmuck, den er ihm vor der Kirchentür gegeben hatte. „Du biſt die rechte Braut," ſagte er, „die mit mir zur Kirche gegangen iſt: komm mit mir in meine Kammer." Als ſie beide allein waren, ſprach er „du haſt auf dem Kirchgang die Jungfrau Maleen genannt, die meine verlobte Braut war: wenn ich dächte es wäre möglich, ſo müßte ich glauben ſie ſtände vor mir: du gleichſt ihr in allem." Sie antwortete „ich bin die Jungfrau Maleen, die um dich ſieben Jahre in der Finſternis gefangen geſeſſen, Hunger und Durſt gelitten und ſo lange in Not und Armut gelebt hat: aber heute beſcheint mich die Sonne wieder. Ich bin dir in der Kirche angetraut und bin deine rechtmäßige Gemahlin." Da küßten ſie einander und waren glücklich für ihr Lebtag. Der falſchen Braut ward zur Vergeltung der Kopf abgeſchlagen.

Der Turm, in welchem die Jungfrau Maleen geſeſſen hatte, ſtand noch lange Zeit, und wenn die Kinder vorüber gingen, ſo ſangen ſie

„Kling klang kloria,
Wer ſitt in diſſen Thoria?
Dar ſitt en Königsdochter in,
Die kann ik nich to ſeen krygn.

De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich ſtechen.
Hänschen mit de bunte Jak,
Kumm unn folg my achterna."

12. König Droſſelbart

Ein König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen ſchön, aber dabei ſo ſtolz und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab, und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Feſt anſtellen, und ladete dazu aus der Nähe und Ferne die heiratsluſtigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erſt kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürſten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte ſie etwas auszuſetzen. Der eine war ihr zu dick, „das Weinfaß!" ſprach ſie. Der andere zu lang, „lang und ſchwank hat keinen Gang." Der dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geſchick." Der vierte zu blaß, „der bleiche Tod!" der fünfte zu rot, „der Zinshahn!" der ſechſte war nicht gerad genug, „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" Und ſo hatte ſie an einem jeden etwas auszuſetzen, beſonders aber machte ſie ſich über einen guten König luſtig, der ganz oben ſtand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachſen war. „Ei," rief ſie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Droſſel einen Schnabel;" und ſeit der Zeit bekam er den Namen Droſſelbart. Der alte König aber, als er ſah, daß ſeine Tochter nichts tat als über die Leute ſpotten, und alle Freier, die da verſammelt waren, verſchmähte, ward er zornig und ſchwur, ſie ſollte den erſten beſten Bettler zum Manne nehmen, der vor ſeine Türe käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenſter zu ſingen, um damit ein geringes Almoſen zu verdienen. Als es der König hörte, ſprach er „laßt ihn herauf kommen." Da trat der Spielmann in ſeinen ſchmutzigen verlumpten Klei-

dern herein, ſang vor dem König und ſeiner Tochter, und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König ſprach „dein Geſang hat mir ſo wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will.“ Die Königstochter erſchrak, aber der König ſagte „ich habe den Eid getan, dich dem erſten beſten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und ſie mußte ſich gleich mit dem Spielmann trauen laſſen. Als das geſchehen war, ſprach der König „nun ſchickt ſich's nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibſt, du kannſt nun mit deinem Manne fortziehen.“

Der Bettelmann führte ſie an der Hand hinaus, und ſie mußte mit ihm zu Fuße fortgehen. Als ſie in einen großen Wald kamen, da fragte ſie

„Ach, wem gehört der ſchöne Wald?“
„Der gehört dem König Droſſelbart;
Hättſt du'n genommen, ſo wär er dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Droſſelbart!“

Darauf kamen ſie über eine Wieſe, da fragte ſie wieder

„Wem gehört die ſchöne grüne Wieſe?“
„Die gehört dem König Droſſelbart;
Hättſt du'n genommen, ſo wär ſie dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Droſſelbart!“

Dann kamen ſie durch eine große Stadt, da fragte ſie wieder

„Wem gehört dieſe ſchöne große Stadt?“
„Sie gehört dem König Droſſelbart;
Hättſt du'n genommen, ſo wär ſie dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Droſſelbart!“

„Es gefällt mir gar nicht,“ ſprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Manne wünſcheſt: bin ich dir nicht gut genug?“ Endlich kamen ſie an ein ganz kleines Häuschen, da ſprach ſie

„Ach, Gott, was iſt das für ein Häuschen ſo klein!
Wem mag das elende winzige Häuschen ſein?“

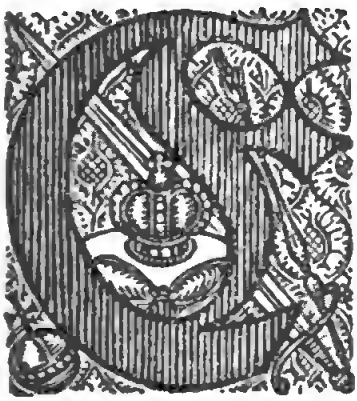
Der Spielmann antwortete „das iſt mein und dein Haus, wo wir zuſammen wohnen.“ Sie mußte ſich bücken, damit ſie zu der niedrigen Tür hineinkam. „Wo ſind die Diener?“ ſprach die Königstochter. „Was Diener!“ antwortete der Bettelmann, „du mußt ſelber tun was du willſt getan haben. Mach nur gleich Feuer an und ſtell Waſſer auf, daß du mir mein Eſſen kochſt; ich bin ganz müde.“ Die Königstochter verſtand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte ſelber mit Hand anlegen, daß es noch ſo leidlich ging. Als ſie die ſchmale Koſt verzehrt hatten, legten ſie ſich zu Bett: aber am Morgen trieb er ſie ſchon ganz früh heraus, weil ſie das Haus beſorgen ſollte. Ein paar Tage lebten ſie auf dieſe Art ſchlecht und recht, und zehrten ihren Vorrat auf. Da ſprach der Mann „Frau, ſo geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du ſollſt Körbe flechten.“ Er ging aus, ſchnitt Weiden, und brachte ſie heim: da fing ſie an zu flechten, aber die harten Weiden ſtachen ihr die zarten Hände wund. „Ich ſehe, das geht nicht,“ ſprach der Mann, „ſpinn lieber, vielleicht kannſt du das beſſer.“ Sie ſetzte ſich hin, und verſuchte zu ſpinnen, aber der harte Faden ſchnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehſt du,“ ſprach der Mann, „du taugſt zu keiner Arbeit, mit dir bin ich ſchlimm angekommen. Nun will ich's verſuchen, und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geſchirr anfangen: du ſollſt dich auf den Markt ſetzen, und die Ware feil halten.“ / „Ach,“ dachte ſie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen, und ſehen mich da ſitzen und feil halten, wie werden ſie mich verſpotten!“ Aber es half nichts, ſie mußte ſich fügen, wenn ſie nicht Hungers ſterben wollten. Das erſtemal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil ſie ſchön war, gern ihre Ware ab, und bezahlten was ſie forderte: ja, viele gaben ihr das Geld, und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten ſie von dem Erworbenen ſo lang es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geſchirr ein. Sie ſetzte ſich damit an eine Ecke des Marktes, und ſtellte es um ſich her, und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Huſar daher gejagt, und ritt geradezu in die Töpfe hinein,

daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht was sie anfangen sollte: „Ach, wie wird mir's ergehen!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie nach Haus was ihr von dem Übriggebliebenen zuteil ward, und davon nährten sie sich. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltüre und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren, und immer einer schöner als der andere hereintrat, und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, und von welchen der Geruch zu ihr aufstieg, warfen ihr die Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen, und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Und als er die schöne Frau in der Türe stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nichts, er zog sie in den Saal: da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter

die Erde gewünſcht hätte. Sie ſprang zur Türe hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte ſie ein Mann ein und brachte ſie zurück: und wie ſie ihn anſah, war es wieder der König Droſſelbart. Er ſprach ihr freundlich zu „fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, ſind eins: dir zuliebe habe ich mich ſo verſtellt, und der Huſar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch geweſen. Das alles iſt geſchehen, um deinen ſtolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut zu ſtrafen, womit du mich verſpottet haſt.“ Da weinte ſie bitterlich und ſagte „ich habe großes Unrecht gehabt und bin nicht wert deine Frau zu ſein.“ Er aber ſprach „tröſte dich, die böſen Tage ſind vorüber, jetzt wollen wir unſere Hochzeit feiern.“ Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigſten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof, und wünſchten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Droſſelbart, und die rechte Freude fing jetzt erſt an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei geweſen.

13. Der gelernte Jäger



Es war einmal ein junger Burſch, der hatte die Schloſſerhantierung gelernt und ſprach zu ſeinem Vater er wollte jetzt in die Welt gehen und ſich verſuchen. „Ja,“ ſagte der Vater, „das bin ich zufrieden“ und gab ihm etwas Geld auf die Reiſe. Alſo zog er herum und ſuchte Arbeit. Auf eine Zeit, da wollt ihm das Schloſſerhandwerk nicht mehr folgen und ſtand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Luſt zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderſchaft ein Jäger in grünem Kleide, der fragte wo er her käme und wo er hin wollte. Er wär ein Schloſſergeſell, ſagte der Burſch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, und hätte Luſt zur Jägerei, ob er ihn als Lehrling annehmen wollte. „O ja, wenn du mit mir gehen willſt.“ Da ging der junge Burſch mit, vermietete ſich etliche Jahre bei

ihm und lernte die Jägerei. Danach wollte er ſich weiter verſuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Windbüchſe, die hatte aber die Eigenſchaft, wenn er damit einen Schuß tat, ſo traf er unfehlbar. Da ging er fort und kam in einen ſehr großen Wald, von dem konnte er in einem Tag das Ende nicht finden. Wie's Abend war, ſetzte er ſich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Tieren käme. Gegen Mitternacht zu, deuchte ihn, ſchimmerte ein kleines Lichtchen von weitem, da ſah er durch die Äſte darauf hin und behielt in acht wo es war. Doch nahm er erſt noch ſeinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er danach gehen wollte, wann er herabgeſtiegen wäre, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf ſeinen Hut los, ſetzte ihn wieder auf und zog geradeswegs fort. Je weiter er ging, je größer ward das Licht, und wie er nahe dabei kam, ſah er, daß es ein gewaltiges Feuer war, und ſaßen drei Rieſen dabei und hatten einen Ochſen am Spieß und ließen ihn braten. Nun ſprach der eine „ich muß doch ſchmecken, ob das Fleiſch bald zu eſſen iſt," riß ein Stück herab und wollt es in den Mund ſtecken, aber der Jäger ſchoß es ihm aus der Hand. „Nun ja," ſprach der Rieſe, „da weht mir der Wind das Stück aus der Hand" und nahm ſich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, ſchoß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Rieſe dem, der neben ihm ſaß, eine Ohrfeige und rief zornig „was reißt du mir mein Stück weg?" / „Ich habe es nicht weggeriſſen," ſprach der andere, „es wird dir's ein Scharfſchütz weggeſchoſſen haben." Der Rieſe nahm ſich das dritte Stück, konnte es aber nicht in der Hand behalten, der Jäger ſchoß es ihm heraus. Da ſprachen die Rieſen „das muß ein guter Schütze ſein, der den Biſſen vor dem Maul wegſchießt, ſo einer wäre uns nützlich," und riefen laut „komm herbei, du Scharfſchütze, ſetze dich zu uns ans Feuer und iß dich ſatt, wir wollen dir nichts tun; aber kommſt du nicht, und wir holen dich mit Gewalt, ſo biſt du verloren." Da trat der Burſch herzu und ſagte, er wäre ein gelernter Jäger, und wonach er mit ſeiner Büchſe ziele, das treffe er auch ſicher und gewiß. Da ſprachen ſie, wenn er mit ihnen gehen wollte, ſollte er's gut haben, und erzählten ihm, vor dem Wald ſei ein großes Waſſer, dahinter

ſtänd ein Turm, und in dem Turm ſäß eine ſchöne Königstochter, die wollten ſie gern rauben. „Ja," ſprach er, „die will ich bald geſchafft haben." Sagten ſie weiter „es iſt aber noch etwas dabei, es liegt ein kleines Hündchen dort, das fängt gleich an zu bellen, wann ſich jemand nähert, und ſobald das bellt, wacht auch alles am königlichen Hofe auf: und deshalb können wir nicht hinein kommen; unterſtehſt du dich das Hündchen totzuſchießen?"/„Ja," ſprach er, „das iſt mir ein kleiner Spaß." Danach ſetzte er ſich auf ein Schiff und fuhr über das Waſſer, und wie er bald beim Land war, kam das Hündlein gelaufen und wollte bellen, aber er kriegte ſeine Windbüchſe und ſchoß es tot. Wie die Rieſen das ſahen, freuten ſie ſich und meinten ſie hätten die Königstochter ſchon gewiß, aber der Jäger wollte erſt ſehen wie die Sache beſchaffen war, und ſprach ſie ſollten haußen bleiben, bis er ſie riefe. Da ging er in das Schloß, und es war mäuschenſtill darin, und ſchlief alles. Wie er das erſte Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber und war ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber lag auf einem Tiſch ein verſiegelter Brief, den brach er auf, und es ſtand darin, wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorkäme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn um und ging weiter: da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter lag und ſchlief: und ſie war ſo ſchön, daß er ſtill ſtand und ſie betrachtete und den Atem anhielt. Er dachte bei ſich ſelbſt „wie darf ich eine unſchuldige Jungfrau in die Gewalt der wilden Rieſen bringen, die haben Böſes im Sinn." Er ſchaute ſich weiter um, da ſtanden unter dem Bett ein paar Pantoffeln, auf dem rechten ſtand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr eigener Name mit einem Stern. Sie hatte auch ein großes Halstuch um, von Seide mit Gold ausgeſtickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit goldenen Buchſtaben. Da nahm der Jäger eine Schere und ſchnitt den rechten Schlippen ab und tat ihn in ſeinen Ranzen, und dann nahm er auch den rechten Pantoffel mit des Königs Namen und ſteckte ihn hinein. Nun lag die Jungfrau noch immer und ſchlief, und ſie war ganz in ihr Hemd

eingenäht: da schnitt er auch ein Stückchen von dem Hemd ab und steckte es zu dem andern, doch tat er das alles ohne sie anzurühren. Dann ging er fort und ließ sie ungestört schlafen, und als er wieder ans Tor kam, standen die Riesen noch draußen, warteten auf ihn und dachten er würde die Königstochter bringen. Er rief ihnen aber zu sie sollten hereinkommen, die Jungfrau wäre schon in seiner Gewalt: die Türe könnte er ihnen aber nicht aufmachen, aber da wäre ein Loch, durch welches sie kriechen müßten. Nun kam der erste näher, da wickelte der Jäger des Riesen Haar um seine Hand, zog den Kopf herein und hieb ihn mit seinem Säbel in einem Streich ab, und duns (zog) ihn dann vollends hinein. Dann rief er den zweiten und hieb ihm gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, und war froh, daß er die schöne Jungfrau von ihren Feinden befreit hatte und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte sie in seinen Ranzen. Da dachte er „ich will heim gehen zu meinem Vater und ihm zeigen was ich schon getan habe, dann will ich in der Welt herumziehen; das Glück, das mir Gott bescheren will, wird mich schon erreichen."

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, erblickte er die drei Riesen, die da tot lagen. Dann ging er in die Schlafkammer seiner Tochter, weckte sie auf und fragte wer das wohl gewesen wäre, der die Riesen ums Leben gebracht hätte. Da sagte sie „lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen." Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Halstuch betrachtete, war es durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stückchen heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen kommen, Soldaten und alles, was da war, und fragte wer seine Tochter befreit und die Riesen ums Leben gebracht hätte? Nun hatte er einen Hauptmann, der war einäugig und ein häßlicher Mensch, der sagte er hätte es getan. Da sprach der alte König, so er das vollbracht hätte, sollte er seine Tochter auch heiraten. Die Jungfrau aber sagte „lieber Vater, dafür, daß ich den heiraten soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen." Da sprach der König, wenn sie den

nicht heiraten wollte, ſollte ſie die königlichen Kleider ausziehen und Bauernkleider antun und fortgehen; und ſie ſollte zu einem Töpfer gehen und einen Handel mit irdenem Geſchirr anfangen. Da tat ſie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte ſich einen Kram irden Werk; ſie verſprach ihm auch, wenn ſie's am Abend verkauft hätte, wollte ſie es bezahlen. Nun ſagte der König, ſie ſollte ſich an eine Ecke damit ſetzen und es verkaufen, dann beſtellte er etliche Bauerwagen, die ſollten mitten durchfahren, daß alles in tauſend Stücke ginge. Wie nun die Königstochter ihren Kram auf die Straße hingeſtellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben. Sie fing an zu weinen und ſprach „ach Gott, wie will ich nun den Töpfer bezahlen." Der König aber hatte ſie damit zwingen wollen den Hauptmann zu heiraten, ſtatt deſſen ging ſie wieder zum Töpfer und fragte ihn ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, ſie ſollte erſt das vorige bezahlen. Da ging ſie zu ihrem Vater, ſchrie und jammerte, und ſagte ſie wollte in die Welt hineingehen. Da ſprach er „ich will dir draußen in dem Wald ein Häuschen bauen laſſen, darin ſollſt du dein Lebtag ſitzen und für jedermann kochen, du darfſt aber kein Geld nehmen." Als das Häuschen fertig war, ward vor die Türe ein Schild gehängt, darauf ſtand geſchrieben „heute umſonſt, morgen für Geld." Da ſaß ſie lange Zeit, und ſprach es ſich in der Welt herum, da ſäße eine Jungfrau, die kochte umſonſt, und das ſtände vor der Türe an einem Schild. Das hörte auch der Jäger und dachte „das wär etwas für dich, du biſt doch arm und haſt kein Geld." Er nahm alſo ſeine Windbüchſe und ſeinen Ranzen, worin noch alles ſteckte, was er damals im Schloß als Wahrzeichen mitgenommen hatte, ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild „heute umſonſt, morgen für Geld." Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Rieſen den Kopf abgehauen hatte, trat ſo in das Häuschen hinein und ließ ſich etwas zu eſſen geben. Er freute ſich über das ſchöne Mädchen, es war aber auch bildſchön. Sie fragte wo er her käme und hin wollte, da ſagte er „ich reiſe in der Welt herum." Da fragte ſie ihn wo er den Degen her hätte, da ſtände ja ihres Vaters Name

darauf. Fragte er, ob ſie des Königs Tochter wäre. „Ja," antwortete ſie. „Mit dieſem Säbel," ſprach er, „habe ich drei Rieſen den Kopf abgehauen" und holte zum Zeichen ihre Zungen aus dem Ranzen, dann zeigte er ihr auch den Pantoffel, den Schlippen vom Halstuch und das Stück vom Hemd. Da war ſie voll Freude und ſagte er wäre derjenige der ſie erlöſt hätte. Darauf gingen ſie zuſammen zum alten König und holten ihn herbei, und ſie führte ihn in ihre Kammer und ſagte ihm, der Jäger wäre der rechte, der ſie von den Rieſen erlöſt hätte. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle ſah, da konnte er nicht mehr zweifeln und ſagte, es wäre ihm lieb, daß er wüßte wie alles zugegangen wäre, und er ſollte ſie nun auch zur Gemahlin haben; darüber freute ſich die Jungfrau von Herzen. Darauf kleideten ſie ihn, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gaſtmahl anſtellen. Als ſie nun zu Tiſch gingen, kam der Hauptmann auf die linke Seite der Königstochter zu ſitzen, der Jäger aber auf die rechte: und der Hauptmann meinte das wäre ein fremder Herr und wäre zum Beſuch gekommen. Wie ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſprach der alte König zum Hauptmann er wollte ihm etwas aufgeben, das ſollte er erraten: wenn einer ſpräche er hätte drei Rieſen ums Leben gebracht, und er gefragt würde, wo die Zungen der Rieſen wären, und er müßte zuſehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zuginge?" Da ſagte der Hauptmann „ſie werden keine gehabt haben."/„Nicht ſo," ſagte der König, „jedes Getier hat eine Zunge," und fragte weiter was der wert wäre, daß ihm widerführe? Antwortete der Hauptmann „der gehört in Stücken zerriſſen zu werden." Da ſagte der König, er hätte ſich ſelber ſein Urteil geſprochen, und ward der Hauptmann gefänglich geſetzt und dann in vier Stücke zerriſſen, die Königstochter aber mit dem Jäger vermählt. Danach holte er ſeinen Vater und Mutter herbei, und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

14. Die goldene Gans

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, davon hieß der jüngste der Dummling, und wurde verachtet und verspottet, und bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt. Es geschah, daß der älteste in den Wald gehen wollte, Holz hauen, und eh er ging, gab ihm noch seine Mutter einen schönen feinen Eierkuchen und eine Flasche Wein mit, damit er nicht Hunger und Durst litte. Als er in den Wald kam, begegnete ihm ein altes graues Männlein, das bot ihm einen guten Tag und sprach „gib mir doch ein Stück Kuchen aus deiner Tasche, und laß mich einen Schluck von deinem Wein trinken, ich bin so hungrig und durstig." Der kluge Sohn aber antwortete „geb ich dir meinen Kuchen und meinen Wein, so hab ich selber nichts, pack dich deiner Wege," ließ das Männlein stehen und ging fort. Als er nun anfing einen Baum zu behauen, dauerte es nicht lange, so hieb er fehl, und die Axt fuhr ihm in den Arm, daß er mußte heimgehen und sich verbinden lassen. Das war aber von dem grauen Männchen gekommen.

Darauf ging der zweite Sohn in den Wald, und die Mutter gab ihm, wie dem ältesten, einen Eierkuchen und eine Flasche Wein. Dem begegnete gleichfalls das alte graue Männchen und hielt um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk Wein an. Aber der zweite Sohn sprach auch ganz verständig „was ich dir gebe, das geht mir selber ab, pack dich deiner Wege," ließ das Männlein stehen und ging fort. Die Strafe blieb nicht aus, als er ein paar Hiebe am Baum getan, hieb er sich ins Bein, daß er mußte nach Hause getragen werden.

Da sagte der Dummling „Vater, laß mich einmal hinaus gehen und Holz hauen." Antwortete der Vater „deine Brüder haben sich Schaden dabei getan, laß dich davon, du verstehst nichts davon." Der Dummling aber bat so lange, bis er endlich sagte „geh nur hin, durch Schaden wirst du klug werden." Die

Mutter gab ihm einen Kuchen, der war mit Waſſer in der Aſche gebacken, und dazu eine Flaſche ſaures Bier. Als er in den Wald kam, begegnete ihm gleichfalls das alte graue Männchen, grüßte ihn und ſprach „gib mir ein Stück von deinem Kuchen und einen Trunk aus deiner Flaſche, ich bin ſo hungrig und durſtig.“ Antwortete der Dummling „ich habe aber nur Aſchenkuchen und ſaures Bier, wenn dir das recht iſt, ſo wollen wir uns ſetzen und eſſen.“ Da ſetzten ſie ſich, und als der Dummling ſeinen Aſchenkuchen herausholte, ſo war's ein feiner Eierkuchen, und das ſaure Bier war ein guter Wein. Nun aßen und tranken ſie, und danach ſprach das Männlein „weil du ein gutes Herz haſt und von dem Deinigen gerne mit teilſt, ſo will ich dir Glück beſcheren. Dort ſteht ein alter Baum, den hau ab, ſo wirſt du in den Wurzeln etwas finden.“ Darauf nahm das Männlein Abſchied.

Der Dummling ging hin und hieb den Baum, und wie er fiel, ſaß in den Wurzeln eine Gans, die hatte Federn von reinem Gold. Er hob ſie heraus, nahm ſie mit ſich und ging in ein Wirtshaus, da wollte er übernachten. Der Wirt hatte aber drei Töchter, die ſahen die Gans, waren neugierig, was das für ein wunderlicher Vogel wäre und hätten gar gern eine von ſeinen goldenen Federn gehabt. Die älteſte dachte „es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, wo ich mir eine Feder ausziehen kann,“ und als der Dummling einmal hinausgegangen war, faßte ſie die Gans beim Flügel, aber Finger und Hand blieben ihr daran feſthängen. Bald danach kam die zweite und hatte keinen andern Gedanken als ſich eine goldene Feder zu holen: kaum aber hatte ſie ihre Schweſter angerührt, ſo blieb ſie feſthängen. Endlich kam auch die dritte in gleicher Abſicht: da ſchrien die andern „bleib weg, ums Himmels willen, bleib weg.“ Aber ſie begriff nicht warum ſie wegbleiben ſollte, dachte „ſind die dabei, ſo kann ich auch dabei ſein,“ und ſprang herzu, und wie ſie ihre Schweſter angerührt hatte, ſo blieb ſie an ihr hängen. So mußten ſie die Nacht bei der Gans zubringen.

Am andern Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm, ging fort, und bekümmerte ſich nicht um die drei Mädchen, die daran hingen. Sie mußten immer hinter ihm drein laufen,

links und rechts, wie's ihm in die Beine kam. Mitten auf dem Felde begegnete ihnen der Pfarrer, und als er den Aufzug sah, sprach er „schämt euch, ihr garstigen Mädchen, was lauft ihr dem jungen Bursch durchs Feld nach, schickt sich das?" Damit faßte er die jüngste an die Hand und wollte sie zurückziehen: wie er sie aber anrührte, blieb er gleichfalls hängen und mußte selber hinterdrein laufen. Nicht lange, so kam der Küster daher, und sah den Herrn Pfarrer, der drei Mädchen auf dem Fuße folgte. Da verwunderte er sich und rief „ei, Herr Pfarrer, wo hinaus so geschwind? vergeßt nicht, daß wir heute noch eine Kindtaufe haben," lief auf ihn zu und faßte ihn am Ärmel, blieb aber auch fest hängen. Wie die fünf so hintereinander hertrabten, kamen zwei Bauern mit ihren Hacken vom Feld: da rief der Pfarrer sie an und bat, sie möchten ihn und den Küster los machen. Kaum aber hatten sie den Küster angerührt, so blieben sie hängen und waren ihrer nun siebene, die dem Dummling mit der Gans nachliefen.

Er kam darauf in eine Stadt, da herrschte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß sie niemand zum Lachen bringen konnte. Darum hatte er ein Gesetz gegeben, wer sie könnte zum Lachen bringen, der sollte sie heiraten. Der Dummling, als er das hörte, ging mit seiner Gans und ihrem Anhang vor die Königstochter, und als diese die sieben Menschen immer hintereinander herlaufen sah, fing sie überlaut an zu lachen und wollte gar nicht wieder aufhören. Da verlangte sie der Dummling zur Braut, aber dem König gefiel der Schwiegersohn nicht, er machte allerlei Einwendungen und sagte, er müßte ihm erst einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Der Dummling dachte an das graue Männchen, das könnte ihm wohl helfen, ging hinaus in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, sah er einen Mann sitzen, der machte ein gar betrübtes Gesicht. Der Dummling fragte, was er sich so sehr zu Herzen nähme. Da antwortete er „ich habe so großen Durst und kann ihn nicht löschen, das kalte Wasser vertrage ich nicht, ein Faß Wein habe ich zwar ausgeleert, aber was ist ein Tropfen auf einem heißen Stein?" / „Da kann ich dir helfen," sagte der Dummling, „komm nur mit

mir, du sollst satt haben." Er führte ihn darauf in des Königs Keller, und der Mann machte sich über die großen Fässer, trank und trank, daß ihm die Hüften weh taten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der Dummling verlangte abermals seine Braut, der König aber ärgerte sich, daß ein schlechter Bursch, den jedermann einen Dummling nannte, seine Tochter davon tragen sollte, und machte neue Bedingungen: er müßte erst einen Mann schaffen, der einen Berg voll Brot aufessen könnte. Der Dummling besann sich nicht lange, sondern ging gleich hinaus in den Wald: da saß auf demselben Platz ein Mann, der schnürte sich den Leib mit einem Riemen zusammen, machte ein grämliches Gesicht, und sagte „ich habe einen ganzen Backofen voll Raspelbrot gegessen, aber was hilft das, wenn man so großen Hunger hat, wie ich: mein Magen bleibt leer, und ich muß mich nur zuschnüren, wenn ich nicht Hungers sterben soll." Der Dummling war froh darüber und sprach „mach dich auf und geh mit mir, du sollst dich satt essen." Er führte ihn an den Hof des Königs, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zusammenfahren und einen ungeheuren Berg davon backen lassen: der Mann aber aus dem Walde stellte sich davor, fing an zu essen, und in einem Tag war der ganze Berg verschwunden. Der Dummling forderte zum drittenmal seine Braut, der König aber suchte noch einmal Ausflucht, und verlangte ein Schiff, das zu Land und zu Wasser fahren könnte: „sowie du aber damit angesegelt kommst," sagte er, „so sollst du gleich meine Tochter zur Gemahlin haben." Der Dummling ging geradewegs in den Wald, da saß das alte graue Männchen, dem er seinen Kuchen gegeben hatte, und sagte „ich habe für dich getrunken und gegessen, ich will dir auch das Schiff geben; das alles tu ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist." Da gab er ihm das Schiff, das zu Land und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, konnte er ihm seine Tochter nicht länger vorenthalten. Die Hochzeit ward gefeiert, nach des Königs Tod erbte der Dummling das Reich und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin.

15. Das Bürle

Es war ein Dorf, darin ſaßen lauter reiche Bauern und nur ein armer, den nannten ſie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld eine zu kaufen: und er und ſeine Frau hätten ſo gern eine gehabt. Einmal ſprach er zu ihr „hör, ich habe einen guten Gedanken, da iſt unſer Gevatter Schreiner, der ſoll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anſtreichen, daß es wie ein anderes ausſieht, mit der Zeit wird's wohl groß und gibt eine Kuh.“ Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb zurecht, ſtrich es an, wie ſich's gehörte, und machte es ſo, daß es den Kopf herabſenkte, als fräße es.

Wie die Kühe des andern Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bürle den Hirt herein und ſprach „ſeht, da hab ich ein Kälbchen, aber es iſt noch klein und muß noch getragen werden.“ Der Hirt ſagte „ſchon gut,“ nahm's in ſeinen Arm, trug's hinaus auf die Weide und ſtellte es ins Gras. Das Kälbchen blieb da immer ſtehen wie eins das frißt, und der Hirt ſprach „das wird bald ſelber laufen, guck einer was es ſchon frißt!“ Abends als er die Herde wieder heim treiben wollte, ſprach er zu dem Kalb „kannſt du da ſtehen und dich ſatt freſſen, ſo kannſt du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heim ſchleppen.“ Das Bürle ſtand aber vor der Haustüre und wartete auf ſein Kälbchen: als nun der Kuhhirt durchs Dorf trieb, und das Kälbchen fehlte, fragte er danach. Der Hirt antwortete „das ſteht noch immer draußen und frißt: es wollte nicht aufhören und mitgehen.“ Bürle aber ſprach „ei was, ich muß mein Vieh wieder haben.“ Da gingen ſie zuſammen nach der Wieſe zurück, aber einer hatte das Kalb geſtohlen, und es war fort. Sprach der Hirt „es wird ſich wohl verlaufen haben.“ Das Bürle aber ſagte „mir nicht ſo!“ und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammte ihn für ſeine Nachläſſigkeit,

daß er dem Bürle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben.

Nun hatte das Bürle und seine Frau die lang gewünschte Kuh; sie freuten sich von Herzen, hatten aber kein Futter, und konnten ihr nichts zu fressen geben, also mußte sie bald geschlachtet werden. Das Fleisch salzten sie ein, und das Bürle ging in die Stadt und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erlös ein neues Kälbchen zu bestellen. Unterwegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe mit gebrochenen Flügeln, den nahm er aus Erbarmen auf und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward, und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, kehrte in die Mühle ein und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus und sprach zu dem Bürle „da leg dich auf die Streu," und gab ihm ein Käsebrot. Das Bürle aß und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte „der ist müde und schläft." Indem kam der Pfaff, die Frau Müllerin empfing ihn wohl und sprach „mein Mann ist aus, da wollen wir uns traktieren." Bürle horchte auf und wie's vom Traktieren hörte, ärgerte es sich, daß es mit Käsebrot hatte vorlieb nehmen müssen. Da trug die Frau herbei, und trug viererlei auf, Braten, Salat, Kuchen und Wein.

Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen. Sprach die Frau „ach Gott, das ist mein Mann!" Geschwind versteckte sie den Braten in die Ofenkachel, den Wein unters Kopfkissen, den Salat aufs Bett, den Kuchen unters Bett, und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausehrn. Danach machte sie dem Mann auf und sprach „gottlob, daß du wieder hier bist! Das ist ein Wetter, als wenn die Welt untergehen sollte!" Der Müller sahs Bürle auf der Streu liegen und fragte „was will der Kerl da?" / „Ach," sagte die Frau, „der arme Schelm kam in dem Sturm und Regen, und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrot gegeben, und ihm die Streu angewiesen." Sprach der Mann „ich hab nichts dagegen, aber schaffe mir bald etwas zu essen." Die Frau sagte „ich habe aber nichts als Käsebrot." / „Ich bin mit allem zufrieden," antwortete der Mann, „meinetwegen mit Käsebrot," sah das Bürle an und rief „komm

und iß noch einmal mit." Bürle ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſtand auf und aß mit. Danach ſah der Müller das Fell auf der Erde liegen, in dem der Rabe ſteckte, und fragte „was haſt du da?" Antwortete das Bürle „da hab ich einen Wahrſager drin." / „Kann der mir auch wahrſagen?" ſprach der Müller. „Warum nicht?" antwortete das Bürle, „er ſagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei ſich." Der Müller war neugierig, und ſprach „laß ihn einmal wahrſagen." Da drückte Bürle dem Raben auf den Kopf, daß er quakte und „krr krr" machte. Sprach der Müller „was hat er geſagt?" Bürle antwortete „erſtens hat er geſagt es ſteckte Wein unterm Kopfkiſſen." / „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Wein. „Nun weiter," ſprach der Müller. Das Bürle ließ den Raben wieder quakſen und ſprach „zweitens hat er geſagt, wäre Braten in der Ofenkachel." / „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bürle ließ den Raben noch mehr weisſagen und ſprach „drittens hat er geſagt, wäre Salat auf dem Bett." / „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Salat. Endlich drückte das Bürle den Raben noch einmal, daß er knurrte, und ſprach „viertens hat er geſagt, wäre Kuchen unterm Bett." / „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen.

Nun ſetzten ſich die zwei zuſammen an den Tiſch, die Müllerin aber kriegte Todesängſte, legte ſich ins Bett und nahm alle Schlüſſel zu ſich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle ſprach „erſt wollen wir die vier andern Dinge ruhig eſſen, denn das fünfte iſt etwas Schlimmes." So aßen ſie und danach ward gehandelt wie viel der Müller für die fünfte Wahrſagung geben ſollte, bis ſie um dreihundert Taler einig wurden. Da drückte das Bürle dem Raben noch einmal auf den Kopf, daß er laut quakte. Fragte der Müller „was hat er geſagt?" Antwortete das Bürle „er hat geſagt draußen im Schrank auf dem Hausehrn, da ſteckte der Teufel." Sprach der Müller „der Teufel muß hinaus," und ſperrte die Haustür auf, die Frau aber mußte den Schlüſſel hergeben, und Bürle ſchloß den

Schrank auf. Da lief der Pfaff was er konnte hinaus, und der Müller ſprach „ich habe den ſchwarzen Kerl mit meinen Augen geſehen: es war richtig.“ Bürle aber machte ſich am andern Morgen in der Dämmerung mit den dreihundert Talern aus dem Staub.

Daheim tat ſich das Bürle allgemach auf, baute ein hübſches Haus, und die Bauern ſprachen „das Bürle iſt gewiß geweſen wo der goldene Schnee fällt und man das Geld mit Scheffeln heim trägt.“ Da ward Bürle vor den Schultheiß gefordert, es ſollte ſagen woher ſein Reichtum käme. Antwortete es „ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Taler verkauft.“ Als die Bauern das hörten, wollten ſie auch den großen Vorteil genießen, liefen heim, ſchlugen all ihre Kühe tot und zogen die Felle ab, um ſie in der Stadt mit dem großen Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß ſprach „meine Magd muß aber vorangehen.“ Als dieſe zum Kaufmann in die Stadt kam, gab er ihr nicht mehr als drei Taler für ein Fell; und als die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal ſo viel und ſprach „was ſoll ich mit all den Häuten anfangen?“

Nun ärgerten ſich die Bauern, daß ſie vom Bürle hinters Licht geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen und verklagten es wegen des Betrugs bei dem Schultheiß. Das unſchuldige Bürle ward einſtimmig zum Tod verurteilt, und ſollte in einem durchlöcherten Faß ins Waſſer gerollt werden. Bürle ward hinausgeführt und ein Geiſtlicher gebracht, der ihm eine Seelenmeſſe leſen ſollte. Die andern mußten ſich alle entfernen, und wie das Bürle den Geiſtlichen anblickte, ſo erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin geweſen war. Sprach es zu ihm „ich hab Euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß.“ Nun trieb gerade der Schäfer mit einer Herde Schafe daher, von dem das Bürle wußte, daß er längſt gerne Schultheiß geworden wäre, da ſchrie es aus allen Kräften „nein, ich tu's nicht! und wenn's die ganze Welt haben wollte, nein, ich tu's nicht!“ Der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte „was haſt du vor? was willſt du nicht tun?“ Bürle ſprach „da wollen ſie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß ſetze, aber ich tu's nicht.“ Der Schäfer ſagte „wenn's weiter nichts iſt, um

Schultheiß zu werden, wollte ich mich gleich in das Faß ſetzen.“ Bürle ſprach „willſt du dich hineinſetzen, ſo wirſt du auch Schultheiß.“ Der Schäfer war's zufrieden, ſetzte ſich hinein, und das Bürle ſchlug den Deckel drauf; dann nahm es die Herde des Schäfers für ſich und trieb ſie fort. Der Pfaff aber ging zur Gemeinde und ſagte die Seelenmeſſe wäre geleſen. Da kamen ſie und rollten das Faß nach dem Waſſer hin. Als das Faß zu rollen anfing, rief der Schäfer „ich will ja gerne Schultheiß werden.“ Sie glaubten nicht anders als das Bürle ſchrie ſo, und ſprachen „das meinen wir auch, aber erſt ſollſt du dich da unten umſehen,“ und rollten das Faß ins Waſſer hinein.

Darauf gingen die Bauern heim und wie ſie ins Dorf kamen, ſo kam auch das Bürle daher, trieb eine Herde Schafe ruhig ein und war ganz zufrieden. Da erſtaunten die Bauern und ſprachen „Bürle, wo kommſt du her? kommſt du aus dem Waſſer!“ / „Freilich,“ antwortete das Bürle, „ich bin verſunken tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam: ich ſtieß dem Faß den Boden aus und kroch hervor, da waren ſchöne Wieſen, auf denen viele Lämmer weideten, davon bracht ich mir die Herde mit.“ Sprachen die Bauern „ſind noch mehr da?“ / „O ja,“ ſagte das Bürle, „mehr als ihr brauchen könnt.“ Da verabredeten ſich die Bauern, daß ſie auch Schafe holen wollten, jeder eine Herde; der Schultheiß aber ſagte „ich komme zuerſt.“ Nun gingen ſie zuſammen zum Waſſer, da ſtanden gerade am blauen Himmel kleine Flockwolken, die man Lämmerchen nennt, die ſpiegelten ſich im Waſſer ab, da riefen die Bauern „wir ſehen ſchon die Schafe unten auf dem Grund.“ Der Schulz drängte ſich hervor und ſagte „nun will ich zuerſt hinunter und mich umſehen; wenn's gut iſt, will ich euch rufen.“ Da ſprang er hinein, „plump“ klang es im Waſſer. Sie meinten nicht anders als er riefe ihnen zu „kommt!“ und der ganze Haufe ſtürzte in einer Haſt hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgeſtorben, und Bürle als der einzige Erbe ward ein reicher Mann.

Digitized by Google

16. Der junge Rieſe

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war ſo groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haarbreit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da ſagte der Kleine „Vater, ich will mit hinaus.“/„Du willſt mit hinaus?“ ſprach der Vater, „bleib du hier, dort biſt du zu nichts nutz: du könnteſt mir auch verloren gehen.“ Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, ſteckte ihn der Vater in die Taſche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und ſetzte ihn in eine friſche Furche. Wie er ſo da ſaß, kam über den Berg ein großer Rieſe daher. „Siehſt du dort den großen Butzemann?“ ſagte der Vater, und wollte den Kleinen ſchrecken, damit er artig wäre, „der kommt und holt dich.“ Der Rieſe aber hatte mit ſeinen langen Beinen kaum ein paar Schritte getan, ſo war er bei der Furche. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutſam in die Höhe, betrachtete ihn und ging, ohne ein Wort zu ſprechen, mit ihm fort. Der Vater ſtand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen und dachte nicht anders als ſein Kind wär verloren, als daß er's ſein Lebtag nicht wieder mit Augen ſehen würde.

Der Rieſe aber trug es heim und ließ es an ſeiner Bruſt ſaugen und der Däumling wuchs und ward groß und ſtark nach Art der Rieſen. Nach Verlauf von zwei Jahren ging der Alte mit ihm in den Wald, wollte ihn verſuchen und ſprach „zieh dir eine Gerte heraus.“ Da war der Knabe ſchon ſo ſtark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Rieſe aber meinte „das muß beſſer kommen,“ nahm ihn wieder mit, und ſäugte ihn noch zwei Jahre. Als er ihn verſuchte, hatte ſeine Kraft ſchon ſo zugenommen, daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. Das war dem Rieſen noch immer nicht genug, er ſäugte ihn abermals zwei Jahre, und als er dann mit

ihm in den Wald ging und ſprach „nun reiß einmal eine ordentliche Gerte aus," ſo riß der Junge den dickſten Eichenbaum aus der Erde, daß er krachte, und war ihm nur ein Spaß. „Nun iſt's genug," ſprach der Rieſe, „du haſt ausgelernt," und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater ſtand da hinter dem Pflug, der junge Rieſe ging auf ihn zu und ſprach „ſieht Er wohl, Vater, was Sein Sohn für ein Mann geworden iſt." Der Bauer erſchrak und ſagte „nein, du biſt mein Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir."/„Freilich bin ich Sein Sohn, laß Er mich an die Arbeit, ich kann pflügen ſo gut als er und noch beſſer."/„Nein, nein, du biſt mein Sohn nicht, du kannſt auch nicht pflügen, geh weg von mir." Weil er ſich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, trat zurück und ſetzte ſich zur Seite ans Land. Da nahm der Junge das Geſchirr und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war ſo gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit anſehen und rief ihm zu „wenn du pflügen willſt, mußt du nicht ſo gewaltig drücken, das gibt ſchlechte Arbeit." Der Junge aber ſpannte die Pferde aus, zog ſelber den Pflug und ſagte „geh Er nur nach Haus, Vater, und laß Er die Mutter eine große Schüſſel voll Eſſen kochen; ich will derweil den Acker ſchon umreißen." Da ging der Bauer heim und beſtellte das Eſſen bei ſeiner Frau: der Junge aber pflügte das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann ſpannte er ſich auch ſelber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte ſie auf die Schultern, und hinten und vorn eine Egge darauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles, als wär es ein Bund Stroh, nach ſeiner Eltern Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn ſeine Mutter nicht und fragte „wer iſt der entſetzliche, große Mann?" Der Bauer ſagte „das iſt unſer Sohn." Sie ſprach „nein, unſer Sohn iſt das nimmermehr, ſo groß haben wir keinen gehabt, unſerer war ein kleines Ding." Sei rief ihm zu „geh fort, wir wollen dich nicht." Der Junge ſchwieg ſtill, zog ſeine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu

alles wie ſich's gehörte. Als er fertig war, ging er in die Stube, ſetzte ſich auf die Bank und ſagte „Mutter, nun hätte ich Luſt zu eſſen, iſt's bald fertig?“ Da ſagte ſie „ja“ und brachte zwei große Schüſſeln voll herein, daran hätten ſie und ihr Mann acht Tage lang ſatt gehabt. Der Junge aber aß ſie allein auf und fragte ſie, ob ſie nicht mehr vorſetzen könnte? „Nein,“ ſagte ſie, „das iſt alles was wir haben.“/„Das war ja nur zum Schmecken, ich muß mehr haben.“ Sie getraute nicht ihm zu widerſtehen, ging hin und ſetzte einen großen Schweinekeſſel voll übers Feuer, und wie es gar war, trug ſie es herein. „Endlich kommen noch ein paar Brocken,“ ſagte er und aß alles hinein; es war aber doch nicht genug ſeinen Hunger zu ſtillen. Da ſprach er „Vater, ich ſehe wohl, bei Ihm werd ich nicht ſatt, will Er mir einen Stab von Eiſen verſchaffen, der ſtark iſt und den ich vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, ſo will ich fort in die Welt gehen.“ Der Bauer war froh, ſpannte ſeine zwei Pferde vor den Wagen und holte bei dem Schmied einen Stab ſo groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fortſchaffen konnten. Der Junge nahm ihn vor die Knie und ratſch! brach er ihn wie eine Bohnenſtange in der Mitte entzwei und warf ihn weg. Der Vater ſpannte vier Pferde vor und holte einen Stab ſo groß und dick, als ihn die vier Pferde fortſchaffen konnten. Der Sohn knickte auch dieſen vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und ſprach „Vater, der kann mir nicht helfen, Er muß beſſer vorſpannen und einen ſtärkeren Stab holen.“ Da ſpannte der Vater acht Pferde vor und holte einen ſo groß und dick, als ihn die acht Pferde herbeifahren konnten. Wie der Sohn den in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon ab und ſagte „Vater, ich ſehe Er kann mir keinen Stab anſchaffen wie ich ihn brauche, ich will nicht länger bei Ihm bleiben.“

Da ging er fort und gab ſich für einen Schmiedegeſellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menſchen etwas und wollte alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und fragte ob er keinen Geſellen brauchte. „Ja,“ ſagte der Schmied, ſah ihn an und dachte „das iſt ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorſchlagen

und ſein Brot verdienen." Er fragte „wie viel willſt du Lohn haben?"/„Gar keinen will ich haben," antwortete er, „nur alle vierzehn Tage, wenn die andern Geſellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich zwei Streiche geben, die mußt du aushalten." Da war der Geizmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu ſparen. Am andern Morgen ſollte der fremde Geſelle zuerſt vorſchlagen, wie aber der Meiſter den glühenden Stab brachte nnd jener den erſten Schlag tat, ſo flog das Eiſen voneinander und der Amboß ſank in die Erde ſo tief, daß ſie ihn gar nicht wieder heraus bringen konnten. Da ward der Geizmann bös nnd ſagte „ei was, dich kann ich nicht brauchen, du ſchlägſt gar zu grob, was willſt du für den einen Zuſchlag haben?" Da ſprach er „ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts." Und hob ſeinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf ſuchte er ſich den dickſten Eiſenſtab aus, der in der Schmiede war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging weiter.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Amtmann ob er keinen Großknecht nötig hätte. „Ja," ſagte der Amtmann, „ich kann einen brauchen: du ſiehſt aus wie ein tüchtiger Kerl, der ſchon was vermag, wieviel willſt du Jahreslohn haben?" Er antwortete wiederum, er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da ſollten die Knechte ins Holz fahren, und die andern Knechte waren ſchon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an „ſteh auf, es iſt Zeit, wir wollen ins Holz, und du mußt mit." „Ach," ſagte er ganz grob und trotzig, „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander." Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit ins Holz fahren. Der Amtmann ſagte, ſie ſollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorſpannen. Der Großknecht ſprach aber wie vorher „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander." Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen,

da ſtieg er endlich aus den Federn, holte ſich aber erſt zwei Scheffel voll Erbſen vom Boden, kochte ſich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geſchehen war, ging er hin, ſpannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erſt vorwärts, dann mußten die Pferde ſtill halten, und er ging hinter den Wagen, nahm Bäume und Reiſig und machte da eine große Hucke (Verhack), ſo daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vors Holz kam, fuhren die anderen eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da ſprach er zu ihnen „fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus." Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß gleich zwei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf ſie auf den Wagen und drehte um. Als er vor der Hucke anlangte, ſtanden die andern noch da und konnten nicht durch. „Seht ihr wohl," ſprach er, „wärt ihr bei mir geblieben, ſo wärt ihr ebenſo ſchnell nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde ſchlafen können." Er wollte nun zufahren, aber ſeine Pferde konnten ſich nicht durcharbeiten, da ſpannte er ſie aus, legte ſie oben auf den Wagen, und nahm ſelber die Deichſel in die Hand, und hüf! zog er alles durch, und das ging ſo leicht als hätt er Federn geladen. Wie er drüben war, ſprach er zu den andern „ſeht ihr wohl, ich bin ſchneller hindurch als ihr," fuhr weiter, und die andern mußten ſtehen bleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte ihn dem Amtmann und ſagte „iſt das nicht ein ſchönes Klafterſtück?" Da ſprach der Amtmann zu ſeiner Frau „der Knecht iſt gut; wenn er auch lang ſchläft, er iſt doch eher wieder da als die andern."

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr: wie das herum war und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, ſprach er, es wäre Zeit, er wollte ſich auch ſeinen Lohn nehmen. Dem Amtmann ward aber angſt vor den Streichen, die er kriegen ſollte, und bat ihn inſtändig, er möchte ſie ihm ſchenken, lieber wollte er ſelbſt Großknecht werden, und er ſollte Amtmann ſein. „Nein," ſprach er, „ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber austeilen was bedungen iſt." Der Amt-

mann wollte ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem „nein." Da wußte sich der Amtmann nicht zu helfen und bat ihn um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen. Der Großknecht sprach, die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besannen sich lang, endlich sagten sie, vor dem Großknecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schlüge einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn heißen in den Brunnen steigen und ihn reinigen, wenn er unten wäre, wollten sie einen von den Mühlsteinen, die da lägen, herbei rollen und ihm auf den Kopf werfen, dann würde er nicht wieder an das Tageslicht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großknecht war bereit in den Brunnen hinabzusteigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den großen Mühlstein hinab, und meinten der Kopf wäre ihm eingeschlagen, aber er rief „jagt die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann." Da rief der Amtmann „husch! husch" und tat als scheuchte er die Hühner weg. Als der Großknecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er herauf und sagte „seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um," da war es der Mühlstein, den er um den Hals trug. Der Großknecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat, er sollte den Großknecht in die verwünschte Mühle schicken um dort in der Nacht Korn zu mahlen: von da wäre noch kein Mensch morgens lebendig herausgekommen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großknecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten's nötig. Da ging der Großknecht auf den Boden und tat zwei Malter in die rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einen Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust, und ging also beladen nach der verwünschten Mühle. Der Müller sagte ihm, bei Tag könnte er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht,

und wer da noch hineingegangen wäre, den hätte man am Morgen tot darin gefunden. Er sprach „ich will schon durchkommen, macht Euch nur fort und legt Euch aufs Ohr." Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf. Gegen elf Uhr ging er in die Müllerstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weilchen dagesessen hatte, tat sich auf einmal die Tür auf und kam eine große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten, und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da, der's auftrug. Und danach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hantierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, so setzte er sich auch an die Tafel, aß mit und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgeputzt, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so kriegt er etwas wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Da sprach er „wenn noch einmal so etwas kommt, so teil ich auch wieder aus". Und wie er zum zweitenmal eine Ohrfeige kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts umsonst, sondern gab reichlich zurück und schlug nicht faul um sich herum: bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollte er nach ihm sehen und verwunderte sich, daß er noch lebte. Da sprach er „ich habe mich satt gegessen, habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgeteilt." Der Müller freute sich und sagte nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber „Geld will ich nicht, ich habe doch genug." Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken, ging nach Haus und sagte dem Amtmann er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht angst: er wußte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne herunter. Da machte er das Fenster auf nach frischer Luft, ehe er sich's aber versah, hatte ihm

der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenſter in die Luft hineinflog, immer fort, bis ihn niemand mehr ſehen konnte. Da ſprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns „kommt er nicht wieder, ſo müßt Ihr den anderen Streich hinnehmen.“ Sie rief „nein, nein, ich kann's nicht aushalten,“ nnd machte das andere Fenſter auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunterliefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß ſie gleichfalls hinausflog, nnd da ſie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief „komm doch zu mir,“ ſie aber rief „komm du zu mir, ich kann nicht zu dir.“ Und ſie ſchwebten da in der Luft, und konnte keins zum andern kommen, und ob ſie da noch ſchweben, das weiß ich nicht; der junge Rieſe aber nahm ſeine Eiſenſtange und ging weiter.

17. Dat Erdmänneken

t was mal en rik Künig weſt, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Schlottgoren ſpazeren gaen, un de Künig, dat was ſo en Leivhawer von allerhand wackeren Bömen weſt: un einen, den hadde he ſo leiv had, dat he denjenigen, de ümme en Appel dervon plückede, hunnerd Klafter unner de Eere verwünſchede. As et nn Herveſt war, da worden de Appel an den einen Baume ſo raut aſe Blaud. De drei Döchter gungen alle Dage unner den Baum un ſeihen to ov nig de Wind 'n Appel herunner ſchlagen hädde, awerſt ſe fannen ir Levedage kienen, nn de Baum de ſatt ſo vull, dat he breken wnll, un de Telgen (Zweige) hungen bis up de Eere. Da geluſtede den jungeſten Künigskinne gewaldig un et ſegde to ſinen Süſtern „nſe Teite (Vater), de hett us viel to leiv, aſe dat he us verwünſchen deihe: ik glöve dat he dat nur wegen de frümden Lude dahen hat.“ Un indes plüked dat Kind en gans dicken Appel af nnd ſprunk fur ſinen Süſtern und ſegde „a, nu ſchmecket mal, mine lewen Süſterkes, nn hew ik doch min Leve-dage ſo wat ſchones no nig ſchmecket.“ Da beeten de beiden

annern Künigsdöchter auch mal in den Appel, un da verſünken ſe alle drei deip unner de Eere, dat kien Haan mer danach krähete.

As et da Middag is, da wull ſe de Künig do Diske roopen, do ſind ſo nirgends to finnen: he ſöket ſe ſo viel im Schlott und in Goren, awerſt he kun ſe nig finnen. Da werd he ſo bedröwet un let dat ganſe Land upbeien (aufbieten), un wer ünne ſine Döchter wier brechte, de ſull ene davon tor Fruen hewen. Da gahet ſo viele junge Lude uwer Feld un ſöket, dat is gans ut der Wieſe (über alle Maßen), denn jeder hadde de drei Kinner geren had, will ſe wören gegen jedermann ſo fründlig un ſo ſchön von Angeſichte weſt. Un et togen auck drei Jägerburſchen ut, un aſe da wol en acht Dage rieſet hadden, da kummet ſe up en grot Schlott, da woren ſo hübſche Stoben inne weſt, un in einen Zimmer is en Diſch decket, darup wören ſo ſöte Spiſen, de ſied noch ſo warme dat ſe dampet, awerſt in den ganzen Schlott is kien Minſk to hören noch to ſeihen. Do wartet ſe noch en halwen Dag, un de Spiſen bliewet immer warme un dampet, bis up et leſt, da weret ſe ſo hungerig, dat ſe ſik derbie ſettet un ettet, un macket mit en anner ut, ſe wüllen up den Schlotte wuhnen bliewen, un wüllen darümme looſen, dat eine in Huſe blev un de beiden annern de Döchter ſöketen; dat doet ſe auck, un dat Los dreppet den öleſten. Den annern Dag da gaet de twei jüngeſten ſöken, un de öleſte mot to Huſe bliewen. Am Middage kümmt der ſo en klein klein Männeken un hölt um 'n Stückeſken Braud ane, da nümmt he von dem Braude, wat he da funnen hädde, un ſchnitt en Stücke rund umme den Braud weg un will ünne dat giewen, indes dat he et ünne reiket, lett et dat kleine Männeken fallen und ſegd he ſulle dok ſo gut ſin und giewen ünne dat Stücke wier. Da will he dat auck doen und bucket ſik, mit des nümmt dat Männeken en Stock un päckt ünne bie den Haaren un giwt ünne düete Schläge. Den anneren Dag, da is de tweide to Hus bliewen, den geit et nicks better. Aſe de beiden annern da den Awend nah Hus kümmet, da ſegt de öleſte „no, wie hätt et die dann gaen?"/„O, et geit mie gans ſchlechte." Da klaget ſe ſik enanner ere Naud, awerſt den jungeſten hadden ſe nicks davonne ſagd, den hadden ſe gar nig lien (leiden) mogt un

hadden ünne jummer den dummen Hans heiten, weil he nig recht van de Weld was. Den dritten Dag, da blivt de jungeſte to Hus, da kümmet dat kleine Männeken wier und hölt um en Stückſken Braud an; da he ünne dat giewen hätt, let he et wier fallen un ſegt he mügte dock ſo gut ſien un reicken ünne dat Stückſken wier. Da ſegd he to den kleinen Männeken „wat! kannſt du dat Stücke nig ſulwens wier up nümmen, wenn du die de Möhe nig mal um dine dägliche Narunge giewen wuſt, ſo biſt du auck nich wert, dat du et eteſt.“ Da word dat Männeken ſo bös un ſegde he möſt et doen: he awerſt nig fuhl, nam min lewe Männeken nn droſch et duet dör (tüchtig durch). Da ſchriege dat Männeken ſo viel un rep „hör up, hör up, un lat mie geweren, dann will ik die auck ſeggen wo de Künigsdöchter ſied.“ Wie he dat hörde, häll hei up ta ſlaen, un dat Männeken vertelde he wör en Erdmänneken, un ſulke wären mehr aſe duſend, he mögte man mit ünne gaen, dann wulle he ünne wieſen wo de Künigsdöchter weren. Da wiſt he ünne en deipen Born, da is awerſt kien Water inne weſt. Da ſegt dat Männeken he wuſte wohl, dat et ſine Geſellen nig ehlich mit ünne meinten, wenn he de Künigskinner erlöſen wulle, dann möſte he et alleine doen. De beiden annern Broer wullen wohl auck geren de Künigsdöchter wier hewen, awerſt ſe wullen der kiene Möge un Gefahr umme doen, he möſte ſo en grauten Korv nümmen, un möſte ſik mit ſinen Hirſchfänger un en Schelle darinne ſetten un ſik herunterwimen laten: unnen da wören drei Zimmer, in jeden ſette ein Künigskind un hädde en Drachen mit villen Köppen to luſen, de möſte he de Köppe afſchlagen. Aſe dat Erdmänneken nu dat alle ſagd hadde, verſchwand et. Aſe't Awend is, da kümmet de beiden annern nn fraget wie et ün gaen hädde, da ſegd he „o, ſo wit gut,“ un hädde keinen Minsken ſehen, aſe des Middags, da wer ſo ein klein Männeken kummen, de hädde ün umme en Stückſken Braud biddit, do he et ünne giewen hädde, hädde dat Männeken et fallen laten und hädde ſegd he mögtet ünne doch wier up nümmen, wie he dat nig hadde doen wullt, da hädde et anfangen to puchen, dat hädde he awerſt unrecht verſtan un hädde dat Männeken prügelt, un da hädde et ünne vertellt wo de Künigs-

döchter wären. Da ärgerten ſik de beiden ſo viel, dat ſe gehl un grön wören. Den annern Morgen da gungen ſe to haupe an den Born un mackten Loſe, wer ſik dat erſte in den Korv ſetten ſulle, da feel dat Los wier den ölleſten to, he mot ſik darin ſetten un de Klingel mitnümmen. Da ſegd he „wenn ik klingele, ſo mutt gi mik nur geſchwinne wier herupwinnen.“ Aſe he en bitken herunner is, da klingelte wat, da winnen ſe ünne wier heruper: da ſett ſik de tweide herinne, de maket ewen ſau: nu kümmet dann auck de Riege an den jungeſten, de lät ſik awerſt gans drinne runner winnen. Aſe he ut den Korve ſtiegen is, da nümmet he ſienen Hirſchfänger un geit vor der erſten Doer ſtaen un luſtert, da hort he den Drachen gans lute ſchnarchen. He macket langſam de Döre oppen, da ſitt da de eine Künigsdochter und häd op eren Schot niegene (neun) Drachenköppe ligen un luſet de. Da nümmet he ſinen Hirſchfänger un hogget to, da ſlet de niegne Koppe awe. De Künigsdochter ſprank up un fál ünne um den Hals un drucket un piepete (küßte) ünn ſo viel, un nümmet ihr Bruſtſtücke, dat wor von rauen Golle weſt, un henget ünne dat umme. Da geit he auck nach der tweiden Künigsdochter, de häd en Drachen mit ſieven Köppe to luſen un erlöſet de auck, ſo de jungeſte, de hadde en Drachen mit viere Köppen to luſen had, da geit he auck hinne. Do froget ſe ſich alle ſo viel, un drucketen un piepeten ohne uphören. Da klingelte he ſau harde, bis dat ſe owen hört. Da ſet he de Künigsdöchter ein nach der annern in den Korv un let ſe alle drei heruptrecken, wie nu an ünne de Riege kümmt, da fallet ün de Woore (Worte) von den Erdmänneken wier bie, dat et ſine Geſellen mit ünne nig gut meinden. Da nümmet he en groten Stein, de da ligt un legt ün in den Korv, aſe de Korv da ungefähr bis in de Midde herup is, ſchnien de falſken Broer owen dat Strick af, dat de Korv mit den Stein up den Grund füll, un meinten he wöre nu daude, un laupet mit de drei Künigsdöchter wege un latet ſik dervan verſpreken, dat ſe an ehren Vater ſeggen willt dat ſe beiden ſe erlöſet hädden; da kümmet ſe tom Künig, un begert ſe tor Fruen. Unnerdies geit de jungeſte Jägerburſche gans bedröwet in den drei Kammern herummer un denket dat he nu

wull ſterwen möſte, da ſüht he an der Wand 'n Fleutenpipe hangen, da ſegd he „worümme hengeſt du da wull, hier kann ja doch keiner luſtig ſin?" He bekucket auck de Drachenköppe, un ſegd „ju künnt mie nu auck nig helpen." He geit ſo mannigmal up un af ſpatzeren, dat de Erdboden davon glat werd. Un et leſt, da kriegt he annere Gedanken, da nümmet he de Fleutenpipen van der Wand un bleſt en Stückſken, up eenmahl kummet da ſo viele Erdmännekens, bie jeden Don, den he däht, kummt eint mehr: da bleſt he ſo lange dat Stückſken, bis det Zimmer ſtopte vull is. De fraget alle wat ſin Begeren wöre, da ſegd he, he wull geren wier up die Eere an Dages Licht, da fatten ſe ünne alle an, an jeden Spir (Faden) Haar, wat he up ſinen Koppe hadde, un ſau fleiget ſe mit ünne herupper bis up de Eere. Wie he owen is, geit he glick nach den Künigsſchlott, wo grade de Hochtit mit der einen Künigsdochter ſin ſulle, un geit up den Zimmer, wo de Künig mit ſinen drei Döchtern is. Wie ünne da de Kinner ſeihet, da wered ſe gans beſchwämt (ohnmächtig). Da werd de Künig ſo böſe un let ünne glick in een Gefängniſſe ſetten, weil he meint he hädde den Kinnern en Leid anne daen. Aſe awer de Künigsdöchter wier to ſik kummt, da biddet ſe ſo viel he mogte ünne doch wier loſe laten. De Künig fraget ſe wo-rümme, da ſegd ſe dat ſe dat nig vertellen dorften, awerſt de Vaer de ſegd ſe ſullen et den Owen (Ofen) vertellen. Da geit he herut un luſtert an de Döre un hört alles. Da lät he de beiden an en Galgen hängen, un den einen givt he de jungeſte Dochter: un da trok ik en Paar gläſerne Schohe an, un da ſtott ik an en Stein, da ſegd et „klink!" da wören ſe caput.

18. Der ſtarke Hans

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten nur ein einziges Kind, und lebten in einem abſeits gelegenen Tale ganz allein. Es trug ſich zu, daß die Mutter einmal ins Holz ging, Tannreiſer zu leſen, und den kleinen Hans, der erſt zwei Jahre alt war, mitnahm. Da es gerade in der Frühlingszeit war und das Kind ſeine Freude an den bunten Blumen hatte, ſo ging ſie immer weiter mit ihm in den Wald hinein. Plötzlich ſprangen aus dem Gebüſch zwei Räuber hervor, packten die Mutter und das Kind und führten ſie tief in den ſchwarzen Wald, wo jahraus jahrein kein Menſch hinkam. Die arme Frau bat die Räuber inſtändig ſie mit ihrem Kinde frei zu laſſen, aber das Herz der Räuber war von Stein: ſie hörten nicht auf ihr Bitten und Flehen und trieben ſie mit Gewalt an weiter zu gehen. Nachdem ſie etwa zwei Stunden durch Stauden und Dörner ſich hatten durcharbeiten müſſen, kamen ſie zu einem Felſen, wo eine Türe war, an welche die Räuber klopften, und die ſich alsbald öffnete. Sie mußten durch einen langen dunklen Gang und kamen endlich in eine große Höhle, die von einem Feuer, das auf dem Herd brannte, erleuchtet war. An der Wand hingen Schwerter, Säbel und andere Mordgewehre, die in dem Lichte blinkten, und in der Mitte ſtand ein ſchwarzer Tiſch, an dem vier andere Räuber ſaßen und ſpielten, und oben an ſaß der Hauptmann. Dieſer kam, als er die Frau ſah, herbei, redete ſie an und ſagte, ſie ſollte nur ruhig und ohne Angſt ſein, ſie täten ihr nichts zuleid, aber ſie müßte das Hausweſen beſorgen, und wenn ſie alles in Ordnung hielte, ſo ſollte ſie es nicht ſchlimm bei ihnen haben. Darauf gaben ſie ihr etwas zu eſſen und zeigten ihr ein Bett, wo ſie mit ihrem Kinde ſchlafen könnte.

Die Frau blieb viele Jahre bei den Räubern, und Hans ward groß und ſtark. Die Mutter erzählte ihm Geſchichten und lehrte

ihn in einem alten Ritterbuch, das ſie in der Höhle fand, leſen. Als Hans neun Jahre alt war, machte er ſich aus einem Tannenaſt einen ſtarken Knüttel und verſteckte ihn hinter das Bett: dann ging er zu ſeiner Mutter und ſprach „liebe Mutter, ſage mir jetzt einmal wer mein Vater iſt, ich will und muß es wiſſen.“ Die Mutter ſchwieg ſtill und wollte es ihm nicht ſagen, damit er nicht Heimweh bekäme: ſie wußte auch, daß die gottloſen Räuber den Hans doch nicht fortlaſſen würden; aber es hätte ihr faſt das Herz zerſprengt, daß Hans nicht ſollte zu ſeinem Vater kommen. In der Nacht, als die Räuber von ihrem Raubzug heimkehrten, holte Hans ſeinen Knüttel hervor, ſtellte ſich vor den Hauptmann und ſagte „jetzt will ich wiſſen wer mein Vater iſt, und wenn du mir's nicht gleich ſagſt, ſo ſchlag ich dich nieder.“ Da lachte der Hauptmann und gab dem Hans eine Ohrfeige, daß er unter den Tiſch kugelte. Hans machte ſich wieder auf, ſchwieg und dachte „ich will noch ein Jahr warten und es dann noch einmal verſuchen, vielleicht geht's beſſer.“ Als das Jahr herum war, holte er ſeinen Knüttel wieder hervor, wiſchte den Staub ab, betrachtete ihn und ſprach „es iſt ein tüchtiger wackerer Knüttel.“ Nachts kamen die Räuber heim, tranken Wein, einen Krug nach dem andern, und fingen an die Köpfe zu hängen. Da holte der Hans ſeinen Knüttel herbei, ſtellte ſich wieder vor den Hauptmann und fragte ihn, wer ſein Vater wäre. Der Hauptmann gab ihm abermals eine Ohrfeige, daß Hans unter den Tiſch rollte, aber es dauerte nicht lange, ſo war er wieder oben und ſchlug mit ſeinem Knüttel auf den Hauptmann und die Räuber, daß ſie Arme und Beine nicht mehr regen konnten. Die Mutter ſtand in einer Ecke und war voll Verwunderung über ſeine Tapferkeit und Stärke. Als Hans mit ſeiner Arbeit fertig war, ging er zu ſeiner Mutter und ſagte „jetzt iſt mir's Ernſt geweſen, aber jetzt muß ich auch wiſſen wer mein Vater iſt.“/„Lieber Hans,“ antwortete die Mutter, „komm wir wollen gehen und ihn ſuchen bis wir ihn finden.“ Sie nahm dem Hauptmann den Schlüſſel zu der Eingangstüre ab, und Hans holte einen großen Mehlſack, packte Gold, Silber und was er ſonſt noch für ſchöne Sachen fand, zuſammen, bis er voll

war und nahm ihn dann auf den Rücken. Sie verließen die Höhle, aber was tat Hans die Augen auf, als er aus der Finsternis heraus in das Tageslicht kam, und den grünen Wald, Blumen und Vögel und die Morgensonne am Himmel erblickte. Er stand da und staunte alles an, als wenn er nicht recht gescheit wäre. Die Mutter suchte den Weg nach Haus, und als sie ein paar Stunden gegangen waren, so kamen sie glücklich in ihr einsames Tal und zu ihrem Häuschen. Der Vater saß unter der Türe, er weinte vor Freude als er seine Frau erkannte und hörte, daß Hans sein Sohn war, die er beide längst für tot gehalten hatte. Aber Hans, obgleich erst zwölf Jahr alt, war doch einen Kopf größer als sein Vater. Sie gingen zusammen in das Stübchen, aber kaum hatte Hans seinen Sack auf die Ofenbank gesetzt, so fing das ganze Haus an zu krachen, die Bank brach ein und dann auch der Fußboden, und der schwere Sack sank in den Keller hinab. „Gott behüte uns," rief der Vater, „was ist das? jetzt hast du unser Häuschen zerbrochen."/„Laßt Euch keine grauen Haare darüber wachsen, lieber Vater," antwortete Hans, „da in dem Sack steckt mehr als für ein neues Haus nötig ist." Der Vater und Hans fingen auch gleich an ein neues Haus zu bauen, Vieh zu erhandeln und Land zu kaufen und zu wirtschaften. Hans ackerte die Felder, und wenn er hinter dem Pflug ging und ihn in die Erde hineinschob, so hatten die Stiere fast nicht nötig zu ziehen. Den nächsten Frühling sagte Hans „Vater, behaltet alles Geld und laßt mir einen zentnerschweren Spazierstab machen, damit ich in die Fremde gehen kann." Als der verlangte Stab fertig war, verließ er seines Vaters Haus, zog fort und kam in einen tiefen und finsteren Wald. Da hörte er etwas knistern und knastern, schaute um sich und sah eine Tanne, die von unten bis oben wie ein Seil gewunden war: und wie er die Augen in die Höhe richtete, so erblickte er einen großen Kerl, der den Baum gepackt hatte und ihn wie eine Weidenrute umdrehte. „He!" rief Hans, „was machst du da droben?" Der Kerl antwortete „ich habe gestern Reiswellen zusammengetragen und will mir ein Seil dazu drehen."/„Das laß ich mir gefallen," dachte Hans, „der hat

Kräfte," und rief ihm zu „laß du das gut sein und komm mit mir." Der Kerl kletterte von oben herab, und war einen ganzen Kopf größer als Hans, und der war doch auch nicht klein. „Du heißest jetzt Tannendreher" sagte Hans zu ihm. Sie gingen darauf weiter und hörten etwas klopfen und hämmern, so stark, daß bei jedem Schlag der Erdboden zitterte. Bald darauf kamen sie zu einem mächtigen Felsen, vor dem stand ein Riese und schlug mit der Faust große Stücke davon ab. Als Hans fragte was er da vor hätte, antwortete er „wenn ich nachts schlafen will, so kommen Bären, Wölfe und anderes Ungeziefer der Art, die schnuppern und schnuffeln an mir herum und lassen mich nicht schlafen, da will ich mir ein Haus bauen und mich hineinlegen, damit ich Ruhe habe."/„Ei jawohl," dachte Hans, „den kannst du auch noch brauchen und sprach zu ihm „laß das Hausbauen gut sein und geh mit mir, du sollst der Felsenklipperer heißen." Er willigte ein, und sie strichen alle drei durch den Wald hin und wo sie hinkamen, da wurden die wilden Tiere aufgeschreckt und liefen vor ihnen weg. Abends kamen sie in ein altes verlassenes Schloß, stiegen hinauf und legten sich in den Saal schlafen. Am andern Morgen ging Hans hinab in den Garten, der war ganz verwildert und stand voll Dörner und Gebüsch. Und wie er so herum ging, sprang ein Wildschwein auf ihn los: er gab ihm aber mit seinem Stab einen Schlag, daß es gleich niederfiel. Dann nahm er es auf die Schulter und brachte es hinauf; da steckten sie es an einen Spieß, machten sich einen Braten zurecht und waren guter Dinge. Nun verabredeten sie, daß jeden Tag der Reihe nach zwei auf die Jagd gehen sollten und einer daheim bleiben und kochen, für jeden neun Pfund Fleisch. Den ersten Tag blieb der Tannendreher daheim, und Hans und der Felsenklipperer gingen auf die Jagd. Als der Tannendreher beim Kochen beschäftigt war, kam ein kleines altes zusammengeschrumpeltes Männchen zu ihm auf das Schloß, und forderte Fleisch. „Pack dich, Duckmäuser," antwortete er, „du brauchst kein Fleisch." Aber wie verwunderte sich der Tannendreher, als das kleine unscheinbare Männlein an ihm hinauf sprang und mit Fäusten so auf ihn losschlug, daß

er sich nicht wehren konnte, zur Erde fiel und nach Atem schnappte. Das Männlein ging nicht eher fort, als bis es seinen Zorn völlig an ihm ausgelassen hatte. Als die zwei andern von der Jagd heimkamen, sagte ihnen der Tannendreher nichts von dem alten Männchen und den Schlägen, die er bekommen hatte und dachte „wenn sie daheim bleiben, so können sie's auch einmal mit der kleinen Kratzbürste versuchen," und der bloße Gedanke machte ihm schon Vergnügen. Den folgenden Tag blieb der Steinklipperer daheim, und dem ging es gerade so wie dem Tannendreher, er ward von dem Männlein übel zugerichtet, weil er ihm kein Fleisch hatte geben wollen. Als die andern abends nach Haus kamen, sah es ihm der Tannendreher wohl an was er erfahren hatte, aber beide schwiegen still und dachten „der Hans muß auch von der Suppe kosten." Der Hans, der den nächsten Tag daheim bleiben mußte, tat seine Arbeit in der Küche, wie sich's gebührte, und als er oben stand und den Kessel abschaumte, kam das Männchen und forderte ohne weiteres ein Stück Fleisch. Da dachte Hans „es ist ein armer Wicht, ich will ihm von meinem Anteil geben, damit die andern nicht zu kurz kommen" und reichte ihm ein Stück Fleisch. Als es der Zwerg verzehrt hatte, verlangte er nochmals Fleisch, und der gutmütige Hans gab es ihm und sagte, da wäre noch ein schönes Stück, damit sollte er zufrieden sein. Der Zwerg forderte aber zum drittenmal. „Du wirst unverschämt" sagte Hans und gab ihm nichts. Da wollte der boshafte Zwerg an ihm hinaufspringen und ihn wie den Tannendreher und Felsenklipperer behandeln, aber er kam an den unrechten. Hans gab ihm, ohne sich anzustrengen, ein paar Hiebe, daß er die Schloßtreppe hinabsprang. Hans wollte ihm nachlaufen, fiel aber, so lang er war, über ihn hin. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war ihm der Zwerg voraus. Hans eilte ihm bis in den Wald nach und sah, wie er in eine Felsenhöhle schlüpfte. Hans kehrte nun heim, hatte sich aber die Stelle gemerkt. Die beiden andern, als sie nach Haus kamen, wunderten sich, daß Hans so wohlauf war. Er erzählte ihnen was sich zugetragen hatte, und da verschwiegen sie nicht länger wie es ihnen ergangen war. Hans lachte und

ſagte „es iſt euch ganz recht, warum ſeid ihr ſo geizig mit eurem Fleiſch geweſen, aber es iſt eine Schande, ihr ſeid ſo groß und habt euch von dem Zwerge Schläge geben laſſen.“ Sie nahmen darauf Korb und Seil und gingen alle drei zu der Felſenhöhle, in welche der Zwerg geſchlüpft war, und ließen den Hans mit ſeinem Stab im Korb hinab. Als Hans auf dem Grund angelangt war, fand er eine Türe, und als er ſie öffnete, ſaß da eine bildſchöne Jungfrau, nein ſo ſchön, daß es nicht zu ſagen iſt, und neben ihr ſaß der Zwerg und grinſte den Hans an wie eine Meerkatze. Sie aber war mit Ketten gebunden und blickte ihn ſo traurig an, daß Hans großes Mitleid empfand und dachte „du mußt ſie aus der Gewalt des böſen Zwerges erlöſen,“ und gab ihm einen Streich mit ſeinem Stab, daß er tot niederſank. Alsbald fielen die Ketten von der Jungfrau ab, und Hans war wie verzückt über ihre Schönheit. Sie erzählte ihm ſie wäre eine Königstochter, die ein wilder Graf aus ihrer Heimat geraubt und hier in den Felſen eingeſperrt hätte, weil ſie nichts von ihm hätte wiſſen wollen: den Zwerg aber hätte der Graf zum Wächter geſetzt und er hätte ihr Leid und Drangſal genug angetan. Darauf ſetzte Hans die Jungfrau in den Korb und ließ ſie hinaufziehen. Der Korb kam wieder herab, aber Hans traute den beiden Geſellen nicht und dachte „ſie haben ſich ſchon falſch gezeigt und dir nichts von dem Zwerg geſagt, wer weiß was ſie gegen dich im Schild führen.“ Da legte er ſeinen Stab in den Korb, und das war ſein Glück, denn als der Korb halb in der Höhe war, ließen ſie ihn fallen, und hätte Hans wirklich darin geſeſſen, ſo wäre es ſein Tod geweſen. Aber nun wußte er nicht, wie er ſich aus der Tiefe herausarbeiten ſollte und wie er hin und herdachte, er fand keinen Rat. „Es iſt doch traurig,“ ſagte er, „daß du da unten verſchmachten ſollſt.“ Und als er ſo auf und abging, kam er wieder zu dem Kämmerchen, wo die Jungfrau geſeſſen hatte, und ſah daß der Zwerg einen Ring am Finger hatte, der glänzte und ſchimmerte. Da zog er ihn ab und ſteckte ihn an, und als er ihn am Finger umdrehte, ſo hörte er plötzlich etwas über ſeinem Kopf rauſchen. Er blickte in die Höhe und ſah da Luftgeiſter ſchweben, die ſagten er wäre ihr

Herr und fragten was sein Begehren wäre. Hans war anfangs ganz verstummt, dann aber sagte er, sie sollten ihn hinauftragen. Augenblicklich gehorchten sie, und es war nicht anders als flöge er hinauf. Als er aber oben war, so war kein Mensch mehr zu sehen, und als er in das Schloß ging, so fand er auch dort niemand. Der Tannendreher und der Felsenklipperer waren fortgeeilt und hatten die schöne Jungfrau mitgeführt. Aber Hans drehte den Ring, da kamen die Luftgeister und sagten ihm, die zwei wären auf dem Meer. Hans lief und lief in einem fort bis er zu dem Meeresstrand kam, da erblickte er weit weit auf dem Wasser ein Schiffchen, in welchem seine treulosen Gefährten saßen. Und im heftigen Zorn sprang er, ohne sich zu besinnen, mitsamt seinem Stab ins Wasser und fing an zu schwimmen, aber der zentnerschwere Stab zog ihn tief hinab, daß er fast ertrunken wäre. Da drehte er noch zur rechten Zeit den Ring, alsbald kamen die Luftgeister und trugen ihn, so schnell wie der Blitz, in das Schiffchen. Da schwang er seinen Stab und gab den bösen Gesellen den verdienten Lohn und warf sie hinab ins Wasser; dann aber ruderte er mit der schönen Jungfrau, die in den größten Ängsten gewesen war, und die er zum zweiten Male befreit hatte, heim zu ihrem Vater und ihrer Mutter, und ward mit ihr verheiratet, und haben alle sich gewaltig gefreut.

19. Der Dreschflegel vom Himmel

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen zum Pflügen aus. Als er auf den Acker kam, da fingen den beiden Tieren die Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Haus wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit zum Tor hinein konnte. Zu gutem Glück kam gerade ein Metzger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Metzger ein Maß Rübsamen bringen, der wollt ihm dann für jedes Korn einen Brabanter Taler aufzählen. Das heiß ich gut verkauft! Der Bauer ging nun heim,

und trug das Maß Rübſamen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Metzger bezahlte ihn wie gehandelt war richtig aus; hätte der Bauer das Korn nicht verloren, ſo hätte er einen Brabanter Taler mehr gehabt. Indeſſen, wie er wieder des Weges zurückkam, war aus dem Korn ein Baum gewachſen, der reichte bis an den Himmel. Da dachte der Bauer „weil die Gelegenheit da iſt, mußt du ſchon ſehen, was die Engel da droben machen, und ihnen einmal unter die Augen gucken.“ Alſo ſtieg er hinauf und ſah, daß die Engel oben Hafer droſchen und ſchaute das mit an: wie er ſo ſchaute, merkte er, daß der Baum, worauf er ſtand, anfing zu wackeln, guckte hinunter und ſah, daß ihn eben einer umhauen wollte. „Wenn du da herab ſtürzteſt, das wär ein böſes Ding,“ dachte er, und in der Not wußt er ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die haufenweis da lag, und daraus einen Strick drehte; auch griff er nach einer Hacke und einem Dreſchflegel, die da herum im Himmel lagen, und ließ ſich an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes tiefes Loch, und da war es ein rechtes Glück, daß er die Hacke hatte, denn er hackte ſich damit eine Treppe, ſtieg in die Höhe und brachte den Dreſchflegel zum Wahrzeichen mit, ſo daß niemand mehr an ſeiner Erzählung zweifeln konnte.

20. Die Rübe

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme ſich aus ſeiner Not helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Alſo grub und hackte er ſein Stückchen Acker und ſäte Rübſamen. Der Same ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und ſtark und zuſehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachſen, ſo daß ſie eine Fürſtin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war ſo eine geſehen worden, und wird auch nimmer wieder geſehen werden. Zu-

letzt war ſie ſo groß, daß ſie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochſen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen ſollte und ob's ſein Glück oder ſein Unglück wäre. Endlich dachte er „verkaufſt du ſie, was wirſt du großes dafür bekommen, und willſt du ſie ſelber eſſen, ſo tun die kleinen Rüben denſelben Dienſt: am beſten iſt, du bringſt ſie dem König und machſt ihm eine Verehrung damit." Alſo lud er ſie auf den Wagen, ſpannte zwei Ochſen vor, brachte ſie an den Hof und ſchenkte ſie dem König. „Was iſt das für ein ſeltſam Ding?" ſagte der König, „mir iſt viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber ſo ein Ungetüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachſen ſein? oder dir gerät's allein und du biſt ein Glückskind." / „Ach nein," ſagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er ſich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der iſt reich, und Euch, Herr König, auch wohlbekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergeſſen." Da empfand der König Mitleid mit ihm und ſprach „deiner Armut ſollſt du überhoben und ſo von mir beſchenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleichkommſt." Da ſchenkte er ihm eine Menge Gold, Äcker, Wieſen und Herden, und machte ihn ſteinreich, ſo daß des andern Bruders Reichtum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieſer hörte, was ſein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und ſann hin und her wie er ſich auch ein ſolches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel geſcheiter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte ſie dem König und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeſchenk machen, denn hätte ſein Bruder ſo viel für eine Rübe bekommen, was würde es ihm für ſo ſchöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geſchenk und ſagte er wüßte ihm nichts wieder zu geben, das ſeltener und beſſer wäre als die große Rübe. Alſo mußte der Reiche ſeines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren laſſen. Daheim wußte er nicht, an wem er ſeinen Zorn und Ärger auslaſſen ſollte, bis ihm böſe Gedanken kamen, und er beſchloß

seinen Bruder zu töten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach „lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir miteinander heben und teilen." Der andere ließ sich's auch gefallen und ging ohne Arg mit. Als sie aber hinauskamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gesang und Hufschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und die Flucht ergriffen. Er aber arbeitete oben bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Wer aber des Wegs kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein junger Geselle, der fröhlich sein Lied singend durch den Wald auf der Straße daherritt. Wie der oben nun merkte, daß einer unter ihm vorbei ging, rief er „sei mir gegrüßt, zu guter Stunde". Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht, wo die Stimme herschallte, endlich sprach er „wer ruft mir?" Da antwortete es aus dem Wipfel „erhebe deine Augen, ich sitze hier oben im Sack der Weisheit: in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Wind: um ein Weniges, so werde ich ausgelernt haben, herabsteigen und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine. Wärst du einmal darin, du würdest fühlen was für Herrlichkeit aus dem Sack der Weisheit fließt." Der Schüler, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach „gesegnet sei die Stunde, wo ich dich gefunden habe, könnt ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?" Oben der antwortete, als tät er's nicht gerne, „eine kleine Weile will ich dich wohl hineinlassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es ist ein Stück übrig, das ich erst lernen muß." Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat, daß er doch möchte hineingelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß. Da stellte sich der oben als gäbe er endlich nach und sprach „damit ich aus dem

Sack der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du eingehen." Also ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er selber „nun zieh mich recht geschwind hinauf," und wollt geradstehend in den Sack einschreiten. „Halt!" sagte der andere, „so geht's nicht an," packte ihn beim Kopf, steckte ihn umgekehrt in den Sack, schnürte zu, und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts, dann schwengelte er ihn in der Luft und sprach „wie steht's, mein lieber Geselle? siehe, schon fühlst du, daß dir die Weisheit kommt und machst gute Erfahrung, sitze also fein ruhig, bis du klüger wirst." Damit stieg er auf des Schülers Pferd, ritt fort, schickte aber nach einer Stunde jemand, der ihn wieder herablassen mußte.

21. Die drei Faulen

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach „liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen: welcher von euch der faulste ist, der soll nach mir König werden." Da sprach der älteste „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zutun, damit ich einschlafe." Der zweite sprach „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Ferse verbrennen, eh ich die Beine zurückzöge." Der dritte sprach „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt ich aufgehenkt werden, und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher aufhenken, eh ich meine Hand erhübe zum Strick." Wie der Vater das hörte sprach er „du hast es am weitesten gebracht und sollst der König sein."

22. Die zwölf faulen Knechte

Zwölf Knechte, die den ganzen Tag nichts getan hatten, wollten sich am Abend nicht noch anstrengen, sondern legten sich ins Gras und rühmten sich ihrer Faulheit. Der erste sprach „was geht mich eure Faulheit an, ich habe mit meiner eigenen zu tun. Die Sorge für den Leib ist meine Hauptarbeit: ich esse nicht wenig und trinke desto mehr. Wenn ich vier Mahlzeiten gehalten habe, so faste ich eine kurze Zeit bis ich wieder Hunger empfinde, das bekommt mir am besten. Früh aufstehn ist nicht meine Sache, wenn es gegen Mittag geht, so suche ich mir schon einen Ruheplatz aus. Ruft der Herr, so tue ich als hätte ich es nicht gehört, und ruft er zum zweitenmal, so warte ich noch eine Zeitlang bis ich mich erhebe und gehe auch dann recht langsam. So läßt sich das Leben ertragen.“ Der zweite sprach „ich habe ein Pferd zu besorgen, aber ich lasse ihm das Gebiß im Maul, und wenn ich nicht will, so gebe ich ihm kein Futter und sage, es habe schon gefressen. Dafür lege ich mich in den Haferkasten und schlafe vier Stunden. Hernach strecke ich wohl einen Fuß heraus und fahre damit dem Pferd ein paarmal über den Leib, so ist es gestriegelt und geputzt; wer wird da viel Umstände machen? Aber der Dienst ist mir doch noch zu beschwerlich.“ Der dritte sprach „wozu sich mit Arbeit plagen? dabei kommt nichts heraus. Ich legte mich in die Sonne und schlief. Es fing an zu tröpfeln, aber weshalb aufstehen? ich ließ es in Gottes Namen fortregnen. Zuletzt kam ein Platzregen und zwar so heftig, daß er mir die Haare vom Kopf ausriß und wegschwemmte, und ich ein Loch in den Schädel bekam. Ich legte ein Pflaster darauf und damit war's gut. Schaden der Art habe ich schon mehr gehabt.“ Der vierte sprach „soll ich eine Arbeit angreifen, so dämmere ich erst eine Stunde herum, damit ich meine Kräfte spare. Hernach fange ich ganz gemächlich an und frage, ob nicht andere da wären,

die mir helfen könnten. Die lasse ich dann die Hauptarbeit tun, und sehe eigentlich nur zu: aber das ist mir auch noch zuviel." Der fünfte sprach „was will das sagen! denkt euch, ich soll den Mist aus dem Pferdestall fortschaffen und auf den Wagen laden. Ich lasse es langsam angehen, und habe ich etwas auf die Gabel genommen, so hebe ich es nur halb in die Höhe und ruhe erst eine Viertelstunde bis ich es vollends hinaufwerfe. Es ist übrig genug, wenn ich des Tags ein Fuder hinausfahre. Ich habe keine Lust mich tot zu arbeiten." Der sechste sprach „schämt euch, ich erschrecke vor keiner Arbeit, aber ich lege mich drei Wochen hin und ziehe nicht einmal meine Kleider aus. Wozu Schnallen an die Schuhe? die können mir immerhin von den Füßen abfallen, es schadet nichts. Will ich eine Treppe ersteigen, so ziehe ich einen Fuß nach dem andern langsam auf die erste Stufe herauf, dann zähle ich die übrigen, damit ich weiß wo ich ruhen muß." Der siebente sprach „bei mir geht das nicht: mein Herr sieht auf meine Arbeit, nur ist er den ganzen Tag nicht zu Haus. Doch versäume ich nichts, ich laufe so viel das möglich ist, wenn man schleicht. Soll ich fortkommen, so müßten mich vier stämmige Männer mit allen Kräften fortschieben. Ich kam dahin, wo auf einer Pritsche sechs nebeneinander lagen und schliefen: ich legte mich zu ihnen und schlief auch. Ich war nicht wieder zu wecken, und wollten sie mich heim haben, so mußten sie mich wegtragen." Der achte sprach „ich sehe wohl, daß ich allein ein munterer Kerl bin, liegt ein Stein vor mir, so gebe ich mir nicht die Mühe meine Beine aufzuheben und darüber hinweg zu schreiten, ich lege mich auf die Erde nieder, und bin ich naß, voll Kot und Schmutz, so bleibe ich liegen bis mich die Sonne wieder ausgetrocknet hat: höchstens drehe ich mich so, daß sie auf mich scheinen kann." Der neunte sprach „das ist was Rechtes! heute lag das Brot vor mir, aber ich war zu faul danach zu greifen, und wäre fast Hungers gestorben. Auch ein Krug stand dabei, aber so groß und schwer, daß ich ihn nicht in die Höhe heben mochte und lieber Durst litt. Mich nur umzudrehen, war mir zu viel, ich blieb den ganzen Tag liegen wie ein Stock." Der zehnte sprach „mir hat die Faulheit Schaden gebracht, ein gebrochenes Bein und geschwollene Waden,

Unſer drei lagen auf einem Fahrweg und ich hatte die Beine ausgeſtreckt. Da kam jemand mit einem Wagen und die Räder gingen mir darüber. Ich hätte die Beine freilich zurückziehen können, aber ich hörte den Wagen nicht kommen: die Mücken ſummten mir um die Ohren, krochen mir zu der Naſe herein und zu dem Mund wieder heraus; wer will ſich die Mühe geben das Geſchmeiß weg zu jagen.“ Der elfte ſprach „geſtern habe ich meinen Dienſt aufgeſagt. Ich hatte keine Luſt meinem Herrn die ſchweren Bücher noch länger herbei zu holen und wieder weg zu tragen: das nahm den ganzen Tag kein Ende. Aber die Wahrheit zu ſagen, er gab mir den Abſchied und wollte mich auch nicht länger behalten, denn ſeine Kleider, die ich im Staub liegen ließ, waren von den Motten zerfreſſen; und das war recht.“ Der zwölfte ſprach „heute mußte ich mit dem Wagen über Feld fahren, ich machte mir ein Lager von Stroh darauf und ſchlief richtig ein. Die Zügel rutſchten mir aus der Hand, und als ich erwachte, hatte ſich das Pferd beinahe losgeriſſen, das Geſchirr war weg, das Rückenſeil, Kummet, Zaum und Gebiß. Es war einer vorbei gekommen, der hatte alles fortgetragen. Dazu war der Wagen in eine Pfütze geraten und ſtand feſt. Ich ließ ihn ſtehen und ſtreckte mich wieder aufs Stroh. Der Herr kam endlich ſelbſt und ſchob den Wagen heraus, und wäre er nicht gekommen, ſo läge ich nicht hier, ſondern dort und ſchliefe in guter Ruh.“

23. Der ſüße Brei

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit ſeiner Mutter allein, und ſie hatten nichts mehr zu eſſen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wußte ſeinen Jammer ſchon und ſchenkte ihm ein Töpfchen, zu dem ſollt es ſagen „Töpfchen koche,“ ſo kochte es guten ſüßen Hirſenbrei, und wenn es ſagte „Töpfchen ſteh,“ ſo hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf ſeiner Mutter heim, und nun waren ſie ihrer

Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter „Töpfchen koche," da kocht es, und sie ißt sich satt; nun will sie, daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immerzu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Not, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim, und spricht nur „Töpfchen steh," da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der mußte sich durchessen.

24. Daumesdick

s war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er „wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ist's so laut und lustig." / „Ja," antwortete die Frau und seufzte, „wenn's nur ein einziges wäre, und wenn's auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein; wir hätten's doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie „es ist wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein," und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte was es anfing.

Der Bauer machte sich eines Tages fertig in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin „nun wollt

ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte." / „O Vater," rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein." Da lachte der Mann und sprach „wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten." / „Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu wie es gehen soll." / „Nun," antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen." Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte Daumesdick ins Ohr des Pferdes, und rief dann der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, „jüh und joh! hott und har!" Da ging es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog, und der Kleine „har, har!" rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Mein," sprach der eine, „was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen." / „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen wo er anhält." Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen ward. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu „siehst du Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter." Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseit und sprach „hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen: wir wollen ihn kaufen." Sie gingen zu dem Bauer und sprachen „verkauft uns den kleinen Mann, er soll's gut bei uns haben." / „Nein," antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt, und ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil." Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und wisperte ihm ins Ohr „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zurückkommen." Da gab ihn der

Vater für ein ſchönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willſt du ſitzen," ſprachen ſie zu ihm. „Ach, ſetzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab ſpazieren und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter." Sie taten ihm den Willen, und als Daumesdick Abſchied von ſeinem Vater genommen hatte, machten ſie ſich mit ihm fort. So gingen ſie bis es dämmrig ward, da ſprach der Kleine „hebt mich einmal herunter, es iſt nötig." / „Bleib nur droben," ſprach der Mann, auf deſſen Kopf er ſaß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel laſſen mir auch manchmal was drauf fallen." / „Nein," ſprach Daumesdick, „ich weiß auch, was ſich ſchickt: hebt mich nur geſchwind herab." Der Mann nahm den Hut ab, und ſetzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da ſprang und kroch er ein wenig zwiſchen den Schollen hin und her, dann ſchlüpfte er plötzlich in ein Mausloch, das er ſich ausgeſucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim," rief er ihnen zu, und lachte ſie aus. Sie liefen herbei und ſtachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe: Daumesdick kroch immer weiter zurück und da es bald ganz dunkel ward, ſo mußten ſie mit Ärger und mit leerem Beutel wieder heimwandern.

Als Daumesdick merkte, daß ſie fort waren, kroch er aus dem unterirdiſchen Gang wieder hervor. „Es iſt auf dem Acker in der Finſternis ſo gefährlich gehen," ſprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!" Zum Glück ſtieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob," ſagte er, „da kann ich die Nacht ſicher zubringen," und ſetzte ſich hinein. Nicht lang, als er eben einſchlafen wollte, ſo hörte er zwei Männer vorübergehen, davon ſprach der eine „wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer ſein Geld und ſein Silber zu holen?" / „Das könnt ich dir ſagen," rief Daumesdick dazwiſchen. „Was war das?" ſprach der eine Dieb erſchrocken, „ich hörte jemand ſprechen." Sie blieben ſtehen und horchten, da ſprach Daumesdick wieder „nehmt mich mit, ſo will ich euch helfen." / „Wo biſt du denn?" / „Sucht nur auf der Erde und merkt wo die Stimme herkommt" antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willſt du uns helfen!" ſprachen ſie. „Seht," ant-

wortete er, „ich krieche zwiſchen den Eiſenſtäben in die Kammer des Pfarrers und reiche euch heraus was ihr haben wollt.“ / „Wohlan,“ ſagten ſie, „wir wollen ſehen, was du kannſt.“ Als ſie zu dem Pfarrhaus kamen, kroch Daumesdick in die Kammer, ſchrie aber gleich aus Leibeskräften „wollt ihr alles haben, was hier iſt?“ Die Diebe erſchraken und ſagten „ſo ſprich doch leiſe, damit niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick tat, als hätte er ſie nicht verſtanden und ſchrie von neuem „was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier iſt?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran ſchlief, richtete ſich im Bett auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten ſie wieder Mut und dachten „der kleine Kerl will uns necken.“ Sie kamen zurück und flüſterten ihm zu „nun mach Ernſt und reich uns etwas heraus.“ Da ſchrie Daumesdick noch einmal ſo laut er konnte „ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, ſprang aus dem Bett und ſtolperte zur Tür herein. Die Diebe liefen fort und rannten als wäre der wilde Jäger hinter ihnen: die Magd aber, als ſie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzünden. Wie ſie damit herbei kam, machte ſich Daumesdick, ohne daß er geſehen wurde, hinaus in die Scheune: die Magd aber, nachdem ſie alle Winkel durchgeſucht und nichts gefunden hatte, legte ſich endlich wieder zu Bett und glaubte ſie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen ſchönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er ſich ausruhen bis es Tag wäre und dann zu ſeinen Eltern wieder heimgehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! ja, es gibt viel Trübſal und Not auf der Welt! Die Magd ſtieg, als der Tag graute, ſchon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erſter Gang war in die Scheune, wo ſie einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und ſchlief. Er ſchlief aber ſo feſt, daß er nichts gewahr ward, und nicht eher aufwachte als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott,“ rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!“ merkte aber bald wo er war. Da hieß es

aufpaſſen, daß er nicht zwiſchen die Zähne kam und zermalmt ward, und hernach mußte er doch mit in den Magen hinab rutſchen. „In dem Stübchen ſind die Fenſter vergeſſen," ſprach er, „und ſcheint keine Sonne hinein: ein Licht wird auch nicht gebracht." Überhaupt gefiel ihm das Quartier ſchlecht, und was das ſchlimmſte war, es kam immer mehr neues Heu zur Türe hinein, und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angſt, ſo laut er konnte „bringt mir kein friſch Futter mehr, bringt mir kein friſch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als ſie ſprechen hörte ohne jemand zu ſehen, und es dieſelbe Stimme war, die ſie auch in der Nacht gehört hatte, erſchrak ſie ſo, daß ſie von ihrem Stühlchen herabglitſchte und die Milch verſchüttete. Sie lief in der größten Haſt zu ihrem Herrn und rief „ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." / „Du biſt verrückt," antwortete der Pfarrer, ging aber doch ſelbſt in den Stall und wollte nachſehen was es da gäbe. Kaum aber hatte er den Fuß hineingeſetzt, ſo rief Daumesdick aufs neue „bringt mir kein friſch Futter mehr, bringt mir kein friſch Futter mehr." Da erſchrak der Pfarrer ſelbſt, meinte es wäre ein böſer Geiſt in die Kuh gefahren und hieß ſie töten. Sie ward geſchlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick ſteckte, auf den Miſt geworfen. Daumesdick hatte große Mühe ſich hindurch zu arbeiten und hatte große Mühe damit, doch brachte er's ſo weit, daß er Platz bekam, aber als er eben ſein Haupt herausſtrecken wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf lief heran und verſchlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht, „vielleicht," dachte er, „läßt der Wolf mit ſich reden," und rief ihm aus dem Wanſte zu „lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß." / „Wo iſt der zu holen?" ſprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Goſſe hinein kriechen, und wirſt Kuchen, Speck und Wurſt finden, ſo viel du eſſen willſt," und beſchrieb ihm genau ſeines Vaters Haus. Der Wolf ließ ſich das nicht zweimal ſagen, drängte ſich in der Nacht zur Goſſe hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzensluſt. Als er ſich geſättigt hatte, wollte er wieder fort, aber er war ſo dick geworden, daß er denſelben Weg nicht wieder hinaus konnte. Dar-

auf hatte Daumesdick gerechnet und fing nun an in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein," sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf." / „Ei was," antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen," und fing von neuem an aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht tot ist, so mußt du auf ihn einhauen, und ihm den Leib zerschneiden." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief „lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs." Sprach der Vater voll Freuden „gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden," und hieß die Frau die Sense wegtun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Danach holte er aus, und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte, dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!" / „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" / „Wo bist du denn all gewesen?" / „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst: nun bleib ich bei euch." / „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder," sprachen die Eltern, herzten und küßten ihren lieben Daumesdick. Sie gaben ihm zu essen und trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

25. Daumerlings Wanderschaft

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein geraten und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er auch der Daumerling. Er hatte aber Courage im Leibe und sagte zu seinem Vater „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus." / „Recht, mein Sohn," sprach der Alte, nahm eine lange Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran, „da hast du auch einen Degen mit auf den Weg." Nun wollte das Schneiderlein noch einmal mitessen und hüpfte in die Küche, um zu sehen, was die Frau Mutter zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet, und die Schüssel stand auf dem Herd. Da sprach es „Frau Mutter, was gibt's heute zu essen?" / „Sieh du selbst zu," sagte die Mutter. Da sprang Daumerling auf den Herd und guckte in die Schüssel: weil er aber den Hals zu weit hineinstreckte, faßte ihn der Dampf von der Speise und trieb ihn zum Schornstein hinaus. Eine Weile ritt er auf dem Dampf in der Luft herum, bis er endlich wieder auf die Erde herabsank. Nun war das Schneiderlein draußen in der weiten Welt, zog umher, ging auch bei einem Meister in die Arbeit, aber das Essen war ihm nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn Sie uns kein besser Essen gibt," sagte Daumerling, „so gehe ich fort und schreibe morgen früh mit Kreide an Ihre Hausture „Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig." / „Was willst du wohl, Grashüpfer?" sagte die Meisterin, ward bös, ergriff einen Lappen und wollte nach ihm schlagen: mein Schneiderlein kroch behende unter den Fingerhut, guckte unten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus. Sie hob den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der kleine Daumerling hüpfte in die Lappen, und wie die Meisterin die Lappen auseinander warf und ihn suchte, machte er sich in den Tischritz. „He, he, Frau Meisterin," rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen

wollte, ſprang er in die Schublade hinunter. Endlich aber erwiſchte ſie ihn doch und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald: da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu beſtehlen. Als ſie das Schneiderlein ſahen, dachten ſie „ſo ein kleiner Kerl kann durch ein Schlüſſelloch kriechen und uns als Dietrich dienen." / „Heda," rief einer, „du Rieſe Goliath, willſt du mit zur Schatzkammer gehen? du kannſt dich hineinſchleichen, und das Geld herauswerfen." Der Daumerling beſann ſich, endlich ſagte er „ja" und ging mit zu der Schatzkammer. Da beſah er die Türe oben und unten, ob kein Ritz darin wäre. Nicht lange ſo entdeckte er einen, der breit genug war, um ihn einzulaſſen. Er wollte auch gleich hindurch, aber eine von den beiden Schildwachen, die vor der Tür ſtanden, bemerkte ihn und ſprach zu der andern „was kriecht da für eine häßliche Spinne? ich will ſie tottreten." / „Laß das arme Tier gehen," ſagte die andere, „es hat dir ja nichts getan." Nun kam der Daumerling durch den Ritz glücklich in die Schatzkammer, öffnete das Fenſter, unter welchem die Räuber ſtanden, und warf ihnen einen Taler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der beſten Arbeit war, hörte es den König kommen, der ſeine Schatzkammer beſehen wollte, und verkroch ſich eilig. Der König merkte, daß viele harte Taler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer ſie ſollte geſtohlen haben, da Schlöſſer und Riegel in gutem Stand waren, und alles wohl verwahrt ſchien. Da ging er wieder fort und ſprach zu den zwei Wachen „habt acht, es iſt einer hinter dem Geld." Als der Daumerling nun ſeine Arbeit von neuem anfing, hörten ſie das Geld drinnen ſich regen und klingen klipp, klapp, klipp, klapp. Sie ſprangen geſchwind hinein und wollten den Dieb greifen. Aber das Schneiderlein, das ſie kommen hörte, war noch geſchwinder, ſprang in eine Ecke und deckte einen Taler über ſich, ſo daß nichts von ihm zu ſehen war, dabei neckte es noch die Wachen und rief „hier bin ich." Die Wachen liefen dahin, wie ſie aber ankamen, war es ſchon in eine andere Ecke unter einen Taler gehüpft, und rief „he, hier bin ich." Die Wachen ſprangen eilends herbei, Daumerling war aber längſt in einer dritten Ecke

und rief „he, hier bin ich.“ Und so hatte es sie zu Narren und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müde waren und davongingen. Nun warf es die Taler nach und nach alle hinaus: den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog mit ihm durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobsprüche, „du bist ein gewaltiger Held,“ sagten sie, „willst du unser Hauptmann werden?“ Daumerling bedankte sich aber und sagte, er wollte erst die Welt sehen. Sie teilten nun die Beute, das Schneiderlein aber verlangte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnallte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine. Es ging bei einigen Meistern in Arbeit, aber sie wollte ihm nicht schmecken: endlich verdingte es sich als Hausknecht in einem Gasthof. Die Mägde aber konnten es nicht leiden, denn ohne daß sie es sehen konnten sah es alles, was sie heimlich taten, und gab bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern genommen und aus dem Keller für sich weggeholt hatten. Da sprachen sie „wart, wir wollen dir's eintränken“ und verabredeten untereinander ihm einen Schabernack anzutun. Als die eine Magd bald hernach im Garten mähte, und den Daumerling da herumspringen und an den Kräutern auf und ab kriechen sah, mähte sie ihn mit dem Gras schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es heimlich den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die schluckte ihn mit hinab, ohne ihm weh zu tun. Unten gefiel's ihm aber schlecht, denn es war da ganz finster und brannte auch kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er

„Strip, strap, stroll,
Ist der Eimer bald voll?“

Doch bei dem Geräusch des Melkens wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach „morgen soll die Kuh da geschlachtet werden.“ Da war dem Daumerling angst, daß er mit heller Stimme rief „laßt mich erst heraus, ich sitze ja drin.“ Der Herr hörte das wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam. „Wo bist du?“ fragte er. „In der schwarzen“, ant-

wortete er, aber der Herr verſtand nicht, was das heißen ſollte und ging fort.

Am andern Morgen ward die Kuh geſchlachtet. Glücklicherweiſe traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumerling kein Hieb, aber er geriet unter das Wurſtfleiſch. Wie nun der Metzger herbeitrat und ſeine Arbeit anfing, ſchrie er aus Leibeskräften „hackt nicht zu tief, hackt nicht zu tief, ich ſtecke ja drunter.“ Vor dem Lärmen der Hackmeſſer hörte das kein Menſch. Nun hatte der arme Daumerling ſeine Not, aber die Not macht Beine, und da ſprang er ſo behend zwiſchen den Hackmeſſern durch, daß ihn keins anrührte, und er mit heiler Haut davonkam. Aber entſpringen konnte er auch nicht: es war keine andere Auskunft, er mußte ſich mit den Speckbrocken in eine Blutwurſt hinunter ſtopfen laſſen. Da war das Quartier etwas enge, und dazu ward er noch in den Schornſtein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde er herunter geholt, weil die Wurſt einem Gaſt ſollte vorgeſetzt werden. Als nun die Frau Wirtin die Wurſt in Scheiben ſchnitt, nahm er ſich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorſtreckte, damit ihm nicht etwa der Hals mit abgeſchnitten würde: endlich erſah er ſeinen Vorteil, machte ſich Luft und ſprang heraus.

In dem Hauſe aber, wo es ihm ſo übel ergangen war, wollte das Schneiderlein nicht länger mehr bleiben, ſondern begab ſich gleich wieder auf die Wanderung. Doch ſeine Freiheit dauerte nicht lange. Auf dem offenen Feld kam es einem Fuchs in den Weg, der ſchnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs,“ rief's Schneiderlein, „ich bin's ja, der in Eurem Hals ſteckt, laßt mich wieder frei.“ / „Du haſt recht,“ antwortete der Fuchs, „an dir habe ich doch ſo viel als nichts; verſprichſt du mir die Hühner in deines Vaters Hof, ſo will ich dich loslaſſen.“ / „Von Herzen gern,“ antwortete der Daumerling, „die Hühner ſollſt du alle haben, das gelobe ich dir.“ Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn ſelber heim. Als der Vater ſein liebes Söhnlein wiederſah, gab er dem Fuchs gern alle die Hühner, die er hatte. „Dafür bring ich dir auch ein Stück Geld mit,“ ſprach der Daumerling

und reichte ihm den Kreuzer, den er auf seiner Wanderschaft erworben hatte.

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu fressen kriegt?“ / „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja wohl sein Kind lieber sein als die Hühner auf dem Hof.“

26. Das tapfere Schneiderlein

In einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief „gut Mus feil! gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, er steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief „hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Ware los.“ Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korbe zu dem Schneider herauf und mußte die Töpfe sämtlich vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran und sagte endlich „das Mus scheint mir gut, wieg sie mir doch vier Lot ab, liebe Frau, wenn's auch ein Viertelpfund ist, kommt es mir nicht darauf an.“ Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun, das Mus soll mir Gott gesegnen,“ rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben,“ holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken,“ sprach er, „aber erst will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeiße.“ Er legte das Brot neben sich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge saßen, so daß sie herangelockt wurden und sich scharenweis darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?“ sprach das Schneiderlein, und jagte die ungebetenen Gäste fort. Die Fliegen aber, die kein Deutsch verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen

in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte aus seiner Hölle nach einem Tuchlappen, und „wart, ich will es euch geben!" schlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben vor ihm tot und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl?" sprach es, und mußte selbst seine Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Stadt erfahren." Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf „siebene auf einen Streich!" / „Ei, was Stadt!" sprach er weiter, „die ganze Welt soll's erfahren!" und sein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen.

Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstätte sei zu klein für seine Tapferkeit. Eh er abzog, suchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand aber nichts als einen alten Käs, den steckte er ein. Vor dem Tore bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm er den Weg tapfer zwischen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach „guten Tag, Kamerad, gelt, du sitzest da und besiehst dir die weitläufige Welt? ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich versuchen. Hast du Lust, mit zu gehen?" Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach „du Lump! du miserabler Kerl!" / „Das wäre!" antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel, „da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin." Der Riese las „siebene auf einen Streich," meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach," sprach der Riese, „wenn du Stärke hast." / „Ist's weiter nichts?"

ſagte das Schneiderlein, „das iſt bei unſereinem Spielwerk,“ griff in die Taſche, holte den weichen Käs und drückte ihn, daß der Saft heraus lief. „Gelt,“ ſprach er, „das war ein wenig beſſer?“ Der Rieſe wußte nicht was er ſagen ſollte und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Rieſe einen Stein auf und warf ihn ſo hoch, daß man ihn mit Augen kaum noch ſehen konnte: „nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach.“ / „Gut geworfen,“ ſagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müſſen, ich will dir einen werfen, der ſoll gar nicht wieder kommen“; griff in die Taſche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über ſeine Freiheit, ſtieg auf, flog fort und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?“ fragte der Schneider. „Werfen kannſt du wohl,“ ſagte der Rieſe, „aber nun wollen wir ſehen, ob du imſtande biſt, etwas ordentliches zu tragen.“ Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und ſagte „wenn du ſtark genug biſt, ſo hilf mir den Baum aus dem Walde heraus tragen.“ / „Gerne,“ antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äſte mit dem Gezweig aufheben und tragen, das iſt doch das ſchwerſte.“ Der Rieſe nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber ſetzte ſich auf einen Aſt, und der Rieſe, der ſich nicht umſehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz luſtig und guter Dinge, pfiff das Liedchen „es ritten drei Schneider zum Tore hinaus,“ als wäre das Baumtragen ein Kinderſpiel. Der Rieſe, nachdem er ein Stück Wegs die ſchwere Laſt fortgeſchleppt hatte, konnte nicht weiter und rief „hör, ich muß den Baum fallen laſſen.“ Der Schneider ſprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und ſprach zum Rieſen „du biſt ein ſo großer Kerl und kannſt den Baum nicht einmal tragen.“

Sie gingen zuſammen weiter, und als ſie an einem Kirſchbaum vorbeikamen, faßte der Rieſe die Krone des Baumes, wo die zeitigſten Früchte hingen, bog ſie herab, gab ſie dem Schneider in die Hand und hieß ihn eſſen. Das Schneiderlein aber war

viel zu ſchwach, um den Baum zu halten, und als der Rieſe los ließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geſchnellt. Als er wieder ohne Schaden herabgefallen war, ſprach der Rieſe „was iſt das, haſt du nicht Kraft die ſchwache Gerte zu halten?“ / „An der Kraft fehlt es nicht,“ antwortete das Schneiderlein, „meinſt du, das wäre etwas für einen, der ſiebene mit einem Streich getroffen hat? ich bin über den Baum geſprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüſch ſchießen. Spring nach, wenn du's vermagſt.“ Der Rieſe machte den Verſuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, ſondern blieb in den Äſten hängen, alſo, daß das Schneiderlein auch die Oberhand behielt.

Der Rieſe ſprach „wenn du ein ſo tapferer Kerl biſt, ſo komm mit in unſere Höhle und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als ſie in der Höhle anlangten, ſaßen da noch andere Rieſen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein ſah ſich um und dachte „es iſt doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkſtatt.“ Der Rieſe wies ihm ein Bett an und ſagte, er ſollte ſich hineinlegen und ausſchlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, es legte ſich nicht hinein, ſondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war, und der Rieſe meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, ſo ſtand er auf, nahm eine große Eiſenſtange und ſchlug das Bett mit einem Schlag durch, und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem früheſten Morgen gingen die Rieſen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergeſſen, da kam es auf einmal ganz luſtig und verwegen daher geſchritten. Die Rieſen erſchraken, fürchteten es ſchlüge ſie alle tot und liefen in einer Haſt fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer ſeiner ſpitzen Naſe nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palaſtes, und da es Müdigkeit empfand, ſo legte es ſich ins Gras und ſchlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und laſen auf dem Gürtel „ſiebene auf einen Streich.“ / „Ach,“ ſprachen ſie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein

mächtiger Herr sein." Sie gingen und meldeten es dem König, und meinten, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfte. Dem König gefiel der Rat, und er schickte einen von seinen Hofleuten an das Schneiderlein ab, der sollte ihm, wenn es aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete, bis er seine Glieder streckte und die Augen aufschlug, und brachte dann seinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierher gekommen," antwortete er, „ich bin bereit, in des Königs Dienste zu treten." Also ward er ehrenvoll empfangen, und ihm eine besondere Wohnung angewiesen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?" sprachen sie untereinander, „wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich siebene. Da kann unsereiner nicht bestehen." Also faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht," sprachen sie, „neben einem Mann auszuhalten, der siebene auf einen Streich schlägt." Der König war traurig, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gerne wieder los gewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn samt seinem Volke totschlagen und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein, und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten, niemand dürfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuer; auch sollten hundert Reiter mit ziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist," dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich

wird einem nicht alle Tage angeboten." / „O ja," gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen und habe die hundert Reiter dabei nicht nötig: wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten."

Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern „bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden." Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen: sie lagen unter einem Baume und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Äste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einen Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem anderen auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach „was schlägst du mich?" / „Du träumst," sagte der andere, „ich schlage dich nicht." Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?" rief der andere, „warum wirfst du mich?" / „Ich werfe dich nicht," antwortete der erste und brummte. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie's gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!" schrie er, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen wider den Baum, daß dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lang, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur," sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen andern springen müssen: doch unsereiner ist flüchtig!" Es zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach „die Arbeit ist

getan, ich habe beiden den Garaus gemacht: aber hart ist es hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt, doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der siebene auf einen Streich schlägt." / „Seid Ihr denn nicht verwundet?" fragten die Reiter. „Das hat gute Wege," antwortete der Schneider, „kein Haar haben sie mir gekrümmt." Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein: da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und ringsherum lagen die ausgerissenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung, den aber reute sein Versprechen und er sann aufs neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst," sprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das mußt du erst einfangen." / „Vor einem Einhorne fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen; siebene auf einen Streich, das ist meine Sache." Er nahm sich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald, und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu suchen, das Einhorn kam bald daher und sprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte," sprach er, „so geschwind geht das nicht," blieb stehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war, dann sprang er behendiglich hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum, und spießte sein Horn so fest in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder heraus zu ziehen, und so war es gefangen. „Jetzt hab ich das Vöglein," sagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick erst um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König.

Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider sollte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Wald großen Schaden tat; die Jäger sollten ihm Beistand

leiſten. „Gerne," ſprach der Schneider, „das iſt ein Kinderſpiel." Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und ſie waren's wohl zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon mehrmals ſo empfangen, daß ſie keine Luſt hatten, ihm nachzuſtellen. Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit ſchäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu, und wollte ihn zur Erde werfen: der flüchtige Held aber ſprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich oben zum Fenſter in einem Satze wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen, er aber hüpfte außen herum und ſchlug die Türe hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu ſchwer und unbehilflich war, um zu dem Fenſter hinaus zu ſpringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen ſehen: der Held aber begab ſich zum Könige, der nun, er mochte wollen oder nicht, ſein Verſprechen halten mußte und ihm ſeine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, ſondern ein Schneiderlein vor ihm ſtand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward alſo mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht wie ihr Gemahl im Traume ſprach „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hoſen, oder ich will dir die Elle über die Ohren ſchlagen." Da merkte ſie, in welcher Gaſſe der junge Herr geboren war, klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anders als ein Schneider wäre. Der König ſprach ihr Troſt zu und ſagte „laß in der nächſten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener ſollen außen ſtehen und, wenn er eingeſchlafen iſt, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt." Die Frau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anſchlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorſchieben," ſagte das Schneiderlein. Abends legte es ſich zu gewöhnlicher Zeit mit ſeiner Frau zu Bett: als ſie glaubte, es ſei eingeſchlafen, ſtand ſie auf, öffnete

die Türe und legte ſich wieder. Das Schneiderlein, das ſich nur ſtellte, als wenn es ſchlief, fing an mit heller Stimme zu rufen „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hoſen, oder ich will dir die Elle über die Ohren ſchlagen! ich habe ſiebene mit einem Streich getroffen, zwei Rieſen getötet, ein Einhorn fortgeführt, und ein Wildſchwein gefangen, und ſollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer ſtehen!“ Als dieſe den Schneider alſo ſprechen hörten, überkam ſie eine große Furcht, ſie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte ſich mehr an ihn wagen. Alſo war und blieb das Schneiderlein ſein Lebtag ein König.

27. Vom klugen Schneiderlein

Es war einmal eine Prinzeſſin gewaltig ſtolz; kam ein Freier, ſo gab ſie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, ſo ward er mit Spott fortgeſchickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätſel löſte, ſollte ſich mit ihr vermählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden ſich auch drei Schneider zuſammen, davon meinten die zwei älteſten ſie hätten ſo manchen feinen Stich getan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, ſie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unnützer Springinsfeld, der nicht einmal ſein Handwerk verſtand, aber meinte er müßte dabei Glück haben, denn woher ſollt's ihm ſonſt kommen. Da ſprachen die zwei andern zu ihm „bleib nur zu Haus, du wirſt mit deinem bißchen Verſtande nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ ſich aber nicht irremachen und ſagte, es hätte einmal ſeinen Kopf darauf geſetzt und wollte ſich ſchon helfen, und ging dahin als wäre die ganze Welt ſein.

Da meldeten ſich alle drei bei der Prinzeſſin und ſagten, ſie ſollte ihnen ihre Rätſel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verſtand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da ſprach die Prinzeſſin „ich habe

zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben iſt das?" / „Wenn's weiter nichts iſt," ſagte der erſte, „es wird ſchwarz und weiß ſein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt." Die Prinzeſſin ſprach „falſch geraten, antworte der zweite." Da ſagte der zweite „iſt's nicht ſchwarz und weiß, ſo iſt's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock." / „Falſch geraten," ſagte die Prinzeſſin, „antworte der dritte, dem ſeh ich's an, der weiß es ſicherlich." Da trat das Schneiderlein keck hervor, und ſprach „die Prinzeſſin hat ein ſilbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das ſind die zweierlei Farben." Wie die Prinzeſſin das hörte, ward ſie blaß, und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und ſie hatte feſt geglaubt das würde kein Menſch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, ſprach ſie „damit haſt du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun, unten im Stall liegt ein Bär, bei dem ſollſt du die Nacht zubringen: wenn ich dann morgen aufſtehe, und du biſt noch lebendig, ſo ſollſt du mich heiraten." Sie dachte aber damit wollte ſie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menſchen lebendig gelaſſen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ ſich nicht abſchrecken, war ganz vergnügt und ſprach „friſch gewagt, iſt halb gewonnen."

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit ſeiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, ſachte," ſprach das Schneiderlein, „ich will dich ſchon zur Ruhe bringen." Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, welſche Nüſſe aus der Taſche, biß ſie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das ſah, kriegte er Luſt und wollte auch Nüſſe haben. Das Schneiderlein griff in die Taſche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüſſe, ſondern Wackerſteine. Der Bär ſteckte ſie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen wie er wollte. „Ei," dachte er, „was biſt du für ein dummer Klotz! kannſt nicht einmal die Nüſſe aufbeißen" und ſprach zum Schneiderlein „mein, beiß mir die Nüſſe auf." / „Da ſiehſt du was du für ein Kerl biſt," ſprach das Schnei-

derlein, „haſt ſo ein großes Maul und kannſt die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, ſteckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war ſie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ ſprach der Bär, „wenn ich's ſo anſehe, ich mein ich müßt's auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackerſteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubſt auch nicht, daß er ſie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und ſpielte ſich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Muſik vernahm, konnte er es nicht laſſen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding ſo wohl, daß er zum Schneiderlein ſprach „hör, iſt das Geigen ſchwer?“/„Kinderleicht, ſiehſt du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten ſtreich ich mit dem Bogen drauf los, da geht's luſtig, hopſaſa, vivallalera!“ / „So geigen,“ ſprach der Bär, „das möcht ich auch verſtehen, damit ich tanzen könnte, ſo oft ich Luſt hätte. Was meinſt du dazu? Willſt du mir Unterricht darin geben?“ / „Von Herzen gern,“ ſagte das Schneiderlein, „wenn du Geſchick dazu haſt. Aber weis einmal deine Tatzen her, die ſind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abſchneiden.“ Da ward ein Schraubſtock herbeigeholt, und der Bär legte ſeine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber ſchraubte ſie feſt und ſprach „nun warte bis ich mit der Schere komme,“ ließ den Bären brummen, ſoviel er wollte, legte ſich in die Ecke auf ein Bund Stroh und ſchlief ein.

Die Prinzeſſin, als ſie am Abend den Bären ſo gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen ſtand ſie ganz unbeſorgt und vergnügt auf, wie ſie aber nach dem Stall guckt, ſo ſteht das Schneiderlein ganz munter davor und iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Da konnte ſie nun kein Wort mehr dagegen ſagen, weil ſie's öffentlich verſprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte ſie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und ſollte ſie da vermählt werden. Wie ſie eingeſtiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falſches Herz hatten und ihm ſein Glück nicht

gönnten, in den Stall und ſchraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzeſſin hörte ihn ſchnauben und brummen: es ward ihr angſt, und ſie rief „ach, der Bär iſt hinter uns und will dich holen.“ Das Schneiderlein war fix, ſtellte ſich auf den Kopf, ſteckte die Beine zum Fenſter hinaus und rief „ſiehſt du den Schraubſtock? wann du nicht gehſt, ſo ſollſt du wieder hinein.“ Wie der Bär das ſah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzeſſin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

28. Der Rieſe und der Schneider

Einem Schneider, der ein großer Prahler war, aber ein ſchlechter Zahler, kam es in den Sinn ein wenig auszugehen und ſich in dem Wald umzuſchauen. Sobald er nun konnte, verließ er ſeine Werkſtatt,

Wanderte ſeinen Weg
Über Brücke und Steg,
Bald da, bald dort,
Immer fort und fort.

Als er nun draußen war, erblickte er in der blauen Ferne einen ſteilen Berg und dahinter einen himmelhohen Turm, der aus einem wilden und finſtern Wald hervorragte. „Potz Blitz!“ rief der Schneider, „was iſt das?“ und weil ihn die Neugierde gewaltig ſtach, ſo ging er friſch darauf los. Was ſperrte er aber Maul und Augen auf als er in die Nähe kam, denn der Turm hatte Beine, ſprang in einem Satz über den ſteilen Berg und ſtand als ein großmächtiger Rieſe vor dem Schneider. „Was willſt du hier, du winziges Fliegenbein,“ rief der mit einer Stimme, als wenn's von allen Seiten donnerte. Der Schneider wiſperte „ich will mich umſchauen, ob ich mein Stückchen Brot in dem Wald verdienen kann.“ / „Wenn's um die Zeit iſt,“ ſagte der Rieſe, „ſo kannſt du ja bei mir im Dienſt eintreten.“ / „Wenn's ſein muß, warum das nicht? was krieg ich aber für einen Lohn?“ /

„Was du für einen Lohn kriegst?“ ſagte der Rieſe, „das ſollſt du hören. Jährlich dreihundertundfünfundſechzig Tage, und wenn's ein Schaltjahr iſt, noch einen obendrein. Iſt dir das recht?“/ „Meinetwegen,“ antwortete der Schneider und dachte in ſeinem Sinn „man muß ſich ſtrecken nach ſeiner Decke. Ich ſuch mich bald wieder los zu machen.“

Darauf ſprach der Rieſe zu ihm „geh, kleiner Halunke, und hole mir einen Krug Waſſer.“ / „Warum nicht lieber gleich den Brunnen mitſamt der Quelle?“ fragte der Prahlhans und ging mit dem Krug zu dem Waſſer. „Was? den Brunnen mitſamt der Quelle?“ brummte der Rieſe, der ein bißchen tölpiſch und albern war, in den Bart hinein und fing an ſich zu fürchten, „der Kerl kann mehr als Äpfel braten: der hat einen Alraun im Leib. Sei auf deiner Hut, alter Hans, das iſt kein Diener für dich.“ Als der Schneider das Waſſer gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe in dem Wald ein paar Scheite Holz zu hauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber den ganzen Wald mit einem Streich,

Den ganzen Wald
Mit jung und alt,
Mit allem, was er hat,
Knorzig und glatt?“

fragte das Schneiderlein, und ging das Holz zu hauen. „Was,

Den ganzen Wald
Mit jung und alt,
Mit allem, was er hat,
Knorzig und glatt?

und den Brunnen mitſamt der Quelle?“ brummte der leichtgläubige Rieſe in den Bart und fürchtete ſich noch mehr, „der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der hat einen Alraun im Leib. Sei auf deiner Hut, alter Hans, das iſt kein Diener für dich.„ Wie der Schneider das Holz gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe, zwei oder drei wilde Schweine zum Abendeſſen zu ſchießen. „Warum nicht lieber gleich tauſend auf einen Schuß und die alle hierher?“ fragte der hoffärtige Schneider. „Was?“ rief der Haſenfuß von einem Rieſen und war heftig erſchrocken, „laß es nur für heute gut ſein und lege dich ſchlafen.“

Der Riese fürchtete sich so gewaltig, daß er die ganze Nacht kein Auge zutun konnte und hin und her dachte, wie er's anfangen sollte, um sich den verwünschten Hexenmeister von Diener je eher je lieber vom Hals zu schaffen. Kommt Zeit, kommt Rat. Am andern Morgen gingen der Riese und der Schneider zu einem Sumpf, um den ringsherum eine Menge Weidenbäume standen. Da sprach der Riese „hör einmal, Schneider, setz dich auf eine von den Weidenruten, ich möchte um mein Leben gern sehen, ob du imstand bist sie herabzubiegen." Husch, saß das Schneiderlein oben, hielt den Atem ein und machte sich schwer, so schwer, daß sich die Gerte niederbog. Als er aber wieder Atem schöpfen mußte, da schnellte sie ihn, weil er zum Unglück kein Bügeleisen in die Tasche gesteckt hatte, zu großer Freude des Riesen so weit in die Höhe, daß man ihn gar nicht mehr sehen konnte. Wenn er nicht wieder herunter gefallen ist, so wird er wohl noch oben in der Luft herum schweben.

29. Strohhalm, Kohle und Bohne

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach „liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?" Die Kohle antwortete „ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß: ich wäre zu Asche verbrannt." Die Bohne sagte „ich bin auch noch mit heiler Haut davongekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden." / „Wäre mir denn ein

beſſer Schickſal zuteil geworden?" ſprach das Stroh, „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen laſſen, ſechzig hat ſie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweiſe bin ich ihr zwiſchen den Fingern durchgeſchlüpft." / „Was ſollen wir aber nun anfangen?" ſprach die Kohle. „Ich meine," antwortete die Bohne, „weil wir ſo glücklich dem Tode entronnen ſind, ſo wollen wir uns als gute Geſellen zuſammenhalten und, damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinſchaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen."

Der Vorſchlag gefiel den beiden andern, und ſie machten ſich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen ſie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, ſo wußten ſie nicht, wie ſie hinüber kommen ſollten. Der Strohhalm fand guten Rat und ſprach „ich will mich querüber legen, ſo könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen." Der Strohhalm ſtreckte ſich alſo von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als ſie aber in die Mitte gekommen war und unter ihr das Waſſer rauſchen hörte, ward ihr doch angſt: ſie blieb ſtehen und getraute ſich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach: die Kohle rutſchte nach, ziſchte wie ſie ins Waſſer kam und gab den Geiſt auf. Die Bohne, die vorſichtigerweiſe noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geſchichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte ſo gewaltig, daß ſie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um ſie geſchehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderſchaft war, ſich an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, ſo holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte ſie zuſammen. Die Bohne bedankte ſich bei ihm aufs ſchönſte, aber da er ſchwarzen Zwirn gebraucht hatte, ſo haben ſeit der Zeit alle Bohnen eine ſchwarze Naht.

30. Der wunderliche Spielmann

Es war einmal ein wunderlicher Spielmann, der ging durch einen Wald mutterseelenallein und dachte hin und her, und als für seine Gedanken nichts mehr übrig war, sprach er zu sich selbst „mir wird hier im Walde Zeit und Weile lang, ich will einen guten Gesellen herbei holen." Da nahm er die Geige vom Rücken und fiedelte eins, daß es durch die Bäume schallte. Nicht lange, so kam ein Wolf durch das Dickicht dahergetrabt. „Ach, ein Wolf kommt! nach dem trage ich kein Verlangen," sagte der Spielmann: aber der Wolf schritt näher und sprach zu ihm „ei, du lieber Spielmann, was fiedelst du so schön: das möcht ich auch lernen." / „Das ist bald gelernt," antwortete ihm der Spielmann, „du mußt nur alles tun, was ich dir heiße." / „O Spielmann," sprach der Wolf, „ich will dir gehorchen, wie ein Schüler seinem Meister." Der Spielmann hieß ihn mitgehen, und als sie ein Stück Wegs zusammen gegangen waren, kamen sie an einen alten Eichbaum, der innen hohl und in der Mitte aufgerissen war. „Sieh her," sprach der Spielmann, „willst du fiedeln lernen, so lege die Vorderpfoten in diesen Spalt." Der Wolf gehorchte, aber der Spielmann hob schnell einen Stein auf und keilte ihm die beiden Pfoten mit einem Schlag so fest, daß er wie ein Gefangener da liegen bleiben mußte. „Warte da so lange, bis ich wiederkomme," sagte der Spielmann und ging seines Weges.

Über eine Weile sprach er abermals zu sich selber „mir wird hier im Walde Zeit und Weile lang, ich will einen andern Gesellen herbeiholen," nahm seine Geige und fiedelte wieder in den Wald hinein. Nicht lange, so kam ein Fuchs durch die Bäume daher geschlichen. „Ach, ein Fuchs kommt!" sagte der Spielmann, „nach dem trage ich kein Verlangen." Der Fuchs kam zu ihm heran und sprach „ei, du lieber Spielmann, was fiedelst du so schön! das möcht ich auch lernen." / „Das ist bald gelernt,"

ſprach der Spielmann, „du mußt nur alles tun, was ich dir heiße.“ / „O Spielmann,“ antwortete der Fuchs, „ich will dir gehorchen, wie ein Schüler ſeinem Meiſter.“ / „Folge mir,“ ſagte der Spielmann, und als ſie ein Stück Wegs gegangen waren, kamen ſie auf einen Fußweg, zu deſſen beiden Seiten hohe Sträuche ſtanden. Da hielt der Spielmann ſtill, bog von der einen Seite ein Haſelnußbäumchen zur Erde herab und trat mit dem Fuß auf die Spitze, dann bog er von der andern Seite noch ein Bäumchen herab und ſprach „wohlan, Füchslein, wenn du etwas lernen willſt, ſo reich mir deine linke Vorderpfote.“ Der Fuchs gehorchte und der Spielmann band ihm die Pfote an den linken Stamm. „Füchslein,“ ſprach er, „nun reich mir die rechte,“ die band er ihm an den rechten Stamm. Und als er nachgeſehen hatte, ob die Knoten der Stricke auch feſt genug waren, ließ er los, und die Bäumchen fuhren in die Höhe und ſchnellten das Füchslein hinauf, daß es in der Luft ſchwebte und zappelte. „Warte da ſo lange, bis ich wiederkomme,“ ſagte der Spielmann und ging ſeines Weges.

Wiederum ſprach er zu ſich „Zeit und Weile wird mir hier im Walde lang; ich will einen andern Geſellen herbeiholen,“ nahm ſeine Geige, und der Klang erſchallte durch den Wald. Da kam ein Häschen daher geſprungen. „Ach, ein Haſe kommt!“ ſagte der Spielmann, „den wollte ich nicht haben.“ / „Ei, du lieber Spielmann,“ ſagte das Häschen, „was fiedelſt du ſo ſchön, das möchte ich auch lernen.“ / „Das iſt bald gelernt,“ ſprach der Spielmann, „du mußt nur alles tun, was ich dir heiße.“ / „O Spielmann,“ antwortete das Häschen, „ich will dir gehorchen, wie ein Schüler ſeinem Meiſter.“ Sie gingen ein Stück Wegs zuſammen, bis ſie zu einer lichten Stelle im Wald kamen, wo ein Eſpenbaum ſtand. Der Spielmann band dem Häschen einen langen Bindfaden um den Hals, wovon er das andere Ende an den Baum knüpfte. „Munter, Häschen, jetzt ſpring mir zwanzigmal um den Baum herum,“ rief der Spielmann, und das Häschen gehorchte, und wie es zwanzigmal herumgelaufen war, ſo hatte ſich der Bindfaden zwanzigmal um den Stamm gewickelt, und das Häschen war gefangen, und es mochte ziehen

und zerren wie es wollte, es schnitt sich nur der Faden in den weichen Hals. „Warte da so lang bis ich wiederkomme," sprach der Spielmann und ging weiter.

Der Wolf indessen hatte gerückt, gezogen, an dem Stein gebissen, und so lange gearbeitet, bis er die Pfoten frei gemacht und wieder aus der Spalte gezogen hatte. Voll Zorn und Wut eilte er hinter dem Spielmann her und wollte ihn zerreißen. Als ihn der Fuchs laufen sah, fing er an zu jammern, und schrie aus Leibeskräften „Bruder Wolf, komm mir zu Hilfe, der Spielmann hat mich betrogen." Der Wolf zog die Bäumchen herab, biß die Schnüre entzwei und machte den Fuchs frei, der mit ihm ging und an dem Spielmann Rache nehmen wollte. Sie fanden das gebundene Häschen, das sie ebenfalls erlösten, und dann suchten alle zusammen ihren Feind auf.

Der Spielmann hatte auf seinem Weg abermals seine Fiedel erklingen lassen, und diesmal war er glücklicher gewesen. Die Töne drangen zu den Ohren eines armen Holzhauers, der alsbald, er mochte wollen oder nicht, von der Arbeit abließ, und mit dem Beil unter dem Arme herankam, die Musik zu hören. „Endlich kommt doch der rechte Geselle," sagte der Spielmann, „denn einen Menschen suchte ich und keine wilden Tiere" und fing an und spielte so schön und lieblich, daß der arme Mann wie bezaubert dastand, und ihm das Herz vor Freude aufging. Und wie er so stand, kamen der Wolf, der Fuchs und das Häslein heran, und er merkte wohl, daß sie etwas Böses im Schilde führten. Da erhob er seine blinkende Axt und stellte sich vor den Spielmann, als wollte er sagen „wer an ihn will, der hüte sich, der hat es mit mir zu tun." Da ward den Tieren angst und sie liefen in den Wald zurück, der Spielmann aber spielte dem Manne noch eins zum Dank und zog dann weiter.

31. Die drei Sprachen

In der Schweiz lebte einmal ein alter Graf, der hatte nur einen einzigen Sohn, aber er war dumm und konnte nichts lernen. Da sprach der Vater „höre, mein Sohn, ich bringe nichts in deinen Kopf, ich mag es anfangen, wie ich will. Du mußt fort von hier, ich will dich einem berühmten Meister übergeben, der soll es mit dir versuchen.“ Der Junge ward in eine fremde Stadt geschickt, und blieb bei dem Meister ein ganzes Jahr. Nach Verlauf dieser Zeit kam er wieder heim, und der Vater fragte „nun, mein Sohn, was hast du gelernt?“ / „Vater, ich habe gelernt, was die Hunde bellen,“ antwortete er. „Daß Gott erbarm,“ rief der Vater aus, „ist das alles, was du gelernt hast? ich will dich in eine andere Stadt zu einem andern Meister tun.“ Der Junge ward hingebracht und blieb bei diesem Meister auch ein Jahr. Als er zurückkam, fragte der Vater wiederum „mein Sohn, was hast du gelernt?“ Er antwortete „Vater, ich habe gelernt was die Vögli sprechen.“ Da geriet der Vater in Zorn und sprach „o du verlorner Mensch, hast die kostbare Zeit hingebracht und nichts gelernt und schämst dich nicht mir unter die Augen zu treten? Ich will dich zu einem dritten Meister schicken, aber lernst du auch diesmal nichts, so will ich dein Vater nicht mehr sein.“ Der Sohn blieb bei dem dritten Meister ebenfalls ein ganzes Jahr, und als er wieder nach Haus kam und der Vater fragte „mein Sohn, was hast du gelernt?“ so antwortete er „lieber Vater, ich habe dieses Jahr gelernt, was die Frösche quaken.“ Da geriet der Vater in den höchsten Zorn, sprang auf, rief seine Leute herbei und sprach „dieser Mensch ist mein Sohn nicht mehr, ich stoße ihn aus und gebiete euch, daß ihr ihn hinaus in den Wald führt und ihm das Leben nehmt.“ Sie führten ihn hinaus, aber als sie ihn töten sollten, konnten sie nicht vor Mitleiden und ließen ihn gehen. Sie schnitten einem Reh Augen und Zunge aus, damit sie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten.

Der Jüngling wanderte fort und kam nach einiger Zeit zu einer Burg, wo er um Nachtherberge bat. „Ja," ſagte der Burgherr, „wenn du da unten in dem alten Turm übernachten willſt, ſo gehe hin, aber ich warne dich, es iſt lebensgefährlich, denn er iſt voll wilder Hunde, die bellen und heulen in einem fort, und zu gewiſſen Stunden müſſen ſie einen Menſchen ausgeliefert haben, den ſie auch gleich verzehren." Die ganze Gegend war darüber in Trauer und Leid, und konnte doch niemand helfen. Der Jüngling aber war ohne Furcht und ſprach „laßt mich nur hinab zu den bellenden Hunden, und gebt mir etwas, das ich ihnen vorwerfen kann; mir ſollen ſie nichts tun." Weil er nun ſelber nicht anders wollte, ſo gaben ſie ihm etwas Eſſen für die wilden Tiere und brachten ihn hinab zu dem Turm. Als er hineintrat, bellten ihn die Hunde nicht an, wedelten mit den Schwänzen ganz freundlich um ihn herum, fraßen was er ihnen hinſetzte und krümmten ihm kein Härchen. Am andern Morgen kam er zu jedermanns Erſtaunen geſund und unverſehrt wieder zum Vorſchein und ſagte zu dem Burgherrn „die Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart, warum ſie da hauſen und dem Lande Schaden bringen. Sie ſind verwünſcht und müſſen einen großen Schatz hüten, der unten im Turme liegt und kommen nicht eher zur Ruhe als bis er gehoben iſt, und wie dies geſchehen muß, das habe ich ebenfalls aus ihren Reden vernommen." Da freuten ſich alle die das hörten, und der Burgherr ſagte, er wollte ihn an Sohnes Statt annehmen, wenn er es glücklich vollbrächte. Er ſtieg wieder hinab, und weil er wußte was er zu tun hatte, ſo vollführte er es und brachte eine mit Gold gefüllte Truhe herauf. Das Geheul der wilden Hunde ward von nun an nicht mehr gehört, ſie waren verſchwunden, und das Land war von der Plage befreit.

Über eine Zeit kam es ihm in den Sinn, er wollte nach Rom fahren. Auf dem Weg kam er an einem Sumpf vorbei, in welchem Fröſche ſaßen und quakten. Er horchte auf, und als er vernahm was ſie ſprachen, ward er ganz nachdenklich und traurig. Endlich langte er in Rom an, da war gerade der Papſt geſtorben, und unter den Kardinälen großer Zweifel wen ſie zum Nachfolger beſtimmen ſollten. Sie wurden zuletzt einig, derjenige

ſollte zum Papſt erwählt werden, an dem ſich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde. Und als das eben beſchloſſen war, in demſelben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche, und plötzlich flogen zwei ſchneeweiße Tauben auf ſeine beiden Schultern und blieben da ſitzen. Die Geiſtlichkeit erkannte darin das Zeichen Gottes und fragte ihn auf der Stelle ob er Papſt werden wolle. Er war unſchlüſſig und wußte nicht ob er deſſen würdig wäre, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es tun möchte, und endlich ſagte er „ja“. Da wurde er geſalbt und geweiht, und damit war eingetroffen, was er von den Fröſchen unterwegs gehört, und was ihn ſo beſtürzt gemacht hatte, daß er der heilige Papſt werden ſollte. Darauf mußte er eine Meſſe ſingen und wußte kein Wort davon, aber die zwei Tauben ſaßen ſtets auf ſeinen Schultern und ſagten ihm alles ins Ohr.

32. Rapunzel

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wünſchten ſich ſchon lange vergeblich ein Kind, endlich machte ſich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunſch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenſter, daraus konnte man in einen prächtigen Garten ſehen, der voll der ſchönſten Blumen und Kräuter ſtand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hinein zu gehen, weil er einer Zauberin gehörte, die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tages ſtand die Frau an dieſem Fenſter und ſah in den Garten hinab, da erblickte ſie ein Beet, das mit den ſchönſten Rapunzeln bepflanzt war: und ſie ſahen ſo friſch und grün aus, daß ſie lüſtern ward und das größte Verlangen empfand von den Rapunzeln zu eſſen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da ſie wußte, daß ſie keine davon bekommen konnte, ſo fiel ſie ganz ab, ſah blaß und elend aus. Da erſchrak der Mann und fragte „was fehlt dir, liebe Frau!“ / „Ach,“ antwortete ſie, „wenn ich keine Rapunzeln aus

dem Garten hinter unſerm Hauſe zu eſſen kriege, ſo ſterbe ich.“ Der Mann, der ſie lieb hatte, dachte „eh du deine Frau ſterben läſſeſt, holſt du ihr von den Rapunzeln, es mag koſten, was es will.“ In der Abenddämmerung ſtieg er alſo über die Mauer in den Garten der Zauberin, ſtach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte ſie ſeiner Frau. Sie machte ſich ſogleich Salat daraus und aß ſie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber ſo gut, ſo gut geſchmeckt, daß ſie den andern Tag noch dreimal ſo viel Luſt bekam. Sollte ſie Ruhe haben, ſo mußte der Mann noch einmal in den Garten ſteigen. Er machte ſich alſo in der Abenddämmerung wieder hinab, als er aber die Mauer herabgeklettert war, erſchrak er gewaltig, denn er ſah die Zauberin vor ſich ſtehen. „Wie kannſt du es wagen,“ ſprach ſie mit zornigem Blick, „in meinen Garten zu ſteigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu ſtehlen? das ſoll dir ſchlecht bekommen.“ / „Ach,“ antwortete er, „laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entſchloſſen: meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenſter erblickt und empfindet ein ſo großes Gelüſten, daß ſie ſterben würde, wenn ſie nicht davon zu eſſen bekäme.“ Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und ſprach zu ihm „verhält es ſich ſo, wie du ſagſt, ſo will ich dir geſtatten Rapunzeln mitzunehmen ſoviel du willſt, allein ich mache eine Bedingung: du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es ſoll ihm gut gehen, und ich will für es ſorgen wie eine Mutter.“ Der Mann ſagte in der Angſt alles zu, und als die Frau in Wochen kam, ſo erſchien ſogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit ſich fort.

Rapunzel ward das ſchönſte Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahr alt war, ſchloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag, und weder Treppe noch Türe hatte, nur ganz oben war ein kleines Fenſterchen. Wenn die Zauberin hinein wollte, ſo ſtellte ſie ſich unten hin, und rief

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß mir dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte lange prächtige Haare, fein wie geſponnen Gold. Wenn ſie nun die Stimme der Zauberin vernahm, ſo band ſie

ihre Zöpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken, und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief herunter, und die Zauberin stieg daran hinauf.

Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Turm vorüberkam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er stille hielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinauf steigen und suchte nach einer Türe des Turmes, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag hinaus in den Wald ging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er, daß eine Zauberin herankam und hörte, wie sie hinauf rief

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß dein Haar herunter."

Da ließ Rapunzel die Haarflechten herab, und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter, auf welcher man hinauf kommt, so will ich auch einmal mein Glück versuchen." Und den folgenden Tag, als es anfing dunkel zu werden, ging er zu dem Turme und rief

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß dein Haar herunter."

Alsbald fielen die Haare herab und der Königssohn stieg hinauf.

Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, als ein Mann zu ihr hereinkam, wie ihre Augen noch nie erblickt hatten, doch der Königssohn fing an ganz freundlich mit ihr zu reden und erzählte ihr, daß von ihrem Gesang sein Herz so sehr sei bewegt worden, daß es ihm keine Ruhe gelassen, und er sie selbst habe sehen müssen. Da verlor Rapunzel ihre Angst, und als er sie fragte, ob sie ihn zum Manne nehmen wollte, und sie sah, daß er jung und schön war, so dachte sie „der wird mich lieber haben als die alte Frau Gothel," und sagte ja und legte ihre Hand in seine Hand. Sie sprach „ich will gerne mit dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herab kommen kann. Wenn du kommst, so bring jedesmal einen Strang Seide mit, daraus will ich eine Leiter flechten, und wenn die fertig ist, so steige ich herunter und du

nimmſt mich auf dein Pferd.“ Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abend zu ihr kommen ſollte, denn bei Tag kam die Alte. Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel anfing und zu ihr ſagte „ſag ſie mir doch, Frau Gothel, wie kommt es nur, ſie wird mir viel ſchwerer heraufzuziehen, als der junge Königsſohn, der iſt in einem Augenblick bei mir.“ / „Ach du gottloſes Kind,“ rief die Zauberin, „was muß ich von dir hören, ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geſchieden, und du haſt mich doch betrogen!“ In ihrem Zorne packte ſie die ſchönen Haare der Rapunzel, ſchlug ſie ein paarmal um ihre linke Hand, griff eine Schere mit der rechten, und ritſch, ratſch, waren ſie abgeſchnitten, und die ſchönen Flechten lagen auf der Erde. Und ſie war ſo unbarmherzig, daß ſie die arme Rapunzel in eine Wüſtenei brachte, wo ſie in großem Jammer und Elend leben mußte.

Denſelben Tag aber, wo ſie Rapunzel verſtoßen hatte, machte abends die Zauberin die abgeſchnittenen Flechten oben am Fenſterhaken feſt, und als der Königsſohn kam und rief

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß dein Haar herunter,“

ſo ließ ſie die Haare hinab. Der Königsſohn ſtieg hinauf, aber er fand oben nicht ſeine liebſte Rapunzel, ſondern die Zauberin, die ihn mit böſen und giftigen Blicken anſah. „Aha,“ rief ſie höhniſch, „du willſt die Frau Liebſte holen, aber der ſchöne Vogel ſitzt nicht mehr im Neſt und ſingt nicht mehr, die Katze hat ihn geholt und wird dir auch noch die Augen auskratzen. Für dich iſt Rapunzel verloren, du wirſt ſie nie wieder erblicken.“ Der Königsſohn geriet außer ſich vor Schmerzen, und in der Verzweiflung ſprang er den Turm herab: das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerſtachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Walde umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren, und tat nichts als jammern und weinen über den Verluſt ſeiner liebſten Frau. So wanderte er einige Jahre im Elend umher und geriet endlich in die Wüſtenei, wo Rapunzel mit den Zwillingen, die ſie geboren hatte, einen Knaben und ein Mädchen, kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und ſie deuchte ihm ſo bekannt: da ging er darauf zu, und wie er herankam, erkannte ihn Rapunzel

und fiel ihm um den Hals und weinte. Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit Freude empfangen ward, und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt.

33. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn hatte, und die mittelste Zweiäuglein, weil sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders aussah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden. Sie sprachen zu ihm „du mit deinen zwei Augen bist nicht besser als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns." Sie stießen es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen als was sie übrig ließen, und taten ihm Herzeleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweiäuglein hinaus ins Feld gehen und die Ziege hüten mußte, aber noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es in seinem Jammer einmal aufblickte, stand eine Frau neben ihm, die fragte „Zweiäuglein, was weinst du?" Zweiäuglein antwortete „soll ich nicht weinen? weil ich zwei Augen habe wie andre Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich aus einer Ecke in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin." Sprach die weise Frau „Zweiäuglein,

trockne dir dein Angeſicht, ich will dir etwas ſagen, daß du nicht mehr hungern ſollſt. Sprich nur zu deiner Ziege

‚Zicklein, meck,
Tiſchlein, deck,‘

ſo wird ein ſauber gedecktes Tiſchlein vor dir ſtehen und das ſchönſte Eſſen darauf, daß du eſſen kannſt ſoviel du Luſt haſt. Und wenn du ſatt biſt und das Tiſchlein nicht mehr brauchſt, ſo ſprich nur

‚Zicklein, meck,
Tiſchlein, weg,‘

ſo wird's vor deinen Augen wieder verſchwinden.“ Darauf ging die weiſe Frau fort. Zweiäuglein aber dachte „ich muß gleich einmal verſuchen ob es wahr iſt, was ſie geſagt hat, denn mich hungert gar zu ſehr“ und ſprach

„Zicklein, meck,
Tiſchlein, deck,“

und kaum hatte ſie die Worte ausgeſprochen, ſo ſtand da ein Tiſchlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Meſſer und Gabel und ſilbernem Löffel, die ſchönſten Speiſen ſtanden rund herum, rauchten und waren noch warm, als wären ſie eben aus der Küche gekommen. Da ſagte Zweiäuglein das kürzeſte Gebet her, das es wußte „Herr Gott, ſei unſer Gaſt zu aller Zeit, Amen,“ langte zu und ließ ſich's wohlſchmecken. Und als es ſatt war, ſprach es, wie die weiſe Frau gelehrt hatte

„Zicklein, meck,
Tiſchlein, weg.“

Alsbald war das Tiſchchen und alles, was darauf ſtand, wieder verſchwunden. „Das iſt ein ſchöner Haushalt“ dachte Zweiäuglein und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends, als es mit ſeiner Ziege heimkam, fand es ein irdenes Schüſſelchen mit Eſſen, das ihm die Schweſtern hingeſtellt hatten, aber es rührte nichts an. Am andern Tag zog es mit ſeiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erſtemal und das zweitemal beachteten

es die Schweſtern gar nicht, wie es aber jedesmal geſchah, merkten ſie auf und ſprachen „es iſt nicht richtig mit dem Zweiäuglein, das läßt jedesmal das Eſſen ſtehen und hat doch ſonſt alles aufgezehrt, was ihm gereicht wurde: das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit ſie aber hinter die Wahrheit kämen, ſollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiäuglein die Ziege auf die Weide trieb, und ſollte achten was es da vor hätte, und ob ihm jemand etwas Eſſen und Trinken brächte.

Als nun Zweiäuglein ſich wieder aufmachte, trat Einäuglein zu ihm und ſprach „ich will mit ins Feld und ſehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte was Einäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und ſprach „komm, Einäuglein, wir wollen uns hinſetzen, ich will dir was vorſingen.“ Einäuglein ſetzte ſich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müde, und Zweiäuglein ſang immer

„Einäuglein, wachſt du?
Einäuglein, ſchläfſt du?“

Da tat Einäuglein das eine Auge zu und ſchlief ein. Und als Zweiäuglein ſah, daß Einäuglein feſt ſchlief und nichts verraten konnte, ſprach es

„Zicklein, meck,
Tiſchlein, deck,“

und ſetzte ſich an ſein Tiſchlein und aß und trank bis es ſatt war, dann rief es wieder

„Zicklein, meck,
Tiſchlein, weg,“

und alles war augenblicklich verſchwunden. Zweiäuglein weckte nun Einäuglein und ſprach „Einäuglein, du willſt hüten und ſchläfſt dabei ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen ſie nach Haus, und Zweiäuglein ließ wieder ſein Schüſſelchen unangerührt ſtehen, und Einäuglein konnte der Mutter nicht verraten, warum es nicht eſſen wollte und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung „ich war draußen eingeſchlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiäuglein „diesmal sollst du mit gehen und achthaben ob Zweiäuglein draußen ißt und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es heimlich.“ Da trat Dreiäuglein zu Zweiäuglein und sprach „ich will mitgehen und sehen ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte was Dreiäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach „wir wollen uns dahin setzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorsingen.“ Dreiäuglein setzte sich und war müde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiäuglein hub wieder das vorige Liedlein an und sang

„Dreiäuglein, wachst du?“

Aber statt es nun singen mußte

„Dreiäuglein, schläfst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit

„Zweiäuglein, schläfst du?“

und sang immer

„Dreiäuglein, wachst du?
Zweiäuglein, schläfst du?“

Da fielen dem Dreiäuglein seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, weil es von dem Sprüchlein nicht angeredet war, schlief nicht ein. Zwar tat es Dreiäuglein zu, aber nur aus List, gleich als schlief es auch damit: doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiäuglein meinte Dreiäuglein schliefe fest, sagte es sein Sprüchlein

„Zicklein, meck,
Tischlein, deck,“

aß und trank nach Herzenslust und hieß dann das Tischlein wieder fortgehen,

„Zicklein, meck,
Tischlein, weg,“

und Dreiäuglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweiäuglein zu ihm, weckte es und sprach „ei, Dreiäuglein, bist du eingeschlafen? du kannst gut hüten! komm, wir wollen heimgehen.“

Und als sie nach Haus kam, aß Zweiäuglein wieder nicht, und Dreiäuglein sprach zur Mutter „ich weiß nun warum das hochmütige Ding nicht ißt: wenn sie draußen zur Ziege spricht

‚Zicklein, meck,
Tischlein, deck,'

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Essen besetzt, viel besser als wir's hier haben: und wenn sie satt ist, so spricht sie

‚Zicklein, meck,
Tischlein, weg,'

und alles ist wieder verschwunden; ich habe alles genau mit angesehen. Zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschläfert, aber das eine auf der Stirne, das war zum Glück wach geblieben." Da rief die neidische Mutter „willst du's besser haben als wir? die Lust soll dir vergehen!" Sie holte ein Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie tot hinfiel.

Als Zweiäuglein das sah, ging es voll Trauer hinaus, setzte sich auf den Feldrain und weinte seine bitteren Tränen. Da stand auf einmal die weise Frau wieder neben ihm und sprach „Zweiäuglein, was weinst du?"/„Soll ich nicht weinen!" antwortete es, „die Ziege, die mir jeden Tag, wenn ich Euer Sprüchlein hersagte, den Tisch so schön deckte, ist von meiner Mutter totgestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden." Die weise Frau sprach „Zweiäuglein, ich will dir einen guten Rat erteilen, bitt deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben und vergrab es vor der Haustür in die Erde, so wird's dein Glück sein." Da verschwand sie, und Zweiäuglein ging heim und sprach zu den Schwestern „liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide." Da lachten sie und sprachen „kannst du haben, wenn du weiter nichts willst." Und Zweiäuglein nahm das Eingeweide und vergrub's abends in aller Stille nach dem Rate der weisen Frau vor die Haustüre.

Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Haustüre traten, so stand da ein wunderbarer prächtiger Baum,

der hatte Blätter von Silber, und Früchte von Gold hingen dazwiſchen, daß wohl nichts Schöneres und Köſtlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht wie der Baum in der Nacht dahin gekommen war, nur Zweiäuglein merkte, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgewachſen war, denn er ſtand gerade da, wo ſie es in die Erde begraben hatte. Da ſprach die Mutter zu Einäuglein „ſteig hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Baume ab.“ Einäuglein ſtieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, ſo fuhr ihm der Zweig aus den Händen: und das geſchah jedesmal, ſo daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte ſich anſtellen wie es wollte. Da ſprach die Mutter „Dreiäuglein, ſteig du hinauf, du kannſt mit deinen drei Augen beſſer um dich ſchauen als Einäuglein.“ Einäuglein rutſchte herunter und Dreiäuglein ſtieg hinauf. Aber Dreiäuglein war nicht geſchickter und mochte ſchauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und ſtieg ſelbſt hinauf, konnte aber ſo wenig wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht faſſen und griff immer in die leere Luft. Da ſprach Zweiäuglein „ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher.“ Die Schweſtern riefen zwar „du mit deinen zwei Augen, was willſt du wohl!“ Aber Zweiäuglein ſtieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen ſich nicht vor ihm zurück, ſondern ließen ſich von ſelbſt in ſeine Hand herab, alſo daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schürzchen voll mit herunterbrachte. Die Mutter nahm ſie ihm ab, und ſtatt daß ſie, Einäuglein und Dreiäuglein dafür das arme Zweiäuglein hätten beſſer behandeln ſollen, ſo wurden ſie nur neidiſch, daß es allein die Früchte holen konnte und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug ſich zu, als ſie einmal beiſammen an dem Baum ſtanden, daß ein junger Ritter daherkam. „Geſchwind, Zweiäuglein,“ riefen die zwei Schweſtern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht ſchämen müſſen“ und ſtürzten über das arme Zweiäuglein in aller Eil ein leeres Faß, das gerade neben dem Baume ſtand, und ſchoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein ſchöner

Herr, der hielt still, bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern „wem gehört dieser schöne Baum? wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen was er wollte." Da antwortete Einäuglein und Dreiäuglein, der Baum gehörte ihnen zu, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter „das ist ja wunderlich, daß der Baum euch zugehört und ihr doch nicht Macht habt etwas davon abzubrechen." Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Fasse ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn Zweiäuglein war bös, daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und fragte wo sie herkämen. Einäuglein und Dreiäuglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die dürfte sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen hätte wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief „Zweiäuglein, komm hervor." Da kam Zweiäuglein ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach „du, Zweiäuglein, kannst mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrechen."/„Ja," antwortete Zweiäuglein, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir" und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit feinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab, und reichte ihn dem Ritter hin. Da sprach der Ritter „Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?"/„Ach," antwortete Zweiäuglein, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Not vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wenn Ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich." Da hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß: dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.

Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fort-

geführt ward, da beneideten die zwei Schwestern ihm erst recht sein Glück. „Der wunderbare Baum bleibt uns doch," dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehenbleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß wo unser Weizen noch blüht!" Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin. Und wie Zweiäuglein zu seinem Kämmerlein hinaussah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgefolgt. Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt. Einmal kamen zwei arme Frauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und erkannte seine Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherziehen und vor den Türen ihr Brot suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten.

34. Aschenputtel

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach „liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte, und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!" sprachen

ſie, „wer Brot eſſen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd.“ Sie nahmen ihm ſeine ſchönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die ſtolze Prinzeſſin, wie ſie geputzt iſt!“ riefen ſie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend ſchwere Arbeit tun, früh vor Tag aufſtehn, Waſſer tragen, Feuer anmachen, kochen und waſchen. Obendrein taten ihm die Schweſtern alles erſinnliche Herzeleid an, verſpotteten es und ſchütteten ihm die Erbſen und Linſen in die Aſche, ſo daß es ſitzen und ſie wieder ausleſen mußte. Abends, wenn es ſich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, ſondern mußte ſich neben dem Herd in die Aſche legen. Und weil es darum immer ſtaubig und ſchmutzig ausſah, nannten ſie es Aſchenputtel.

Es trug ſich zu, daß der Vater einmal in die Meſſe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen ſollte? „Schöne Kleider,“ ſagte die eine, „Perlen und Edelſteine“ die zweite. „Aber du, Aſchenputtel,“ ſprach er, „was willſt du haben?“ / „Vater, das erſte Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut ſtößt, das brecht für mich ab.“ Er kaufte nun für die beiden Stiefſchweſtern ſchöne Kleider, Perlen und Edelſteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Buſch ritt, ſtreifte ihn ein Haſelreis und ſtieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was ſie ſich gewünſcht hatten, und dem Aſchenputtel gab er das Reis von dem Haſelbuſch. Aſchenputtel dankte ihm, ging zu ſeiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf, und weinte ſo ſehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begoſſen. Es wuchs aber und ward ein ſchöner Baum. Aſchenputtel ging alle Tage dreimal darunter und weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunſch ausſprach, ſo warf ihm das Vöglein herab, was es ſich gewünſcht hatte.

Es begab ſich aber, daß der König ein Feſt anſtellte, das drei Tage dauern ſollte, und wozu alle ſchönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit ſich ſein Sohn eine Braut ausſuchen

möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen „kämm uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel," sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz, und willst zur Hochzeit? du hast keine Kleider und Schuhe, und willst tanzen!" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich „da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach „nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider, und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht." Als es nun weinte, sprach sie „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen," und dachte „das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertür nach dem Garten und rief „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die ſchlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenſter zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich ſchwirrten und ſchwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein und ließen ſich um die Aſche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und laſen alle guten Körner in die Schüſſeln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren ſie ſchon fertig, und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüſſeln zu der Stiefmutter, freute ſich und glaubte nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber ſie ſprach „es hilft dir alles nichts: du kommſt nicht mit, denn du haſt keine Kleider und kannſt nicht tanzen; wir müßten uns deiner ſchämen." Darauf kehrte ſie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei ſtolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aſchenputtel zu ſeiner Mutter Grab unter den Haſelbaum und rief

„Bäumchen, rüttel dich und ſchüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und ſilbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgeſtickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schweſtern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müſſe eine fremde Königstochter ſein, ſo ſchön ſah es in dem goldenen Kleide aus. An Aſchenputtel dachten ſie gar nicht und dachten, es ſäße daheim im Schmutz und ſuchte die Linſen aus der Aſche. Der Königsſohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch ſonſt mit niemand tanzen, alſo daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, ſprach er „das iſt meine Tänzerin."

Es tanzte bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königsſohn aber ſprach „ich gehe mit und begleite dich," denn er wollte ſehen, wem das ſchöne Mädchen angehörte. Sie

entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn bis der Vater kam und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte „sollte es Aschenputtel sein," und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen: da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er „das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging: aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber bis der Vater kam und sprach zu ihm „das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte „sollte es Aschenputtel sein," ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen,

lag Aſchenputtel da in der Aſche, wie ſonſt auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgeſprungen, hatte dem Vogel auf dem Haſelbäumchen die ſchönen Kleider wiedergebracht und ſein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schweſtern fort waren, ging Aſchenputtel wieder zu ſeiner Mutter Grab und ſprach zu dem Bäumchen

„Bäumchen, rüttel dich und ſchüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war ſo prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zur Hochzeit kam, wußten ſie alle nicht, was ſie vor Verwunderung ſagen ſollten. Der Königsſohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, ſprach er „das iſt meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aſchenputtel fort, und der Königsſohn wollte es begleiten, aber es entſprang ihm ſo geſchwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königsſohn hatte aber eine Liſt gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech beſtreichen laſſen: da war, als es hinabſprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königsſohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächſten Morgen ging er damit zu dem Mann, und ſagte zu ihm „keine andere ſoll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieſer goldene Schuh paßt." Da freuten ſich die beiden Schweſtern, denn ſie hatten ſchöne Füße. Die älteſte ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter ſtand dabei. Aber ſie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Meſſer und ſprach „hau die Zehe ab: wann du Königin biſt, ſo brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königsſohn. Da nahm er ſie als ſeine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da ſaßen die zwei Täubchen auf dem Haſelbäumchen und riefen

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck (Schuh):
Der Schuck iſt zu klein,
Die rechte Braut ſitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und ſah, wie das Blut herausquoll. Er wendete ſein Pferd um, brachte die falſche Braut wieder nach Haus und ſagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schweſter ſolle den Schuh anziehen. Da ging dieſe in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferſe war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Meſſer und ſprach „hau ein Stück von der Ferſe ab: wann du Königin biſt, brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferſe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging hinaus zum Königsſohn. Da nahm er ſie als ſeine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, ſaßen die zwei Täubchen darauf und riefen

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck:
Der Schuck iſt zu klein,
Die rechte Braut ſitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und ſah, wie das Blut aus dem Schuh quoll, und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgeſtiegen war. Da wendete er ſein Pferd und brachte die falſche Braut wieder nach Haus. „Das iſt auch nicht die rechte," ſprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" / „Nein," ſagte der Mann, „nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines verbuttetes Aſchenputtel da: das kann unmöglich die Braut ſein." Der Königſohn ſprach, er ſollte es heraufſchicken, die Mutter aber antwortete „ach nein, das iſt viel zu ſchmutzig, das darf ſich nicht ſehen laſſen." Er wollte es aber durchaus haben, und Aſchenputtel mußte gerufen werden. Da wuſch es ſich erſt Hände und Angeſicht rein, ging dann hin und neigte ſich vor dem Königsſohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann ſetzte es ſich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem ſchweren Holzſchuh und ſteckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegoſſen. Und als es ſich in die Höhe richtete, und der Königsſohn ihm ins

Geſicht ſah, ſo erkannte er das ſchöne Mädchen das mit ihm getanzt hatte und rief „das iſt die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schweſtern erſchraken und wurden bleich vor Ärger: er aber nahm Aſchenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut iſt im Schuck:
Der Schuck iſt nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim.“

Und als ſie das gerufen hatten, kamen ſie beide herab geflogen und ſetzten ſich dem Aſchenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links und blieben da ſitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königsſohn ſollte gehalten werden, kamen die falſchen Schweſtern, wollten ſich einſchmeicheln und teil an ſeinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteſte zur rechten, die jüngſte zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als ſie herausgingen, war die älteſte zur linken und die jüngſte zur rechten: da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren ſie alſo für ihre Bosheit und Falſchheit mit Blindheit auf ihr Lebtag geſtraft.

35. Allerleirauh

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und ſie war ſo ſchön, daß ſich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geſchah, daß ſie krank lag, und als ſie fühlte, daß ſie bald ſterben würde, rief ſie den König und ſprach „wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willſt, ſo nimm keine, die nicht ebenſo ſchön iſt, als ich bin, und die nicht ſolche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir verſprechen.“ Nachdem es ihr der König verſprochen hatte, tat ſie die Augen zu und ſtarb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte „es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.“ Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, eine Braut zu suchen, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleichkäme. Es war aber keine in der ganzen Welt zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldene Haare gehabt hätte. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön wie ihre verstorbene Mutter, und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten „ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht.“ Als die Räte das hörten, erschraken sie und sprachen „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirate, aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen und das Reich wird mit ins Verderben gezogen.“ Die Tochter erschrak noch mehr als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm „eh ich Euren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlange ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, und ein jedes Tier in Eurem Reich muß ein Stück von seiner Haut dazugeben.“ Sie dachte aber „das anzuschaffen ist ganz unmöglich, und ich bringe damit meinen Vater von seinen bösen Gedanken ab.“ Der König ließ aber nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reiche mußten die drei Kleider weben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; und seine Jäger mußten alle Tiere im ganzen Reiche auffangen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen; daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht.

Endlich, als es fertig war, ließ der König den Mantel herbeiholen, breitete ihn vor ihr aus nnd ſprach „morgen ſoll die Hochzeit ſein.“

Als nun die Königstochter ſah, daß keine Hoffnung mehr war ihres Vaters Herz umzuwenden, ſo faßte ſie den Entſchluß zu entfliehen. In der Nacht, während alles ſchlief, ſtand ſie auf und nahm von ihren Koſtbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen nnd ein goldenes Haſpelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat ſie in eine Nußſchale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an und machte ſich Geſicht und Hände mit Ruß ſchwarz. Dann befahl ſie ſich Gott und ging fort, und ging die ganze Nacht, bis ſie in einen großen Wald kam. Und weil ſie müde war, ſetzte ſie ſich in einen hohlen Baum und ſchlief ein.

Die Sonne ging auf und ſie ſchlief fort nnd ſchlief noch immer, als es ſchon hoher Tag war. Da trug es ſich zu, daß der König, dem dieſer Wald gehörte, darin jagte. Als ſeine Hunde zu dem Baum kamen, ſchnupperten ſie, liefen ringsherum nnd bellten. Sprach der König zu den Jägern „ſeht doch was dort für ein Wild ſich verſteckt hat.“ Die Jäger folgten dem Befehl, und als ſie wiederkamen, ſprachen ſie „in dem hohlen Baum liegt ein wunderliches Tier, wie wir noch niemals eins geſehen haben: an ſeiner Haut iſt tauſenderlei Pelz; es liegt aber und ſchläft.“ Sprach der König „ſeht zu ob ihr's lebendig fangen könnt, dann bindet's auf den Wagen und nehmt's mit.“ Als die Jäger das Mädchen anfaßten, erwachte es voll Schrecken und rief ihnen zu „ich bin ein armes Kind, von Vater und Mutter verlaſſen, erbarmt euch mein und nehmt mich mit.“ Da ſprachen ſie „Allerleirauh, dn biſt gut für die Küche, komm nur mit, da kannſt du die Aſche zuſammenkehren.“ Alſo ſetzten ſie es auf den Wagen und fuhren heim in das königliche Schloß. Dort wieſen ſie hm ein Ställchen an unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam, und ſagten „Rauhtierchen, da kannſt du wohnen und ſchlafen.“ Dann ward es in die Küche geſchickt, da trug es Holz und Waſſer, ſchürte das Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüs, kehrte die Aſche und tat alle ſchlechte Arbeit.

Da lebte Allerleirauh lange Zeit recht armſelig. Ach, du ſchöne Königstochter, wie ſoll's mit dir noch werden! Es geſchah aber einmal, daß ein Feſt im Schloß gefeiert ward, da ſprach ſie zum Koch „darf ich ein wenig hinaufgehen und zuſehen? ich will mich außen vor die Türe ſtellen." Antwortete der Koch „ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier ſein und die Aſche zuſammentragen." Da nahm ſie ihr Öllämpchen, ging in ihr Ställchen, zog den Pelzrock aus und wuſch ſich den Ruß von dem Geſicht und den Händen ab, ſo daß ihre volle Schönheit wieder an den Tag kam. Dann machte ſie die Nuß auf und holte ihr Kleid hervor das wie die Sonne glänzte. Und wie das geſchehen war, ging ſie hinauf zum Feſt, und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte ſie, und meinten nicht anders als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr, und dachte in ſeinem Herzen „ſo ſchön haben meine Augen noch keine geſehen." Als der Tanz zu Ende war, verneigte ſie ſich, und wie ſich der König umſah, war ſie verſchwunden, und niemand wußte wohin. Die Wächter die vor dem Schloſſe ſtanden wurden gerufen und ausgefragt, aber niemand hatte ſie erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geſchwind ihr Kleid ausgezogen, Geſicht und Hände ſchwarz gemacht und den Pelzmantel umgetan, und war wieder Allerleirauh. Als ſie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Aſche zuſammenkehren wollte, ſprach der Koch „laß das gut ſein bis morgen und koche mir da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken: aber laß mir kein Haar hineinfallen, ſonſt kriegſt du in Zukunft nichts mehr zu eſſen." Da ging der Koch fort, und Allerleirauh kochte die Suppe für den König, und kochte eine Brotſuppe, ſo gut es konnte, und wie ſie fertig war, holte es in dem Ställchen ſeinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüſſel, in welche die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende war, ließ ſich der König die Suppe bringen und aß ſie, und ſie ſchmeckte ihm ſo gut, daß er meinte niemals eine beſſere Suppe gegeſſen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, ſah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht

begreifen wie er dahin geraten war. Da befahl er, der Koch ſollte vor ihn kommen. Der Koch erſchrak, wie er den Befehl hörte, und ſprach zu Allerleirauh „gewiß haſt du ein Haar in die Suppe fallen laſſen; wenn's wahr iſt, ſo kriegſt du Schläge.“ Als er vor den König kam, fragte dieſer wer die Suppe gekocht hätte? Antwortete der Koch „ich habe ſie gekocht.“ Der König aber ſprach „das iſt nicht wahr, denn ſie war auf andere Art und viel beſſer gekocht als ſonſt.“ Antwortete er „ich muß es geſtehen, daß ich ſie nicht gekocht habe, ſondern das Rauhtierchen.“ Sprach der König „geh und laß es heraufkommen.“

Als Allerleirauh kam, fragte der König „wer biſt du?“/„Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und keine Mutter mehr hat.“ Fragte er weiter „wozu biſt du in meinem Schloß?“ Antwortete es „ich bin zu nichts gut als daß mir die Stiefeln an den Kopf geworfen werden.“ Fragt er weiter „wo haſt du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es „von dem Ring weiß ich nichts.“ Alſo konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortſchicken.

Über eine Zeit war wieder ein Feſt, da bat Allerleirauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubnis zuſehen zu dürfen. Antwortete er „ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch dem König die Brotſuppe die er ſo gern ißt.“ Da lief es in ſein Ställchen, wuſch ſich geſchwind und nahm aus der Nuß das Kleid, das ſo ſilbern war wie der Mond, und tat es an. Da ging ſie hinauf und glich einer Königstochter: und der König trat ihr entgegen und freute ſich, daß er ſie wiederſah, und weil eben der Tanz anhub, ſo tanzten ſie zuſammen. Als aber der Tanz zu Ende war, verſchwand ſie wieder ſo ſchnell, daß der König nicht bemerken konnte wo ſie hinging. Sie ſprang aber in ihr Ställchen und machte ſich wieder zum Rauhtierchen und ging in die Küche, die Brotſuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und tat es in die Schüſſel, ſo daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Danach ward ſie dem König gebracht, der aß ſie und ſie ſchmeckte ihm ſo gut wie das vorigemal, und ließ den Koch kommen, der mußte auch diesmal geſtehen, daß Allerleirauh die Suppe gekocht hätte. Allerleirauh kam da

wieder vor den König, aber sie antwortete, daß sie nur dazu da wäre, daß ihr die Stiefeln an den Kopf geworfen würden und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wüßte.

Als der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders als die vorigen Male. Der Koch sprach zwar „du bist eine Hexe, Rauhtierchen, und tust immer was in die Suppe, davon sie so gut wird, und dem König besser schmeckt als was ich koche"; doch weil es so bat, so ließ er es auf eine bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es ein Kleid an, das wie die Sterne glänzte, und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger, und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen festhalten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief was sie konnte in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über eine halbe Stunde ausgeblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber, und in der Eile machte sie sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerleirauh lief nun in die Küche, kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er den Haspel auf dem Grunde fand, ließ Allerleirauh rufen: da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, tat sich der Pelzmantel ein wenig auf, und das Sternenkleid schimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor und sie stand da in voller Pracht und konnte sich nicht länger verbergen. Und als sie Ruß und Asche aus ihrem Gesicht gewischt hatte, da war sie schöner als man noch jemand auf Erden gesehen hat. Der König aber sprach „du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr voneinander." Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

36. Der Eisenhans

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen," sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach „streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab bis ihr sie alle drei gefunden habt." Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach „es ist nicht geheuer darin, ich fürchte es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus." Der Jäger antwortete „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts."

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis

zu den Knien herabhingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach „gib mir meinen Ball heraus."/„Nicht eher," antwortete der Mann, „als bis du mir die Türe aufgemacht hast."/„Nein," sagte der Knabe, „das tue ich nicht, das hat der König verboten," und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball: der wilde Mann sagte „öffne meine Türe," aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte „wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen, ich habe die Schlüssel nicht." Da sprach der wilde Mann „er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen." Der Knabe, der seinen Ball wiederhaben wollte, schlug alles Bedenken in den Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Türe ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach „ach wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge." Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hofe.

Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt

war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm „Vater und Mutter siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage, so sollst du's gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt." Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach „siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall: du sollst dabeisitzen und achthaben, daß nichts hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe ob du mein Gebot befolgt hast." Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah wie manchmal ein goldner Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin zeigte, und hatte acht, daß nichts hineinfiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal sein Finger so heftig, daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber, daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das Gold wieder abzuwischen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach „was ist mit dem Brunnen geschehen?"/„Nichts, nichts" antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte „du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich, daß du nicht wieder etwas hineinfallen läßt." Am frühsten Morgen saß er schon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus. Aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen," sagte er, „ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenn's zum drittenmal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tage saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr

beugte, und ſich recht in die Augen ſehen wollte, ſo fielen ſeine langen Haare von den Schultern herab in das Waſſer. Er richtete ſich ſchnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war ſchon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken wie der arme Kerl erſchrak. Er nahm ſein Taſchentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht ſehen ſollte. Als er kam, wußte er ſchon alles und ſprach „binde das Tuch auf.“ Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte ſich entſchuldigen wie er wollte, es half ihm nichts. „Du haſt die Probe nicht beſtanden und kannſt nicht länger hierbleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirſt du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böſes Herz haſt und ich's gut mit dir meine, ſo will ich dir eins erlauben: wenn du in Not gerätſt, ſo geh zu dem Wald und rufe ‚Eiſenhans', dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht iſt groß, größer als du denkſt, und Gold und Silber habe ich im Überfluß.“

Da verließ der Königsſohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immerzu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er ſuchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts gelernt, womit er ſich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloß und fragte ob ſie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht wozu ſie ihn brauchen ſollten, aber ſie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienſt und ſagte er könnte Holz und Waſſer tragen und die Aſche zuſammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speiſen zur königlichen Tafel tragen, da er aber ſeine goldenen Haare nicht wollte ſehen laſſen, ſo behielt er ſein Hütchen auf. Dem König war ſo etwas noch nicht vorgekommen, und er ſprach „wenn du zur königlichen Tafel kommſt, mußt du deinen Hut abziehen.“ / „Ach Herr,“ antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen böſen Grind auf dem Kopf.“ Da ließ der König den Koch herbeirufen, ſchalt ihn und fragte wie er einen ſolchen Jungen hätte in ſeinen Dienſt nehmen können; er ſollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und vertauſchte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben und Wind und böſes Wetter über ſich ergehen laſſen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag ſo heiß, daß er ſein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen ſollte. Wie die Sonne auf das Haar ſchien, glitzte und blitzte es, daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und ſie aufſprang um zu ſehen was das wäre. Da erblickte ſie den Jungen und rief ihn an „Junge bring mir einen Blumenſtrauß." Er ſetzte in aller Eile ſein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band ſie zuſammen. Als er damit die Treppe hinaufſtieg, begegnete ihm der Gärtner und ſprach „wie kannſt du der Königstochter einen Strauß von ſchlechten Blumen bringen? geſchwind hole andere, und ſuche die ſchönſten und ſeltenſten aus." / „Ach nein," antwortete der Junge, „die wilden riechen kräftiger und werden ihr beſſer gefallen." Als er in ihr Zimmer kam, ſprach die Königstochter „nimm dein Hütchen ab, es ziemt ſich nicht, daß du ihn vor mir aufbehältſt." Er antwortete wieder „ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf." Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten ſeine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig anzuſehen war. Er wollte fortſpringen, aber ſie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Handvoll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, ſondern brachte es dem Gärtner und ſprach „ich ſchenke es deinen Kindern, die können damit ſpielen." Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu er ſolle ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapſte ſie gleich nach ſeinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen feſt. Sie gab ihm wieder eine Handvoll Dukaten, aber er wollte ſie nicht behalten und gab ſie dem Gärtner zum Spielwerk für ſeine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht anders, ſie konnte ihm ſein Hütchen nicht wegnehmen und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König ſammelte ſein Volk und wußte nicht ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerſtand

leiſten konnte. Da ſagte der Gärtnerjunge „ich bin herangewachſen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd.“ Die andern lachten und ſprachen „wenn wir fort ſind, ſo ſuche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklaſſen.“ Als ſie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hickelte hunkepuus, hunkepuus. Dennoch ſetzte er ſich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desſelben gekommen war, rief er dreimal „Eiſenhans“ ſo laut, daß es durch die Bäume ſchallte. Gleich darauf erſchien der wilde Mann und ſprach „was verlangſt du?“ / „Ich verlange ein ſtarkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.“ / „Das ſollſt du haben und noch mehr als du verlangſt.“ Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, ſo kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das ſchnaubte aus den Nüſtern, und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eiſen gerüſtet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht ſein dreibeiniges Pferd, beſtieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er ſich dem Schlachtfeld näherte, war ſchon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, ſo mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit ſeiner eiſernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und ſchlug alles nieder was ſich ihm widerſetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling ſaß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurück zu kehren, führte er ſeine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eiſenhans heraus. „Was verlangſt du?“ fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.“ Es geſchah alles was er verlangte, und er ritt auf ſeinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in ſein Schloß kam, ging ihm ſeine Tochter entgegen und wünſchte ihm Glück zu ſeinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat,“ ſprach er, „ſondern ein fremder Ritter, der mir mit ſeiner Schar zu Hilfe kam.“ Die Tochter wollte wiſſen, wer

der fremde Ritter wäre, aber der König wußte es nicht und sagte „er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach „eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heimgekommen, und die andern haben gespottet und gerufen ‚da kommt unser Hunkepuus wieder an‘. Sie fragten auch ‚hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?‘ Er sprach aber ‚ich habe das beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.‘ Da ward er noch mehr ausgelacht.“

Der König sprach zu seiner Tochter „ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei.“ Als das Fest verkündet war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?“ fragte er. „Daß ich den goldenen Apfel der Königstochter fange.“ / „Es ist so gut als hättest du ihn schon,“ sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.“ Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward bös und sprach „das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.“ Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davonmachte, so sollte man ihm nachsetzen und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwertes ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig, daß

der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten: der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern abend wiedergekommen: er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat." Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer anderen Farbe und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?" fragte der König. „Ja," antwortete er „und da sind die Äpfel," holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat." / „Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge: sage mir, wer ist dein Vater?" / „Mein Vater ist ein mächtiger König und Goldes habe ich die Fülle und soviel ich nur verlange." / „Ich sehe wohl," sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu Gefallen tun?" / „Ja," antwortete er „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau." Da lachte die Jungfrau und sprach „der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, daß er kein Gärtnerjunge ist": ging dann hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf und ein stolzer König trat einher mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach „ich bin der Eisenhans, und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein."

37. Sneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich „hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen." Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Schneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

so antwortete der Spiegel

„Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land."

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

ſo antwortete er

„Frau Königin, Ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber Sneewittchen iſt tauſendmal ſchöner als Ihr."

Da erſchrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn ſie Sneewittchen erblickte, kehrte ſich ihr das Herz im Leibe herum, ſo haßte ſie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchſen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß ſie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief ſie einen Jäger und ſprach „bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen ſehen. Du ſollſt es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirſchfänger gezogen hatte und Sneewittchens unſchuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und ſprach „ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Und weil es ſo ſchön war, hatte der Jäger Mitleiden und ſprach „ſo lauf hin, du armes Kind." / „Die wilden Tiere werden dich bald gefreſſen haben," dachte er, und doch war's ihm als wär ein Stein von ſeinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Friſchling dahergeſprungen kam, ſtach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte ſie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte ſie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß ſie auf und meinte ſie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegeſſen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterſeelig allein, und ward ihm ſo angſt, daß es alle Blätter an den Bäumen anſah und nicht wußte wie es ſich helfen ſollte. Da fing es an zu laufen und lief über die ſpitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere ſprangen an ihm vorbei, aber ſie taten ihm nichts. Es lief, ſolange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da ſah es ein kleines Häuschen und ging hinein ſich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber ſo zierlich und reinlich, daß es nicht zu ſagen iſt. Da ſtand ein weißgedecktes Tiſchlein mit ſieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit ſeinem Löffelein, ferner ſieben Meſſerlein

und Gäblein, und ſieben Becherlein. An der Wand waren ſieben Bettlein nebeneinander aufgeſtellt und ſchneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es ſo hungrig und durſtig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es ſo müde war, legte es ſich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das ſiebente recht war: und darin blieb es liegen, befahl ſich Gott und ſchlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die ſieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre ſieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, ſahen ſie, daß jemand darin geweſen war, denn es ſtand nicht alles ſo in der Ordnung wie ſie es verlaſſen hatten. Der erſte ſprach „wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der zweite „wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der dritte „wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte „wer hat von meinem Gemüschen gegeſſen?“ Der fünfte „wer hat mit meinem Gäbelchen geſtochen?“ Der ſechſte „wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der ſiebente „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann ſah ſich der erſte um und ſah, daß auf ſeinem Bett eine kleine Dälle war, da ſprach er „wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen „in meinem hat auch jemand gelegen.“ Der ſiebente aber, als er in ſein Bett ſah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und ſchlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und ſchrien vor Verwunderung, holten ihre ſieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!“ riefen ſie, „was iſt das Kind ſo ſchön!“ und hatten ſo große Freude, daß ſie es nicht aufweckten, ſondern im Bettlein fortſchlafen ließen. Der ſiebente Zwerg aber ſchlief bei ſeinen Geſellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die ſieben Zwerge ſah, erſchrak es. Sie waren aber freundlich und fragten „wie heißt du?“ / „Ich heiße Sneewittchen,“ ant-

wortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen „willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ / „Ja,“ sagte Sneewittchen, „von Herzen gern,“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung: Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen „hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders als sie wäre wieder die erste und allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief

„schöne Ware feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief „guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?“ / „Gute Ware, schöne Ware,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen,“ dachte Sneewittchen, riegelte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind,“ sprach die Alte, „wie du aussiehst! komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren: aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging, und es für tot hinfiel. „Nun bist du die schönste gewesen,“ sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten was geschehen war, sprachen sie „die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin: hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie sonst

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber,“ sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das

dich zu Grunde richten soll," und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief „gute Ware feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach „geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen." / „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein" sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte „nun will ich dich einmal ordentlich kämmen." Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit," sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen," und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie vorher

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben," rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet." Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen

giftigen Apfel. Außerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach „ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten." / „Mir auch recht," antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken." / „Nein," sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen." / „Fürchtest du dich vor Gift?" sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen." Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach „weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken." Und als sie daheim den Spiegel befragte

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

so antwortete er endlich

„Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land."

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Hause kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund und es war tot. Sie hoben es auf, suchten ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf

ein Bahre und ſetzten ſich alle ſiebene daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten ſie es begraben, aber es ſah noch ſo friſch aus wie ein lebender Menſch, und hatte noch ſeine ſchönen roten Backen. Sie ſprachen „das können wir nicht in die ſchwarze Erde verſenken," und ließen einen durchſichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten ſehen konnte, legten es hinein, und ſchrieben mit goldenen Buchſtaben ſeinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann ſetzten ſie den Sarg hinauf auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erſt eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange Zeit in dem Sarg und verweſte nicht, ſondern ſah aus als wenn es ſchliefe, denn es war noch ſo weiß als Schnee, ſo rot als Blut und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz. Es geſchah aber, daß ein Königsſohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er ſah auf dem Berg den Sarg und das ſchöne Sneewittchen darin, und las was mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben war. Da ſprach er zu den Zwergen „laßt mir den Sarg, ich will euch geben was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten „wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da ſprach er „ſo ſchenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben ohne Sneewittchen zu ſehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebſtes." Wie er ſo ſprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königsſohn ließ ihn nun von ſeinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geſchah es, daß ſie über einen Strauch ſtolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebiſſen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, ſo öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete ſich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?" rief es. Der Königsſohn ſagte voll Freude „du biſt bei mir," und erzählte was ſich zugetragen hatte und ſprach „ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du ſollſt meine Gemahlin werden." Da war ihm Sneewittchen

gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach

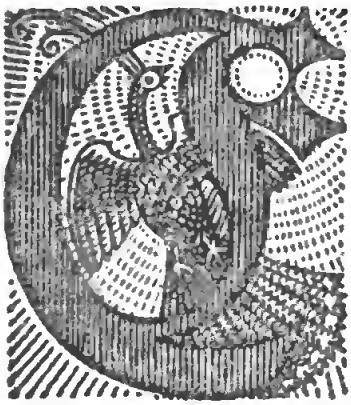
„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Der Spiegel antwortete

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr."

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu fassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen: doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.

38. Der goldene Vogel



Es war vor Zeiten ein König, der hatte einen schönen Lustgarten hinter seinem Schloß, darin stand ein Baum, der goldene Äpfel trug. Als die Äpfel reiften, wurden sie gezählt, aber gleich den nächsten Morgen fehlte einer. Das ward dem König gemeldet, und er befahl, daß alle Nächte unter dem Baume Wache sollte gehalten werden. Der König hatte drei Söhne, davon schickte er den ältesten bei einbrechender Nacht in den Garten: wie es aber Mitternacht war, konnte er sich des Schlafes nicht erwehren, und am nächsten Morgen fehlte wieder ein Apfel. In der folgenden Nacht mußte der zweite Sohn

wachen, aber dem erging es nicht beſſer: als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, ſchlief er ein, und morgens fehlte ein Apfel. Jetzt kam die Reihe zu wachen an den dritten Sohn, der war auch bereit, aber der König traute ihm nicht viel zu und meinte er würde noch weniger ausrichten als ſeine Brüder: endlich aber geſtattete er es doch. Der Jüngling legte ſich alſo unter den Baum, wachte und ließ den Schlaf nicht Herr werden. Als es zwölf ſchlug, ſo rauſchte etwas durch die Luft, und er ſah im Mondſchein einen Vogel daherfliegen, deſſen Gefieder ganz von Gold glänzte. Der Vogel ließ ſich auf dem Baum nieder und hatte eben einen Apfel abgepickt, als der Jüngling einen Pfeil nach ihm abſchoß. Der Vogel entflog, aber der Pfeil hatte ſein Gefieder getroffen und eine ſeiner goldenen Federn fiel herab. Der Jüngling hob ſie auf, brachte ſie am andern Morgen dem König und erzählte ihm, was er in der Nacht geſehen hatte. Der König verſammelte ſeinen Rat, und jedermann erklärte, eine Feder wie dieſe ſei mehr wert als das geſamte Königreich. „Iſt die Feder ſo koſtbar," erklärte der König, „ſo hilft mir auch die eine nichts, ſondern ich will und muß den ganzen Vogel haben."

Der älteſte Sohn machte ſich auf den Weg, verließ ſich auf ſeine Klugheit und meinte den goldenen Vogel ſchon zu finden. Wie er eine Strecke gegangen war, ſah er an dem Rande eines Waldes einen Fuchs ſitzen, legte ſeine Flinte an und zielte auf ihn. Der Fuchs rief „ſchieß mich nicht, ich will dir dafür einen guten Rat geben. Du biſt auf dem Weg nach dem goldenen Vogel, und wirſt heut Abend in ein Dorf kommen, wo zwei Wirtshäuſer einander gegenüberſtehen. Eins iſt hell erleuchtet, und es geht darin luſtig her: da kehr aber nicht ein, ſondern geh ins andere, wenn es dich auch ſchlecht anſieht." / „Wie kann mir wohl ſo ein albernes Tier einen vernünftigen Rat erteilen!" dachte der Königsſohn und drückte los, aber er fehlte den Fuchs, der den Schwanz ſtreckte und ſchnell in den Wald lief. Darauf ſetzte er ſeinen Weg fort und kam abends in das Dorf, wo die beiden Wirtshäuſer ſtanden: in dem einen ward geſungen und geſprungen, das andere hatte ein armſeliges betrübtes Anſehen. „Ich wäre wohl ein Narr," dachte er, „wenn ich in das

lumpige Wirtshaus ginge und das schöne liegen ließ." Also ging er in das lustige ein, lebte da in Saus und Braus und vergaß den Vogel, seinen Vater und alle guten Lehren.

Als eine Zeit verstrichen und der älteste Sohn immer und immer nicht nach Haus gekommen war, so machte sich der zweite auf den Weg und wollte den goldenen Vogel suchen. Wie dem ältesten begegnete ihm der Fuchs und gab ihm den guten Rat, den er nicht achtete. Er kam zu den beiden Wirtshäusern, wo sein Bruder am Fenster des einen stand, aus dem der Jubel erschallte, und ihn anrief. Er konnte nicht widerstehen, ging hinein und lebte nur seinen Lüsten.

Wiederum verstrich eine Zeit, da wollte der jüngste Königssohn ausziehen und sein Heil versuchen, der Vater aber wollte es nicht zulassen. „Es ist vergeblich," sprach er, „der wird den goldenen Vogel noch weniger finden als seine Brüder, und wenn ihm ein Unglück zustößt, so weiß er sich nicht zu helfen; es fehlt ihm am Besten." Doch endlich, wie keine Ruhe mehr da war, ließ er ihn ziehen. Vor dem Walde saß wieder der Fuchs, bat um sein Leben und erteilte den guten Rat. Der Jüngling war gutmütig und sagte „sei ruhig, Füchslein, ich tue dir nichts zuleid." / „Es soll dich nicht gereuen," antwortete der Fuchs, „und damit du schneller fortkommst, so steig hinten auf meinen Schwanz." Und kaum hatte er sich aufgesetzt, so fing der Fuchs an zu laufen, und da ging's über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als sie zu dem Dorfe kamen, stieg der Jüngling ab, befolgte den guten Rat und kehrte, ohne sich umzusehen, in das geringe Wirtshaus ein, wo er ruhig übernachtete. Am andern Morgen, wie er auf das Feld kam, saß da schon der Fuchs und sagte „ich will dir weiter sagen was du zu tun hast. Geh du immer geradeaus, endlich wirst du an ein Schloß kommen, vor dem eine ganze Schar Soldaten liegt, aber kümmre dich nicht darum, denn sie werden alle schlafen und schnarchen: geh mitten durch und geradewegs in das Schloß hinein, und geh durch alle Stuben, zuletzt wirst du in eine Kammer kommen, wo ein goldener Vogel in einem hölzernen Käfig hängt. Nebenan steht ein leerer Goldkäfig zum Prunk, aber hüte dich, daß du

den Vogel nicht aus seinem schlechten Käfig heraus nimmst und in den prächtigen tust, sonst möchte es dir schlimm ergehen." Nach diesen Worten streckte der Fuchs wieder seinen Schwanz aus, und der Königssohn setzte sich auf: da ging's über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als er bei dem Schloß angelangt war, fand er alles so wie der Fuchs gesagt hatte. Der Königssohn kam in die Kammer, wo der goldene Vogel in einem hölzernen Käfig saß, und ein goldener stand daneben: die drei goldenen Äpfel aber lagen in der Stube umher. Da dachte er, es wäre lächerlich, wenn er den schönen Vogel in dem gemeinen und häßlichen Käfig lassen wollte, öffnete die Türe, packte ihn und setzte ihn in den goldenen. In dem Augenblick aber tat der Vogel einen durchdringenden Schrei. Die Soldaten erwachten, stürzten herein und führten ihn ins Gefängnis. Den andern Morgen wurde er vor ein Gericht gestellt und, da er alles bekannte, zum Tode verurteilt. Doch sagte der König, er wollte ihm unter einer Bedingung das Leben schenken, wenn er ihm nämlich das goldene Pferd brächte, welches noch schneller liefe als der Wind, und dann sollte er obendrein zur Belohnung den goldenen Vogel erhalten.

Der Königssohn machte sich auf den Weg, seufzte aber und war traurig, denn wo sollte er das goldene Pferd finden? Da sah er auf einmal seinen alten Freund, den Fuchs, an dem Wege sitzen. „Siehst du," sprach der Fuchs, „so ist es gekommen, weil du mir nicht gehört hast. Doch sei gutes Mutes, ich will mich deiner annehmen und dir sagen, wie du zu dem goldenen Pferd gelangst. Du mußt geradeswegs fortgehen, so wirst du zu einem Schloß kommen, wo das Pferd im Stalle steht. Vor dem Stall werden die Stallknechte liegen, aber sie werden schlafen und schnarchen, und du kannst geruhig das goldene Pferd herausführen. Aber eins mußt du in acht nehmen, leg ihm den schlechten Sattel von Holz und Leder auf und ja nicht den goldenen, der dabei hängt, sonst wird es dir schlimm ergehen." Dann streckte der Fuchs seinen Schwanz aus, der Königssohn setzte sich auf, und es ging fort über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Alles traf so ein, wie der Fuchs gesagt hatte,

er kam in den Stall, wo das goldene Pferd ſtand: als er ihm aber den ſchlechten Sattel auflegen wollte, ſo dachte er „ein ſo ſchönes Tier wird verſchändet, wenn ich ihm nicht den guten Sattel auflege, der ihm gebührt.“ Kaum aber berührte der goldene Sattel das Pferd, ſo fing es an laut zu wiehern. Die Stallknechte erwachten, ergriffen den Jüngling und warfen ihn ins Gefängnis. Am andern Morgen wurde er vom Gerichte zum Tode verurteilt, doch verſprach ihm der König das Leben zu ſchenken und dazu das goldene Pferd, wenn er die ſchöne Königstochter vom goldenen Schloſſe herbeiſchaffen könnte.

Mit ſchwerem Herzen machte ſich der Jüngling auf den Weg, doch zu ſeinem Glücke fand er bald den treuen Fuchs. „Ich ſollte dich nur deinem Unglück überlaſſen,“ ſagte der Fuchs, „aber ich habe Mitleiden mit dir und will dir noch einmal aus deiner Not helfen. Dein Weg führt dich gerade zum goldenen Schloſſe: abends wirſt du anlangen, und nachts, wenn alles ſtill iſt, dann geht die ſchöne Königstochter ins Badehaus, um da zu baden. Und wenn ſie hineingeht, ſo ſpring auf ſie zu und gib ihr einen Kuß, dann folgt ſie dir, und du kannſt ſie mit dir fortführen: nur dulde nicht, daß ſie vorher von ihren Eltern Abſchied nimmt, ſonſt kann es dir ſchlimm ergehen. Dann ſtreckte der Fuchs ſeinen Schwanz, der Königsſohn ſetzte ſich auf, und ſo ging es über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als er beim goldenen Schloß ankam, war es ſo wie der Fuchs geſagt hatte. Er wartete bis um Mitternacht, als alles in tiefem Schlaf lag, und die ſchöne Jungfrau ins Badehaus ging, da ſprang er hervor und gab ihr einen Kuß. Sie ſagte ſie wollte gerne mit ihm gehen, bat ihn aber flehentlich und mit Tränen, er möchte ihr erlauben vorher von ihren Eltern Abſchied zu nehmen. Er widerſtand anfänglich ihren Bitten, als ſie aber immer mehr weinte und ihm zu Fuß fiel, ſo gab er endlich nach. Kaum aber war die Jungfrau zu dem Bette ihres Vaters getreten, ſo wachte er und alle anderen, die im Schloß waren, auf, und der Jüngling ward feſtgehalten und ins Gefängnis geſetzt.

Am andern Morgen ſprach der König zu ihm „dein Leben hast du verwirkt, und du kannſt bloß Gnade finden, wenn du den Berg

abträgst, der vor meinem Fenster liegt, und über welchen ich nicht hinaussehen kann, und das mußt du binnen acht Tagen zustande bringen. Gelingt dir das, so sollst du meine Tochter zur Belohnung haben." Der Königssohn fing an, grub und schaufelte ohne abzulassen, als er aber nach sieben Tagen sah wie wenig er ausgerichtet hatte, und alle seine Arbeit so gut wie nichts war, so fiel er in große Traurigkeit und gab alle Hoffnung auf. Am Abend des siebenten Tages aber erschien der Fuchs und sagte „du verdienst nicht, daß ich mich deiner annehme, aber geh nur hin und lege dich schlafen, ich will die Arbeit für dich tun." Am andern Morgen, als er erwachte und zum Fenster hinaussah, so war der Berg verschwunden. Der Jüngling eilte voll Freude zum König und meldete ihm, daß die Bedingung erfüllt wäre, und der König mochte wollen oder nicht, er mußte Wort halten und ihm seine Tochter geben.

Nun zogen die beiden zusammen fort, und es währte nicht lange, so kam der treue Fuchs zu ihnen. „Das beste hast du zwar," sagte er, „aber zu der Jungfrau aus dem goldenen Schloß gehört auch das goldne Pferd." / „Wie soll ich das bekommen?" fragte der Jüngling. „Das will ich dir sagen," antwortete der Fuchs, „zuerst bring dem Könige, der dich nach dem goldenen Schlosse geschickt hat, die schöne Jungfrau. Da wird unerhörte Freude sein, sie werden dir das goldene Pferd gerne geben und werden dir's vorführen. Setz dich alsbald auf und reiche allen zum Abschied die Hand, zuletzt der schönen Jungfrau, und wenn du sie gefaßt hast, so zieh sie mit einem Schwung hinauf und jage davon: und niemand ist imstande dich einzuholen, denn das Pferd läuft schneller als der Wind."

Alles wurde glücklich vollbracht, und der Königssohn führte die schöne Jungfrau auf dem goldenen Pferde fort. Der Fuchs blieb nicht zurück und sprach zu dem Jüngling „jetzt will ich dir auch zu dem goldenen Vogel verhelfen. Wenn du nahe bei dem Schlosse bist, wo sich der Vogel befindet, so laß die Jungfrau absitzen, und ich will sie in meine Obhut nehmen. Dann reit mit dem goldenen Pferd in den Schloßhof, bei dem Anblick wird große Freude sein, und sie werden dir den goldenen Vogel

herausbringen. Wie du den Käfig in der Hand haſt, ſo jage zu uns zurück und hole dir die Jungfrau wieder ab.“ Als der Anſchlag geglückt war und der Königsſohn mit ſeinen Schätzen heim reiten wollte, ſo ſagte der Fuchs „nun ſollſt du mich für meinen Beiſtand belohnen.“ / „Was verlangſt du dafür?“ fragte der Jüngling. „Wenn wir dort in den Wald kommen, ſo ſchieß mich tot und hau mir Kopf und Pfoten ab.“ / „Das wäre eine ſchöne Dankbarkeit,“ ſagte der Königsſohn, „das kann ich dir unmöglich gewähren.“ Sprach der Fuchs „wenn du es nicht tun willſt, ſo muß ich dich verlaſſen; ehe ich aber fortgehe, will ich dir noch einen guten Rat geben. Vor zwei Stücken hüte dich, kauf kein Galgenfleiſch und ſetze dich an keinen Brunnenrand.“ Damit lief er in den Wald.

Der Jüngling dachte „das iſt ein wunderliches Tier, das ſeltſame Grillen hat. Wer wird Galgenfleiſch kaufen! und die Luſt mich an einen Brunnenrand zu ſetzen, iſt mir noch niemals gekommen.“ Er ritt mit der ſchönen Jungfrau weiter und ſein Weg führte ihn wieder durch das Dorf, in welchem ſeine beiden Brüder geblieben waren. Da war großer Auflauf und Lärmen, und als er fragte, was da los wäre, hieß es, es ſollten zwei Leute aufgehängt werden. Als er näher hinzu kam, ſah er, daß es ſeine Brüder waren, die allerhand ſchlimme Streiche verübt und all ihr Gut vertan hatten. Er fragte ob ſie nicht könnten frei gemacht werden. „Wenn Ihr für ſie bezahlen wollt,“ antworteten die Leute, „aber was wollt Ihr an die ſchlechten Menſchen Euer Geld hängen und ſie loskaufen.“ Er beſann ſich aber nicht, zahlte für ſie, und als ſie frei gegeben waren, ſo ſetzten ſie die Reiſe gemeinſchaftlich fort.

Sie kamen in den Wald, wo ihnen der Fuchs zuerſt begegnet war, und da es darin kühl und lieblich war, und die Sonne heiß brannte, ſo ſagten die beiden Brüder „laßt uns hier an dem Brunnen ein wenig ausruhen, eſſen und trinken.“ Er willigte ein, und während des Geſprächs vergaß er ſich, ſetzte ſich an den Brunnenrand und verſah ſich nichts Arges. Aber die beiden Brüder warfen ihn rückwärts in den Brunnen, nahmen die Jungfrau, das Pferd und den Vogel, und zogen heim zu ihrem

Vater. „Da bringen wir nicht bloß den goldenen Vogel," ſagten ſie, „wir haben auch das goldene Pferd und die Jungfrau von dem goldenen Schloſſe erbeutet." Da war große Freude, aber das Pferd das fraß nicht, der Vogel der pfiff nicht, und die Jungfrau die ſaß und weinte.

Der jüngſte Bruder war aber nicht umgekommen. Der Brunnen war zum Glück trocken, und er fiel auf weiches Moos ohne Schaden zu nehmen, konnte aber nicht wieder heraus. Auch in dieſer Not verließ ihn der treue Fuchs nicht, kam zu ihm herabgeſprungen und ſchalt ihn, daß er ſeinen Rat vergeſſen hätte. „Ich kann's aber doch nicht laſſen," ſagte er, „ich will dir wieder an das Tageslicht helfen." Er ſagte ihm er ſollte ſeinen Schwanz anpacken und ſich feſt daran halten und zog ihn dann in die Höhe. „Noch biſt du nicht aus aller Gefahr," ſagte der Fuchs, „deine Brüder waren deines Todes nicht gewiß und haben den Wald mit Wächtern umſtellt, die ſollen dich töten, wenn du dich ſehen ließeſt." Da ſaß ein armer Mann am Wege, mit dem vertauſchte der Jüngling die Kleider und gelangte auf dieſe Weiſe an des Königs Hof. Niemand erkannte ihn, aber der Vogel fing an zu pfeifen, das Pferd fing an zu freſſen, und die ſchöne Jungfrau hörte Weinens auf. Der König fragte verwundert „was hat das zu bedeuten?" Da ſprach die Jungfrau „ich weiß es nicht, aber ich war ſo traurig und nun bin ich ſo fröhlich. Es iſt mir, als wäre mein rechter Bräutigam gekommen." Sie erzählte ihm alles was geſchehen war, obgleich die andern Brüder ihr den Tod angedroht hatten, wenn ſie etwas verraten würde. Der König hieß alle Leute vor ſich bringen, die in ſeinem Schloß waren, da kam auch der Jüngling als ein armer Mann in ſeinen Lumpenkleidern, aber die Jungfrau erkannte ihn gleich und fiel ihm um den Hals. Die gottloſen Brüder wurden ergriffen und hingerichtet, er aber ward mit der ſchönen Jungfrau vermählt und zum Erben des Königs beſtimmt.

Aber wie iſt es dem armen Fuchs ergangen? Lange danach ging der Königsſohn einmal wieder in den Wald, da begegnete ihm der Fuchs und ſagte „du haſt nun alles was du dir wün-

ſchen kannſt, aber mit meinem Unglück will es kein Ende nehmen, und es ſteht doch in deiner Macht mich zu erlöſen," und abermals bat er flehentlich er möchte ihn totſchießen und ihm Kopf und Pfoten abhauen. Alſo tat er's, und kaum war es geſchehen, ſo verwandelte ſich der Fuchs in einen Menſchen, und war niemand anders als der Bruder der ſchönen Königstochter, der endlich von dem Zauber, der auf ihm lag, erlöſt war. Und nun fehlte nichts mehr zu ihrem Glück ſolange ſie lebten.

39. Das Waſſer des Lebens

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte ſie nach ihrem Kummer. Sie ſagten ihm ihr Vater wäre ſo krank, daß er wohl ſterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da ſprach der Alte „ich weiß noch ein Mittel, das iſt das Waſſer des Lebens, wenn er davon trinkt, ſo wird er wieder geſund: es iſt aber ſchwer zu finden." Der älteſte ſagte „ich will es ſchon finden," ging zum kranken König und bat ihn er möchte ihm erlauben auszuziehen, um das Waſſer des Lebens zu ſuchen, denn das könnte ihn allein heilen. „Nein," ſprach der König, „die Gefahr dabei iſt zu groß, lieber will ich ſterben." Er bat aber ſo lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in ſeinem Herzen „bringe ich das Waſſer, ſo bin ich meinem Vater der liebſte und erbe das Reich."

Alſo machte er ſich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, ſtand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und ſprach „wo hinaus ſo geſchwind?"/„Dummer Knirps," ſagte der Prinz ganz ſtolz, „das brauchſt du nicht zu wiſſen," und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen böſen Wunſch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergſchlucht, und je weiter er ritt, je enger taten ſich die

Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn „Vater laß mich ausziehen und das Wasser suchen," und dachte bei sich „ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu." Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Weg fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhielt und fragte wohin er so eilig wollte. „Kleiner Knips," sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen" und ritt fort ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmütigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste auszuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete, und dieser fragte wohin er so eilig wolle, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte „ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbenskrank." /„Weißt du auch wo das zu finden ist?" /„Nein," sagte der Prinz. „Weil du dich betragen hast, wie sich's geziemt, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen: inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperren, wenn du aber jedem ein Brot hinein wirfst, so werden sie still, und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens, bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu und du bist eingesperrt." Der Prinz dankte ihm, nahm die Rute und das Brot und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Tor sprang beim dritten Rutenschlag auf, und als er die Löwen mit

dem Brot gesänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen schönen Saal: darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich als sie ihn sah, küßte ihn und sagte er hätte sie erlöst, und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wieder käme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen eh es zwölf schlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes frischgedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollt er erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es dreiviertel auf Zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Tor hinausging, da schlug's zwölf, und das Tor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all." Der Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem Vater nach Haus kommen und sprach „lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind? sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wiedergekommen."/„Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen," sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren." Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach „hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz."

Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten,

dann ſollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten ſie zuſammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte ſchon er müßte verderben, ſo groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er ſein ganzes Reich ſpeiſte und ſättigte: und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit ſchlug er die Heere ſeiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz ſein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrſchten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal ſein Brot und Schwert, und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach ſetzten ſie ſich auf ein Schiff, und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da ſprachen die beiden älteſten unter ſich „der jüngſte hat das Waſſer des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unſer Vater das Reich geben das uns gebührt, und er wird unſer Glück wegnehmen.“ Da wurden ſie rachſüchtig und verabredeten miteinander, daß ſie ihn verderben wollten. Sie warteten bis er einmal feſt eingeſchlafen war, da goſſen ſie das Waſſer des Lebens aus dem Becher und nahmen es für ſich, ihm aber goſſen ſie bitteres Meerwaſſer hinein.

Als ſie nun daheim ankamen, brachte der jüngſte dem kranken König ſeinen Becher, damit er daraus trinken und geſund werden ſollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwaſſer getrunken, ſo ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden älteſten Söhne und klagten den jüngſten an er hätte ihn vergiften wollen, ſie brächten ihm das rechte Waſſer des Lebens, und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, ſo fühlte er ſeine Krankheit verſchwinden, und war ſtark und geſund wie in ſeinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngſten, verſpotteten ihn und ſagten „du haſt zwar das Waſſer des Lebens gefunden, aber du haſt die Mühe gehabt und wir den Lohn; du hätteſt klüger ſein und die Augen aufbehalten ſollen, wir haben dir's genommen während du auf dem Meere eingeſchlafen warſt, und übers Jahr da holt ſich einer von uns die ſchöne Königstochter. Aber

hüte dich, daß du nichts davon verrätſt, der Vater glaubt dir doch nicht und wenn du ein einziges Wort ſagſt, ſo ſollſt du noch obendrein dein Leben verlieren, ſchweigſt du aber, ſo ſoll dir's geſchenkt ſein."

Der alte König war zornig über ſeinen jüngſten Sohn und glaubte er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Alſo ließ er den Hof verſammeln und das Urteil über ihn ſprechen daß er heimlich erſchoſſen werden ſollte. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böſes vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als ſie ganz allein im Wald waren, und der Jäger ſo traurig ausſah, ſagte der Prinz zu ihm „lieber Jäger, was fehlt dir?" Der Jäger ſprach „ich kann's nicht ſagen und ſoll es doch." Da ſprach der Prinz „ſage heraus was es iſt, ich will dir's verzeihen."/„Ach," ſagte der Jäger, „ich ſoll Euch totſchießen, der König hat mir's befohlen." Da erſchrak der Prinz und ſprach „lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königlich Kleid, gib mir dafür dein ſchlechtes." Der Jäger ſagte „das will ich gerne tun, ich hätte doch nicht nach Euch ſchießen können." Da tauſchten ſie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein.

Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und Edelſteinen für ſeinen jüngſten Sohn; ſie waren aber von den drei Königen geſchickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geſchlagen und mit ſeinem Brot ihr Land ernährt hatten und die ſich dankbar bezeigen wollten. Da dachte der alte König „ſollte mein Sohn unſchuldig geweſen ſein?" und ſprach zu ſeinen Leuten „wäre er noch am Leben, wie tut mir's leid, daß ich ihn habe töten laſſen."/„Er lebt noch," ſprach der Jäger, „ich konnte es nicht übers Herz bringen Euren Befehl auszuführen," und ſagte dem König wie es zugegangen war. Da fiel dem König ein Stein von dem Herzen, und er ließ in allen Reichen verkündigen, ſein Sohn dürfte wiederkommen und ſollte in Gnaden aufgenommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und ſagte ihren Leuten wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre

der rechte, und den ſollten ſie einlaſſen, wer aber daneben käme, der wäre der rechte nicht, und den ſollten ſie auch nicht einlaſſen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteſte er wollte ſich eilen, zur Königstochter gehen und ſich für ihren Erlöſer ausgeben, da bekäme er ſie zur Gemahlin und das Reich daneben. Alſo ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die ſchöne goldene Straße ſah, dachte er „das wäre jammerſchade, wenn du darauf ritteſt,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, ſagten die Leute zu ihm er wäre der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Bald darauf machte ſich der zweite Prinz auf, und wie der zur goldenen Straße kam, und das Pferd den einen Fuß darauf geſetzt hatte, dachte er „es wäre jammerſchade, das könnte etwas abtreten,“ lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, ſagten die Leute er wäre der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu ſeiner Liebſten reiten und bei ihr ſein Leid vergeſſen. Alſo machte er ſich auf und dachte immer an ſie und wäre gern ſchon bei ihr geweſen, und ſah die goldene Straße gar nicht. Da ritt ſein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es aufgetan, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden und ſagte er wäre ihr Erlöſer und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückſeligkeit. Und als ſie vorbei war, erzählte ſie ihm, daß ſein Vater ihn zu ſich entboten und ihm verziehen hätte. Da ritt er hin und ſagte ihm alles, wie ſeine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geſchwiegen hätte. Der alte König wollte ſie ſtrafen, aber ſie hatten ſich aufs Meer geſetzt und waren fortgeſchifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

40. Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit, und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen: und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie „mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten: hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl „ach nein, Vater, ich gehe nicht dahin, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder, wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal „ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen was es heißen sollte. „Immer sagen sie, es gruselt mir! es gruselt mir! mir gruselt's nicht: das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach „hör du, in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." / „Ei, Vater," antwortete er, „ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts." Der älteste lachte, als er das hörte und dachte bei sich „du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird sein Lebtag nichts: was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm „das Gruseln, das sollst du schon lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald danach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte

ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er gar verlangt das Gruseln zu lernen.“ / „Wenn's weiter nichts ist,“ antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; tut ihn nur zu mir, ich werde ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte „der Junge wird doch ein wenig zugestutzt.“ Der Küster nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte, und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schalloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?“ rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort,“ rief der Junge, „oder mache daß du fortkommst, du hast hier in der Nacht nichts zu schaffen.“ Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit der Junge glauben sollte es wäre ein Gespenst. Der Junge rief zum zweitenmal „was willst du hier? sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werfe dich die Treppe hinab.“ Der Küster dachte „das wird so schlimm nicht gemeint sein,“ gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als das auch vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegen blieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann, aber er wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte „weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist vor dir auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schalloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hinuntergestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist, es sollte mir leid tun.“ Die

Frau ſprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte, und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geſchrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge," rief ſie, „hat ein großes Unglück angerichtet, meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat: ſchafft den Taugenichts aus unſerm Hauſe." Der Vater erſchrak, kam herbeigelaufen und ſchalt den Jungen aus. „Was ſind das für gottloſe Streiche, die muß dir der Böſe eingegeben haben." / „Vater," antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unſchuldig: er ſtand da in der Nacht, wie einer, der Böſes im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war, und habe ihn dreimal ermahnt zu reden oder wegzugehen." / „Ach," ſprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr anſehen." / „Ja, Vater, recht gerne, wartet nur, bis Tag iſt, da will ich ausgehen und das Gruſeln lernen, ſo verſteh ich doch eine Kunſt, die mich ernähren kann." / „Lerne was du willſt," ſprach der Vater, „mir iſt alles einerlei. Da haſt du fünfzig Taler, damit geh in die weite Welt und ſage keinem Menſchen, wo du her biſt und wer dein Vater iſt, denn ich muß mich deiner ſchämen." / „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt, wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, ſteckte der Junge ſeine fünfzig Taler in die Taſche, ging hinaus auf die Landſtraße und ſprach immer vor ſich hin „wenn mir's nur gruſelte! wenn mir's nur gruſelte!" Da kam ein Mann heran, der hörte das Geſpräch, das der Junge mit ſich ſelber führte, und als ſie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen ſehen konnte, ſagte der Mann zu ihm „ſiehſt du, dort iſt der Baum, wo ſiebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen: ſetz dich darunter und warte bis die Nacht kommt, ſo wirſt du ſchon das Gruſeln lernen." / „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das iſt leicht getan; lerne ich aber ſo geſchwind das Gruſeln, ſo ſollſt du meine fünfzig Taler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir." Da ging der Junge zu dem Galgen, ſetzte ſich darunter und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror,

machte er ſich ein Feuer an: aber um Mitternacht ging der Wind ſo kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander ſtieß, daß ſie ſich hin und her bewegten, ſo dachte er „du frierſt unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erſt frieren und zappeln.“ Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, ſtieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte ſie alle ſieben herab. Darauf ſchürte er das Feuer, blies es an und ſetzte ſie rings herum, daß ſie ſich wärmen ſollten. Aber ſie ſaßen da und regten ſich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da ſprach er „nehmt euch in acht, ſonſt häng ich euch wieder hinauf.“ Die Toten aber hörten nicht, ſchwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und ſprach „wenn ihr nicht acht geben wollt, ſo kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen,“ und hing ſie nach der Reihe wieder hinauf. Nun ſetzte er ſich zu ſeinem Feuer und ſchlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Taler haben und ſprach „nun, weißt du, was gruſeln iſt?“ / „Nein,“ antwortete er, „woher ſollte ich's wiſſen? die da droben haben das Maul nicht aufgetan und waren ſo dumm, daß ſie die paar alten Lappen, die ſie am Leibe haben, brennen ließen.“ Da ſah der Mann, daß er die fünfzig Taler heute nicht davontragen würde, ging fort und ſprach „ſo einer iſt mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch ſeines Wegs und fing wieder an vor ſich hin zu reden „ach, wenn mir's nur gruſelte! ach, wenn mir's nur gruſelte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herſchritt, und fragte „wer biſt du?“ / „Ich weiß nicht,“ antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter „wo biſt du her?“ / „Ich weiß nicht.“ / „Wer iſt dein Vater?“ / „Das darf ich nicht ſagen.“ / „Was brummſt du beſtändig in den Bart hinein?“ / „Ei,“ antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruſelte, aber niemand kann mir's lehren.“ / „Laß dein dummes Geſchwätz,“ ſprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will ſehen, daß ich dich unterbringe.“ Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten ſie zu einem Wirtshaus, wo ſie übernachten wollten. Da ſprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz

laut „wenn mir's nur gruſelte! wenn mir's nur gruſelte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und ſprach „wenn dich danach lüſtet, dazu ſollte hier wohl Gelegenheit ſein." / „Ach, ſchweig ſtille," ſprach die Wirtsfrau, „ſo mancher Vorwitzige hat ſchon ſein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die ſchönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder ſehen ſollten." Der Junge aber ſagte „wenn's noch ſo ſchwer wäre, ich will's einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieſer erzählte, nicht weit davon ſtände ein verwünſchtes Schloß, wo einer wohl lernen könnte, was gruſeln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, ſeine Tochter zur Frau verſprochen, und die wäre die ſchönſte Jungfrau, welche die Sonne beſchien: in dem Schloſſe ſteckten auch große Schätze, von böſen Geiſtern bewacht, die würden dann frei und könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und ſprach „wenn's erlaubt wäre, ſo wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünſchten Schloſſe wachen." Der König ſah ihn an, und weil er ihm gefiel, ſprach er „du darfſt dir noch dreierlei ausbitten, aber es müſſen lebloſe Dinge ſein, und das darfſt du mit ins Schloß nehmen." Da antwortete er „ſo bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Meſſer."

Der König ließ ihm das alles bei Tage in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte ſich in einer Kammer ein helles Feuer an, ſtellte die Schnitzbank mit dem Meſſer daneben und ſetzte ſich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruſelte!" ſprach er, „aber hier werde ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er ſich ſein Feuer einmal aufſchüren: wie er ſo hineinblies, da ſchrie's plötzlich aus einer Ecke „au, miau! was uns friert!" / „Ihr Narren", rief er, „was ſchreit ihr? wenn euch friert, kommt, ſetzt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das geſagt hatte, kamen zwei große ſchwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, ſetzten ſich ihm zu beiden Seiten und ſahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über

ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ / „Warum nicht?“ antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Ei,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser und rief „fort mit dir, du Gesindel,“ und haute auf sie los. Ein Teil sprang weg, die andern schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, „das ist mir eben recht,“ sprach er, und legte sich hinein. Als er aber die Augen zutun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so,“ sprach er, „nur besser zu.“ Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab: auf einmal hopp hopp! warf es um, das unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte „nun mag fahren wer Lust hat,“ legte sich an sein Feuer und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre tot. Da sprach er „es ist doch schade um den schönen Menschen.“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach „so weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es

ihm gegangen wäre. „Recht gut," antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen." Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht," sprach er, „daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?" / „Nein," sagte er, „es ist alles vergeblich: wenn mir's nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an „wenn mir's nur gruselte!" Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das getan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So haben wir nicht gewettet", sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, einer nach dem andern, die holten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte „hört ihr, kann ich mit sein?" / „Ja, wenn du Geld hast." / „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln," sprach er, „heida! nun geht's lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld, als es aber zwölf schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden. Er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal gegangen?" fragte er. / „Ich habe gekegelt", antwortete er, „und ein paar Heller verloren." / „Hat dir denn nicht gegruselt?" / „Ei was," sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre?"

In der dritten Nacht ſetzte er ſich wieder auf ſeine Bank und ſprach ganz verdrießlich „wenn es mir nur gruſelte!“ Als es ſpät ward, kamen ſechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da ſprach er „ha, ha, das iſt gewiß mein Vetterchen, das erſt vor ein paar Tagen geſtorben iſt,“ winkte mit dem Finger und rief „komm, Vetterchen, komm!“ Sie ſtellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihm ans Geſicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ ſprach er, „ich will dich ein bißchen wärmen,“ ging ans Feuer, wärmte ſeine Hand und legte ſie ihm aufs Geſicht, aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, ſetzte ſich ans Feuer und legte ihn auf ſeinen Schoß, und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen ſollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein „wenn zwei zuſammen im Bett liegen, ſo wärmen ſie ſich,“ brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte ſich neben ihn. Über ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an ſich zu regen. Da ſprach der Junge „ſiehſt du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!“ Der Tote aber hub an und rief „jetzt will ich dich erwürgen.“ / „Was,“ ſagte er, „iſt das mein Dank? gleich ſollſt du wieder in deinen Sarg,“ hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die ſechs Männer, und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruſeln,“ ſagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern, und ſah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht,“ rief er, „nun ſollſt du bald lernen was Gruſeln iſt, denn du ſollſt ſterben.“ / „Nicht ſo ſchnell,“ antwortete der Junge, „ſoll ich ſterben, ſo muß ich auch dabei ſein.“ / „Dich will ich ſchon packen“, ſprach der Unhold. / „Sachte, ſachte, mach' dich nicht ſo breit; ſo ſtark wie du bin ich auch, und wohl noch ſtärker.“ / „Das wollen wir ſehn,“ ſprach der Alte, „biſt du ſtärker als ich, ſo will ich dich gehn laſſen; komm, wir wollen's verſuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge, zu einem Schmiedefeuer, nahm eine Axt und ſchlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch beſſer,“ ſprach der

Junge und ging zu dem andern Amboß: der Alte ſtellte ſich neben hin und wollte zuſehen, und ſein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt, ſpaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab' ich dich," ſprach der Junge, „jetzt iſt das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eiſenſtange und ſchlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt raus, und ließ ihn los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kaſten voll Gold. „Davon," ſprach er, „iſt ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem ſchlug es zwölfe, und der Geiſt verſchwand, alſo daß der Junge im Finſtern ſtand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," ſprach er, tappte herum, fand den Weg in die Kammer und ſchlief dort bei ſeinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und ſagte „nun wirſt du gelernt haben, was Gruſeln iſt?" / „Nein," antwortete er, „was iſt's nur? Mein toter Vetter war da, und ein bärtiger Mann iſt gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber was Gruſeln iſt, hat mir keiner geſagt." Da ſprach der König „du haſt das Schloß erlöſt und ſollſt meine Tochter heiraten." / „Das iſt all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß noch immer nicht, was Gruſeln iſt."

Da ward das Gold heraufgebracht und die Hochzeit gefeiert, aber der junge König, ſo lieb er ſeine Gemahlin hatte und ſo vergnügt er war, ſagte doch immer „wenn mir nur gruſelte, wenn mir nur gruſelte." Das verdroß ſie endlich. Ihr Kammermädchen ſprach „ich will Hilfe ſchaffen, das Gruſeln ſoll er ſchon lernen." Sie ging hinaus zum Bach, der durch den Garten floß, und ließ ſich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Nachts, als der junge König ſchlief, mußte ſeine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Waſſer mit den Gründlingen über ihn herſchütten, daß die kleinen Fiſche um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief „ach, was gruſelt mir, was gruſelt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruſeln iſt."

41. Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet

Es war einmal ein Königssohn, dem gefiel's nicht mehr daheim in seines Vaters Haus, und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er „ich will in die weite Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang, und ich werde wunderliche Dinge genug sehen." Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immer zu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich zu, daß er vor eines Riesen Haus kam, und weil er müde war, setzte er sich vor die Türe und ruhte. Und als er seine Augen so hin und her gehen ließ, sah er auf dem Hof des Riesen Spielwerk liegen: das waren ein paar mächtige Kugeln und Kegel so groß als ein Mensch. Über ein Weilchen bekam er Lust, stellte die Kegel auf und schob mit den Kugeln danach, schrie und rief wenn die Kegel fielen, und war guter Dinge. Der Riese hörte den Lärm, streckte seinen Kopf zum Fenster heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als andere, und doch mit seinen Kegeln spielte. „Würmchen," rief er, „was kegelst du mit meinen Kugeln? wer hat dir die Stärke dazu gegeben?" Der Königssohn schaute auf, sah den Riesen an und sprach „o du Klotz, du meinst wohl, du hättest allein starke Arme? ich kann alles, wozu ich Lust habe." Der Riese kam herab, sah dem Kegeln ganz verwundert zu und sprach „Menschenkind, wenn du der Art bist, so geh und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens."/„Was willst du damit?" sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht für mich," antwortete der Riese, „aber ich habe eine Braut, die verlangt danach; ich bin weit in der Welt umher gegangen und kann den Baum nicht finden."/„Ich will ihn schon finden," sagte der Königssohn, „und ich weiß nicht was mich abhalten soll, den Apfel herunter zu holen." Der Riese sprach „du meinst wohl das wäre so leicht? der Garten, worin der Baum steht, ist von einem eisernen Gitter umgeben, und vor dem Gitter liegen wilde Tiere,

eins neben dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein."/„Mich werden sie schon einlassen," sagte der Königssohn. „Ja, gelangst du auch in den Garten und siehst den Apfel am Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein: es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken, wenn er den Apfel erreichen und abbrechen will, und das ist noch keinem geglückt."/„Mir soll's schon glücken," sprach der Königssohn.

Da nahm er Abschied von dem Riesen, ging fort über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Tiere lagen rings herum, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht, als er herankam, sondern er trat über sie weg, stieg über das Gitter und kam glücklich in den Garten. Da stand mitten inne der Baum des Lebens, und die roten Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe, und wie er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er steckte seine Hand ohne Mühe hindurch und brach den Apfel. Der Ring schloß sich fest an seinen Arm und er fühlte wie auf einmal eine gewaltige Kraft durch seine Adern drang. Als er mit dem Apfel von dem Baum wieder herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern faßte das große Tor und brauchte nur einmal daran zu schütteln, so sprang es mit Krachen auf. Da ging er hinaus, und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wach geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wut und Wildheit, sondern er folgte ihm demütig als seinem Herrn.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel und sprach „siehst du, ich habe ihn ohne Mühe geholt." Der Riese war froh, daß sein Wunsch so bald erfüllt war, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel, den sie verlangt hatte. Es war eine schöne und kluge Jungfrau, und da sie den Ring nicht an seinem Arm sah, sprach sie „ich glaube nicht eher, daß du den Apfel geholt hast, als bis ich den Ring an deinem Arm erblicke." Der Riese sagte „ich brauche nur heim zu gehen und ihn zu holen" und meinte es wäre ein leichtes dem schwachen Menschen mit Gewalt weg zu nehmen, was er nicht gutwillig geben wollte. Er forderte also den Ring von ihm, aber der Königssohn weigerte

ſich. „Wo der Apfel iſt muß auch der Ring ſein,“ ſprach der Rieſe, „gibſt du ihn nicht gutwillig, ſo mußt du mit mir darum kämpfen.“

Sie rangen lange Zeit miteinander, aber der Rieſe konnte dem Königsſohn, den die Zauberkraft des Ringes ſtärkte, nichts anhaben. Da ſann der Rieſe auf eine Liſt und ſprach „mir iſt warm geworden bei dem Kampf, und dir auch, wir wollen im Fluſſe baden und uns abkühlen, eh wir wieder anfangen.“ Der Königsſohn, der von Falſchheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Waſſer, ſtreifte mit ſeinen Kleidern auch den Ring vom Arm und ſprang in den Fluß. Alsbald griff der Rieſe nach dem Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der den Diebſtahl bemerkt hatte, ſetzte dem Rieſen nach, riß den Ring ihm aus der Hand und brachte ihn ſeinem Herrn zurück. Da ſtellte ſich der Rieſe hinter einen Eichbaum, und als der Königsſohn beſchäftigt war ſeine Kleider wieder anzuziehen, überfiel er ihn und ſtach ihm beide Augen aus.

Nun ſtand da der arme Königsſohn, war blind und wußte ſich nicht zu helfen. Da kam der Rieſe wieder herbei, faßte ihn bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte, und führte ihn auf die Spitze eines hohen Felſens. Dann ließ er ihn ſtehen, und dachte „noch ein paar Schritte weiter, ſo ſtürzt er ſich tot, und ich kann ihm den Ring abziehen.“ Aber der treue Löwe hatte ſeinen Herrn nicht verlaſſen, hielt ihn am Kleide feſt und zog ihn allmählich wieder zurück. Als der Rieſe kam und den Toten berauben wollte, ſah er, daß ſeine Liſt vergeblich geweſen war. „Iſt denn ein ſo ſchwaches Menſchenkind nicht zu verderben!“ ſprach er zornig zu ſich ſelbſt, faßte den Königsſohn und führte ihn auf einem andern Weg nochmals zu dem Abgrund: aber der Löwe, der die böſe Abſicht merkte, half ſeinem Herrn auch hier aus der Gefahr. Als ſie nahe zum Rand gekommen waren, ließ der Rieſe die Hand des Blinden fahren und wollte ihn allein zurücklaſſen, aber der Löwe ſtieß den Rieſen, daß er hinabſtürzte und zerſchmettert auf den Boden fiel.

Das treue Tier zog ſeinen Herrn wieder von dem Abgrund zurück und leitete ihn zu einem Baum, an dem ein klarer Bach

floß. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Löwe aber legte sich und spritzte mit seiner Tatze ihm das Wasser ins Antlitz. Kaum hatten ein paar Tröpfchen die Augenhöhlen benetzt, so konnte er wieder etwas sehen und bemerkte ein Vöglein, das flog ganz nah vorbei, stieß sich aber an einen Baumstamm: hierauf ließ es sich in das Wasser herab und badete sich darin, dann flog es auf, strich ohne anzustoßen zwischen den Bäumen hin, als hätte es sein Gesicht wieder bekommen. Da erkannte der Königssohn den Wink Gottes, neigte sich herab zu dem Wasser und wusch und badete sich darin das Gesicht. Und als er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder so hell und rein, wie sie nie gewesen waren.

Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun trug es sich zu, daß er vor ein Schloß kam, welches verwünscht war. In dem Tor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn an und sprach „ach, könntest du mich erlösen aus dem bösen Zauber, der über mich geworfen."/„Was soll ich tun?" sprach der Königssohn. Die Jungfrau antwortete „drei Nächte mußt du in dem großen Saal des verwünschten Schlosses zubringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich auf das ärgste quälen und du hältst es aus ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst: das Leben dürfen sie dir nicht nehmen." Da sprach der Königssohn „ich fürchte mich nicht, ich will's mit Gottes Hilfe versuchen." Also ging er fröhlich in das Schloß, und als es dunkel ward, setzte er sich in den großen Saal und wartete. Es war aber still bis Mitternacht, da fing plötzlich ein großer Lärm an, und aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie taten als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er „es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere."/„Wart ich komme, du hinter dem Ofen," sagte ein anderer. Das Schreien ward immer größer, so daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn blieb ganz ruhig sitzen und hatte keine Furcht: doch endlich sprangen die Teufel von der Erde auf und

fielen über ihn her, und es waren so viele, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zerrten ihn auf dem Boden herum, zwickten, stachen, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte: als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald fühlte er wie alle Schmerzen verschwanden und frische Kraft in seine Adern drang. Sie sprach „eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor." Da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er, daß ihre Füße weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel und fingen ihr Spiel aufs neue an: sie fielen über den Königssohn her und schlugen ihn viel härter als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden war. Doch da er still alles ertrug, mußten sie von ihm lassen, und als die Morgenröte anbrach, erschien die Jungfrau und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufelsspuk kam wieder: „bist du noch da?" schrien sie, „du sollst gepeinigt werden, daß dir der Atem stehen bleibt." Sie stachen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und zogen ihn an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen: aber er duldete alles und gab keinen Laut von sich. Endlich verschwanden die Teufel, aber er lag da ohnmächtig und regte sich nicht: er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die hereinkam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und schön, wie der helle Tag. „Steh auf," sprach sie, „und schwing dein Schwert dreimal über die Treppe, so ist alles erlöst." Und als er das getan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit, und die Jungfrau war eine reiche Königstochter. Die Diener kamen und

ſagten, im großen Saale wäre die Tafel ſchon zubereitet und die Speiſen aufgetragen. Da ſetzten ſie ſich nieder, aßen und tranken zuſammen, und abends ward in großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

42. Fitchers Vogel

Es war einmal ein Hexenmeiſter, der nahm die Geſtalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuſer und bettelte, und fing die ſchönen Mädchen. Kein Menſch wußte, wo er ſie hinbrachte, denn ſie kamen nie wieder zum Vorſchein. Eines Tages erſchien er vor der Türe eines Mannes, der drei ſchöne Töchter hatte, ſah aus wie ein armer ſchwacher Bettler und trug eine Kötze auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin ſammeln. Er bat um ein bißchen Eſſen, und als die älteſte herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er ſie nur an, und ſie mußte in ſeine Kötze ſpringen. Darauf eilte er mit ſtarken Schritten fort und trug ſie in einen finſtern Wald zu ſeinem Haus, das mitten darin ſtand. In dem Haus war alles prächtig: er gab ihr was ſie nur wünſchte und ſprach „mein Schatz, es wird dir wohlgefallen bei mir, du haſt alles was dein Herz begehrt.“ Das dauerte ein paar Tage, da ſagte er „ich muß fortreiſen und dich eine kurze Zeit allein laſſen, da ſind die Hausſchlüſſel, du kannſt überall hingehen und alles betrachten, nur nicht in eine Stube, die dieſer kleine Schlüſſel da aufſchließt, das verbiet ich dir bei Lebensſtrafe.“ Auch gab er ihr ein Ei und ſprach „das Ei verwahre mir ſorgfältig und trag es lieber beſtändig bei dir, denn ginge es verloren, ſo würde ein großes Unglück daraus entſtehen.“ Sie nahm die Schlüſſel und das Ei, und verſprach alles wohl auszurichten. Als er fort war, ging ſie in dem Haus herum von unten bis oben und beſah alles, die Stuben glänzten von Silber und Gold, und ſie meinte ſie hätte nie ſo große Pracht geſehen. Endlich kam ſie auch zu der verbotenen Tür, ſie wollte vorübergehen, aber die Neugierde ließ ihr keine Ruhe. Sie beſah

den Schlüſſel, er ſah aus wie ein anderer, ſie ſteckte ihn ein und drehte ein wenig, da ſprang die Türe auf. Aber was erblickte ſie als ſie hineintrat? ein großes blutiges Becken ſtand in der Mitte, und darin lagen tote zerhauene Menſchen, daneben ſtand ein Holzblock und ein blinkendes Beil lag darauf. Sie erſchrak ſo ſehr, daß das Ei, das ſie in der Hand hielt, hineinplumpte. Sie holte es wieder heraus und wiſchte das Blut ab, aber vergeblich, es kam den Augenblick wieder zum Vorſchein; ſie wiſchte und ſchabte, aber ſie konnte es nicht herunter kriegen.

Nicht lange, ſo kam der Mann von der Reiſe zurück, und das erſte was er forderte war der Schlüſſel und das Ei. Sie reichte es ihm hin, aber ſie zitterte dabei, und er ſah gleich an den roten Flecken, daß ſie in der Blutkammer geweſen war. „Biſt du gegen meinen Willen in die Kammer gegangen," ſprach er, „ſo ſollſt du gegen deinen Willen wieder hinein. Dein Leben iſt zu Ende." Er warf ſie nieder, ſchleifte ſie an den Haaren hin, ſchlug ihr das Haupt auf dem Blocke ab und zerhackte ſie, daß ihr Blut auf dem Boden dahin floß. Dann warf er ſie zu den übrigen ins Becken.

„Jetzt will ich mir die zweite holen," ſprach der Hexenmeiſter, ging wieder in Geſtalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot, er fing ſie wie die erſte durch bloßes Anrühren und trug ſie fort. Es erging ihr nicht beſſer als ihrer Schweſter, ſie ließ ſich von ihrer Neugierde verleiten, öffnete die Blutkammer und ſchaute hinein, und mußte es bei ſeiner Rückkehr mit dem Leben büßen. Er ging nun und holte die dritte, die aber war klug und liſtig. Als er ihr die Schlüſſel und das Ei gegeben hatte und fortgereiſt war, verwahrte ſie das Ei erſt ſorgfältig, dann beſah ſie das Haus und ging zuletzt in die verbotene Kammer. Ach, was erblickte ſie! ihre beiden lieben Schweſtern lagen da in dem Becken jämmerlich ermordet und zerhackt. Aber ſie hub an und ſuchte die Glieder zuſammen und legte ſie zurecht, Kopf, Leib, Arme und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an ſich zu regen und ſchloſſen ſich aneinander, und beide Mädchen öffneten die Augen und waren wieder lebendig. Da freuten ſie ſich, küßten und herz-

ten einander. Der Mann forderte bei seiner Ankunft gleich Schlüssel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, sprach er, „du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein." Er hatte jetzt keine Macht mehr über sie und mußte tun was sie verlangte. „Wohlan," antwortete sie, „du sollst vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und es selbst auf deinem Rücken hintragen; derweil will ich die Hochzeit bestellen." Dann lief sie zu ihren Schwestern, die sie in einem Kämmerlein versteckt hatte und sagte „der Augenblick ist da, wo ich euch retten kann: der Bösewicht soll euch selbst wieder heimtragen; aber sobald ihr zu Hause seid, sendet mir Hilfe." Sie setzte beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war, dann rief sie den Hexenmeister herein und sprach „nun trag den Korb fort, aber daß du mir unterwegs nicht stehen bleibst und ruhest, ich schaue durch mein Fensterlein und habe acht."

Der Hexenmeister hob den Korb auf seinen Rücken und ging damit fort, er drückte ihn aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief. Da setzte er sich nieder und wollte ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korbe „ich schaue durch mein Fensterlein und sehe daß du ruhst, willst du gleich weiter." Er meinte die Braut rief ihm das zu und machte sich wieder auf. Nochmals wollte er sich setzen, aber es rief gleich „ich schaue durch mein Fensterlein und sehe daß du ruhst, willst du gleich weiter." Und so oft er stillstand, rief es, und da mußte er fort bis er endlich stöhnend und außer Atem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus brachte.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfest an und ließ die Freunde des Hexenmeisters dazu einladen. Dann nahm sie einen Totenkopf mit grinsenden Zähnen, setzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da hinausschauen. Als alles bereit war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Haus hinaus, und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäste, die fragten

„Du Fitchers Vogel, wo kommſt du her?“
„Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her.“
„Was macht denn da die junge Braut?“
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Endlich begegnete ihr der Bräutigam, der langſam zurück wanderte. Er fragte wie die andern

„Du Fitchers Vogel, wo kommſt du her?“
„Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her.“
„Was macht denn da meine junge Braut?“
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Bräutigam ſchaute hinauf und ſah den geputzten Totenkopf, da meinte er es wäre ſeine Braut und nickte ihr zu und grüßte ſie freundlich. Wie er aber ſamt ſeinen Gäſten ins Haus gegangen war, da langten die Brüder und Verwandte der Braut an, die zu ihrer Rettung geſendet waren. Sie ſchloſſen alle Türen des Hauſes zu, daß niemand entfliehen konnte, und ſteckten es an, alſo daß der Hexenmeiſter mitſamt ſeinem Geſindel verbrennen mußte.

43. Die zwölf Brüder

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun ſprach der König zu ſeiner Frau „wenn das dreizehnte Kind, was du zur Welt bringſt, ein Mädchen iſt, ſo ſollen die zwölf Buben ſterben, damit ſein Reichtum groß wird und das Königreich ihm allein zufällt.“ Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren ſchon mit Hobelſpänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkißchen, und ließ ſie in eine verſchloſſene Stube bringen, dann gab er der Königin den Schlüſſel und gebot ihr niemand etwas davon zu ſagen.

Die Mutter aber ſaß nun den ganzen Tag und trauerte, ſo daß der kleinſte Sohn, der immer bei ihr war, und den ſie nach der

Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach „liebe Mutter, warum bist du so traurig?“ / „Liebstes Kind,“ antwortete sie, „ich darf dir's nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß, und ihm die zwölf mit Hobelspänen schon gefüllten Totenladen zeigte. Darauf sprach sie „mein liebster Benjamin, diese Särge hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr allesamt getötet und darin begraben werden.“ Und als sie weinte, während sie das sprach, so tröstete sie der Sohn und sagte „weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns schon helfen und wollen fortgehen.“ Sie aber sprach „geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schloß. Gebär ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen: gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann flieht fort, so schnell ihr könnt, und der liebe Gott behüte euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten, im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet.“

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, saß auf der höchsten Eiche und schaute nach dem Turm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde: es war aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das hörten, wurden sie zornig und sprachen „sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden! wir schwören, daß wir uns rächen wollen: wo wir ein Mädchen finden, soll sein rotes Blut fließen.“

Darauf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten drein, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie „hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir andern wollen aus-

gehen und Essen holen." Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen und was zu essen stand: das brachten sie dem Benjamin, der mußte es ihnen zurecht machen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herangewachsen, war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter „wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?" Da antwortete sie mit schwerem Herzen „liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern." Sprach das Mädchen „wo sind meine zwölf Brüder, ich habe noch niemals von ihnen gehört." Sie antwortete „das weiß Gott, wo sie sind: sie irren in der Welt herum." Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Totenkißchen. „Diese Särge," sprach sie, „waren für deine Brüder bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, eh' du geboren warst," und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Da sagte das Mädchen „liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen."

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte „wo kommst du her und wo willst du hin?" und erstaunte, daß sie so schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirne hatte. Da antwortete sie „ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, soweit der Himmel blau ist, bis ich sie finde." Sie zeigte ihm auch die zwölf Hemden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war und sprach „ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder." Und sie fing an zu weinen vor Freude, und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er „liebe Schwe-

ſter, es iſt noch ein Vorbehalt da, wir hatten verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, ſterben ſollte, weil wir um ein Mädchen unſer Königreich verlaſſen mußten." Da ſagte ſie „ich will gerne ſterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlöſen kann." / „Nein," antwortete er, „du ſollſt nicht ſterben, ſetze dich unter dieſe Bütte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich ſchon einig mit ihnen werden." Alſo tat ſie; und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als ſie am Tiſche ſaßen und aßen, fragten ſie „was gibt's neues?" Sprach Benjamin „wißt ihr nichts?" / „Nein," antworteten ſie. Sprach er weiter „ihr ſeid im Walde geweſen, und ich bin daheim geblieben, und weiß doch mehr als ihr." / „So erzähle uns," riefen ſie. Antwortete er „verſprecht ihr mir auch, daß das erſte Mädchen, das uns begegnet, nicht ſoll getötet werden?" / „Ja," riefen ſie alle, „das ſoll Gnade haben, erzähl uns nur." Da ſprach er „unſere Schweſter iſt da," und hub die Bütte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern, mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war ſo ſchön, zart und fein. Da freuten ſie ſich alle, fielen ihr um den Hals und küßten ſie und hatten ſie von Herzen lieb.

Nun blieb ſie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, fingen Gewild, Rehe, Vögel und Täuberchen, damit ſie zu eſſen hatten, und die Schweſter und Benjamin ſorgten, daß es zubereitet wurde. Sie ſuchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüs, und ſtellte die Töpfe ans Feuer, alſo daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch ſonſt Ordnung im Häuschen, und deckte die Bettlein hübſch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beiden daheim eine ſchöne Koſt zurecht gemacht, und wie ſie nun alle beiſammen waren, ſetzten ſie ſich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünſchten Häuschen, darin ſtanden zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt: nun wollte ſie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Eſſen eine zu ſchenken. Wie ſie

aber die Blumen abgebrochen hatte, in demſelben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verſchwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Wald, und wie es ſich umſah, ſo ſtand eine alte Frau neben ihm, die ſprach „mein Kind, was haſt du angefangen? warum haſt du die zwölf weißen Blumen nicht ſtehen laſſen? das waren deine Brüder, die ſind nun auf immer in Raben verwandelt.“ Das Mädchen ſprach weinend „iſt denn kein Mittel ſie zu erlöſen?“ / „Nein,“ ſagte die Alte, „es iſt keins auf der ganzen Welt als eins, das iſt aber ſo ſchwer, daß du ſie damit nicht befreien wirſt, denn du mußt ſieben Jahre ſtumm ſein, darfſt nicht ſprechen und nicht lachen, und ſprichſt du ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde an den ſieben Jahren, ſo iſt alles umſonſt, und deine Brüder werden von dem einen Wort getötet.“

Da ſprach das Mädchen in ſeinem Herzen „ich weiß gewiß, daß ich meine Brüder erlöſe,“ und ging und ſuchte einen hohen Baum, ſetzte ſich darauf und ſpann, und ſprach nicht und lachte nicht. Nun trug's ſich zu, daß ein König in dem Walde jagte, der hatte einen großen Windhund, der lief zu dem Baum, wo das Mädchen darauf ſaß, ſprang herum, ſchrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und ſah die ſchöne Königstochter mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war ſo entzückt über ihre Schönheit, daß er ihr zurief, ob ſie ſeine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf. Da ſtieg er ſelbſt auf den Baum, trug ſie herab, ſetzte ſie auf ſein Pferd und führte ſie heim. Da ward die Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert: aber die Braut ſprach nicht und lachte nicht. Als ſie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böſe Frau war, an, die junge Königin zu verleumden und ſprach zum König „es iſt ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht haſt, wer weiß, was für gottloſe Streiche ſie heimlich treibt. Wenn ſie ſtumm iſt und nicht ſprechen kann, ſo könnte ſie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böſes Gewiſſen.“ Der König wollte zuerſt nicht daran glauben, aber die Alte trieb es ſo

lange, und beſchuldigte ſie ſo viel böſer Dinge, daß der König ſich endlich überreden ließ und ſie zum Tod verurteilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin ſollte ſie verbrannt werden: und der König ſtand oben am Fenſter und ſah mit weinenden Augen zu, weil er ſie noch immer ſo lieb hatte. Und als ſie ſchon an den Pfahl feſtgebunden war, und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick von den ſieben Jahren verfloſſen. Da ließ ſich in der Luft ein Geſchwirr hören, und zwölf Raben kamen herangezogen und ſenkten ſich nieder: und wie ſie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die ſie erlöſt hatte. Sie riſſen das Feuer auseinander, löſchten die Flammen, machten ihre liebe Schweſter frei, und küßten und herzten ſie. Nun aber, da ſie ihren Mund auftun und reden durfte, erzählte ſie dem Könige, warum ſie ſtumm geweſen wäre und niemals gelacht hätte. Der König freute ſich, als er hörte, daß ſie unſchuldig war, und ſie lebten nun alle zuſammen in Einigkeit bis an ihren Tod. Die böſe Stiefmutter ward vor Gericht geſtellt, und in ein Faß geſteckt, das mit ſiedendem Öl und giftigen Schlangen angefüllt war, und ſtarb eines böſen Todes.

44. Die ſieben Raben

Ein Mann hatte ſieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, ſo ſehr er ſich's auch wünſchte; endlich gab ihm ſeine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen. Die Freude war groß, aber das Kind war ſchmächtig und klein und ſollte wegen ſeiner Schwachheit die Nottaufe haben. Der Vater ſchickte einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwaſſer zu holen: die andern ſechs liefen mit, und weil jeder der erſte beim Schöpfen ſein wollte, ſo fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da ſtanden ſie und wußten nicht, was ſie tun ſollten, und keiner getraute ſich heim. Als ſie immer nicht zurück kamen, ward der Vater unge-

duldig und ſprach „gewiß haben ſie's wieder über ein Spiel vergeſſen, die gottloſen Jungen.“ Es ward ihm angſt, das Mädchen müßte ungetauft verſcheiden, und im Ärger rief er „ich wollte daß die Jungen alle zu Raben würden.“ Kaum war das Wort ausgeredet, ſo hörte er ein Geſchwirr über ſeinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und ſah ſieben kohlſchwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünſchung nicht mehr zurücknehmen, und ſo traurig ſie über den Verluſt ihrer ſieben Söhne waren, tröſteten ſie ſich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam, und mit jedem Tage ſchöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geſchwiſter gehabt hatte, denn die Eltern hüteten ſich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von ſich ſprechen hörte, das Mädchen wäre wohl ſchön, aber doch eigentlich ſchuld an dem Unglück ſeiner ſieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte, und wo ſie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verſchweigen, ſagten jedoch, es ſei ſo des Himmels Verhängnis, und ſeine Geburt nur der unſchuldige Anlaß geweſen. Allein das Mädchen machte ſich täglich ein Gewiſſen daraus und glaubte, es müßte ſeine Geſchwiſter wieder erlöſen. Es hatte nicht Ruhe und Raſt, bis es ſich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, ſeine Brüder irgendwo aufzuſpüren und zu befreien, es möchte koſten, was es wollte. Es nahm nichts mit ſich, als ein Ringlein von ſeinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Waſſer für den Durſt, und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich, und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grauſig und bös, und als er das Kind merkte, ſprach er „ich rieche rieche Menſchenfleiſch.“ Da machte es ſich geſchwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder ſaß auf ſeinem beſondern Stühlchen. Der Morgenſtern aber ſtand auf, gab ihm

ein Hinkelbeinchen und sprach „wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder."

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein, und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen und es wollte das Beinchen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Als es eingegangen war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach „mein Kind, was suchst du?"/ „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben," antwortete es. Der Zwerg sprach „die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein." Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein „jetzt kommen die Herren Raben heim geflogen." Da kamen sie, wollten essen und trinken, und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern „wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? das ist eines Menschen Mund gewesen." Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst." Wie das Mädchen, das hinter der Türe stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander, und zogen fröhlich heim.

Gr 49

45. Die sechs Schwäne

Es jagte einmal ein König in einem großen Wald und jagte einem Wild so eifrig nach, daß ihm niemand von seinen Leuten folgen konnte. Als der Abend heran kam, hielt er still und blickte um sich, da sah er, daß er sich verirrt hatte. Er suchte einen Ausgang, konnte aber keinen finden. Da sah er eine alte Frau mit wackelndem Kopfe, die auf ihn zu kam; das war aber eine Hexe. „Liebe Frau," sprach er zu ihr, „könnt Ihr mir nicht den Weg durch den Wald zeigen?" / „O ja, Herr König," antwortete sie, „das kann ich wohl, aber es ist eine Bedingung dabei, wenn Ihr die nicht erfüllt, so kommt Ihr nimmermehr aus dem Wald und müßt darin Hungers sterben." / „Was ist das für eine Bedingung?" fragte der König. „Ich habe eine Tochter," sagte die Alte, „die so schön ist wie Ihr eine auf der Welt finden könnt, und wohl verdient Eure Gemahlin zu werden, wollt Ihr die zur Frau Königin machen, so zeige ich Euch den Weg aus dem Walde." Der König in der Angst seines Herzens willigte ein, und die Alte führte ihn zu ihrem Häuschen, wo ihre Tochter beim Feuer saß. Sie empfing den König als wenn sie ihn erwartet hätte, und er sah wohl, daß sie sehr schön war, aber sie gefiel ihm doch nicht, und er konnte sie ohne heimliches Grausen nicht ansehen. Nachdem er das Mädchen zu sich aufs Pferd gehoben hatte, zeigte ihm die Alte den Weg, und der König gelangte wieder in sein königliches Schloß, wo die Hochzeit gefeiert wurde.

Der König war schon einmal verheiratet gewesen und hatte von seiner ersten Gemahlin sieben Kinder, sechs Knaben und ein Mädchen, die er über alles auf der Welt liebte. Weil er nun fürchtete die Stiefmutter möchte sie nicht gut behandeln und ihnen gar ein Leid antun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten in einem Walde stand. Es lag so verborgen, und der Weg war so schwer zu finden, daß er ihn selbst nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht eine weise Frau ein Knäuel Garn von

wunderbarer Eigenschaft geschenkt hätte; wenn er das vor sich hinwarf, so wickelte es sich von selbst los und zeigte ihm den Weg. Der König ging aber so oft hinaus zu seinen lieben Kindern, daß der Königin seine Abwesenheit auffiel; sie war neugierig und wollte wissen was er draußen ganz allein in dem Walde zu schaffen habe. Sie gab seinen Dienern viel Geld, und die verrieten ihr das Geheimnis und sagten ihr auch von dem Knäuel, das allein den Weg zeigen könnte. Nun hatte sie keine Ruhe bis sie herausgebracht hatte wo der König das Knäuel aufbewahrte, und dann machte sie kleine weißseidene Hemdchen, und da sie von ihrer Mutter die Hexenkünste gelernt hatte, so nähete sie einen Zauber hinein. Und als der König einmal auf die Jagd geritten war, nahm sie die Hemdchen und ging in den Wald, und das Knäuel zeigte ihr den Weg. Die Kinder, die aus der Ferne jemand kommen sahen, meinten ihr lieber Vater käme zu ihnen und sprangen ihm voll Freude entgegen. Da warf sie über ein jedes eins von den Hemdchen, und wie das ihren Leib berührt hatte, verwandelten sie sich in Schwäne und flogen über den Wald hinweg. Die Königin ging ganz vergnügt nach Haus und glaubte ihre Stiefkinder los zu sein, aber das Mädchen war ihr mit den Brüdern nicht entgegengelaufen, und sie wußte nichts von ihm. Andern Tags kam der König und wollte seine Kinder besuchen, er fand aber niemand als das Mädchen. „Wo sind deine Brüder?" fragte der König. „Ach, lieber Vater," antwortete es, „die sind fort und haben mich allein zurückgelassen," und erzählte ihm, daß es aus seinem Fensterlein mit angesehen habe wie seine Brüder als Schwäne über den Wald weggeflogen wären, und zeigte ihm die Federn, die sie in dem Hof hatten fallen lassen, und die es aufgelesen hatte. Der König trauerte, aber er dachte nicht, daß die Königin die böse Tat vollbracht hätte, und weil er fürchtete das Mädchen würde ihm auch geraubt, so wollte er es mit fortnehmen. Aber es hatte Angst vor der Stiefmutter und bat den König daß es nur diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte.

Das arme Mädchen dachte „meines Bleibens ist nicht länger hier, ich will gehen und meine Brüder suchen. Und als die Nacht kam, entfloh es, und ging gerade in den Wald hinein. Es ging

die ganze Nacht durch und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Da sah es eine Wildhütte, stieg hinauf, und fand eine Stube mit sechs kleinen Betten, aber es getraute nicht sich in eins zu legen, sondern kroch unter eins, legte sich auf den harten Boden und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauschen und sah, daß sechs Schwäne zum Fenster hereingeflogen kamen. Sie setzten sich auf den Boden, und bliesen einander an und bliesen sich alle Federn ab, und ihre Schwanenhaut streifte sich ab wie ein Hemd. Da sah sie das Mädchen an und erkannte ihre Brüder, freute sich und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder waren nicht weniger erfreut als sie ihr Schwesterchen erblickten, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. „Hier kann deines Bleibens nicht sein," sprachen sie zu ihm, „das ist eine Herberge für Räuber, wenn die heimkommen und finden dich, so ermorden sie dich." / „Könnt ihr mich denn nicht beschützen?" fragte das Schwesterchen. „Nein," antworteten sie, „denn wir können nur eine Viertelstunde lang jeden Abend unsere Schwanenhaut ablegen, und haben in dieser Zeit unsere menschliche Gestalt, aber dann werden wir wieder in Schwäne verwandelt." Das Schwesterchen weinte und sagte „könnt ihr denn nicht erlöst werden?"/„Ach nein," antworteten sie, „die Bedingungen sind zu schwer. Du darfst sechs Jahre lang nicht sprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit sechs Hemdchen für uns aus Sternenblumen zusammennähen. Kommt ein einziges Wort aus deinem Munde, so ist alle Arbeit verloren." Und als die Brüder das gesprochen hatten, war die Viertelstunde herum, und sie flogen als Schwäne wieder zum Fenster hinaus.

Das Mädchen aber faßte den festen Entschluß seine Brüder zu erlösen, und wenn es auch sein Leben kostete. Es verließ die Wildhütte, ging mitten in den Wald und setzte sich auf einen Baum und brachte da die Nacht zu. Am andern Morgen ging es aus, sammelte Sternblumen und fing an zu nähen. Reden konnte es mit niemand, und zum Lachen hatte es keine Lust: es saß da und sah nur auf seine Arbeit. Als es schon lange Zeit da zugebracht hatte, geschah es, daß der König des Landes in dem Wald jagte

und seine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen saß. Sie riefen es an und sagten „wer bist du?" Es gab aber keine Antwort. „Komm herab zu uns," sagten sie, „wir wollen dir nichts zuleid tun." Es schüttelte bloß mit dem Kopf. Als sie es weiter mit Fragen bedrängten, so warf es ihnen seine goldene Halskette herab und dachte sie damit zufriedenzustellen. Sie ließen aber nicht ab, da warf es ihnen seinen Gürtel herab, und als auch dies nicht half, seine Strumpfbänder, und nach und nach alles, was es anhatte und entbehren konnte, so daß es nichts mehr als sein Hemdlein behielt. Die Jäger ließen sich aber damit nicht abweisen, stiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab und führten es vor den König. Der König fragte „wer bist du? was machst du auf dem Baum?" Aber es antwortete nicht. Er fragte es in allen Sprachen, die er wußte, aber es blieb stumm wie ein Fisch. Weil es aber so schön war, so ward des Königs Herz gerührt, und er faßte eine große Liebe zu ihm. Er tat ihm seinen Mantel um, nahm es vor sich aufs Pferd und brachte es in sein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider antun, und es strahlte in seiner Schönheit wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Er setzte es bei Tisch an seine Seite, und seine bescheidenen Mienen und seine Sittsamkeit gefielen ihm so sehr, daß er sprach „diese begehre ich zu heiraten und keine andere auf der Welt," und nach einigen Tagen vermählte er sich mit ihr.

Der König aber hatte eine böse Mutter, die war unzufrieden mit dieser Heirat und sprach schlecht von der jungen Königin. „Wer weiß, wo die Dirne her ist," sagte sie, „die nicht reden kann: sie ist eines Königs nicht würdig." Über ein Jahr, als die Königin das erste Kind zur Welt brachte, nahm es ihr die Alte weg und bestrich ihr im Schlafe den Mund mit Blut. Da ging sie zum König und klagte sie an, sie wäre eine Menschenfresserin. Der König wollte es nicht glauben und litt nicht, daß man ihr ein Leid antat. Sie saß aber beständig und nähete an den Hemden, und achtete auf nichts anderes. Das nächste Mal, als sie wieder einen schönen Knaben gebar, übte die falsche Schwiegermutter denselben Betrug aus, aber der König konnte sich nicht entschließen ihren Reden Glauben beizumessen. Er sprach „sie ist zu fromm

und gut als daß ſie ſo etwas tun könnte, wäre ſie nicht ſtumm und könnte ſie ſich verteidigen, ſo würde ihre Unſchuld an den Tag kommen." Als aber das drittemal die Alte das neugeborne Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Verteidigung vorbrachte, ſo konnte der König nicht anders, er mußte ſie dem Gericht übergeben, und das verurteilte ſie den Tod durchs Feuer zu erleiden.

Als der Tag herankam, wo das Urteil ſollte vollzogen werden, da war zugleich der letzte Tag von den ſechs Jahren herum, in welchen ſie nicht ſprechen und nicht lachen durfte, und ſie hatte ihre lieben Brüder aus der Macht des Zaubers befreit. Die ſechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Ärmel noch fehlte. Als ſie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, legte ſie die Hemden auf ihren Arm, und als ſie oben ſtand und das Feuer eben ſollte angezündet werden, ſo ſchaute ſie ſich um, da kamen ſechs Schwäne durch die Luft daher gezogen. Da ſah ſie, daß ihre Erlöſung nahte und ihr Herz regte ſich in Freude. Die Schwäne rauſchten zu ihr her und ſenkten ſich herab ſo daß ſie ihnen die Hemden überwerfen konnte: und wie ſie davon berührt wurden, fielen die Schwanenhäute ab, und ihre Brüder ſtanden leibhaftig vor ihr und waren friſch und ſchön; nur dem jüngſten fehlte der linke Arm, und er hatte dafür einen Schwanenflügel am Rücken. Sie herzten und küßten ſich, und die Königin ging zu dem Könige, der ganz beſtürzt war, und fing an zu reden und ſagte „liebſter Gemahl, nun darf ich ſprechen und dir offenbaren, daß ich unſchuldig bin und fälſchlich angeklagt," und erzählte ihm von dem Betrug der Alten, die ihre drei Kinder weggenommen und verborgen hätte. Da wurden ſie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, und die böſe Schwiegermutter wurde zur Strafe auf den Scheiterhaufen gebunden und zu Aſche verbrannt. Der König aber und die Königin mit ihren ſechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

46. Ferenand getrû und Ferenand ungetrû

Et was mal en Mann un 'ne Fru weſt, de hadden ſo lange ſe rick wören kene Kinner, as ſe awerſt arm woren, da kregen ſe en kleinen Jungen. Se kunnen awerſt kenen Paen dato kregen, da ſegde de Mann, he wulle mal na de annern Ohre (Orte) gahn und toſehn ob he da enen krege. Wie he ſo gienk, begegnete ûnn en armen Mann, de frogen wo he hünne wulle, he ſegde he wulle hünn un toſehn dat he 'n Paen kriegte, he ſie arm, und da wulle ûnn ken Minſke to Gevaher ſtahn. „O," ſagde de arme Mann, „gi ſied arm, un ik ſie arm, ik will guhe (euer) Gevaher weren; ik ſie awerſt ſo arm, ik kann dem Kinne nix giwen, gahet hen un ſegget de Bähmoer (Wehmutter) ſe ſulle man mit den Kinne na der Kerken kummen." Aſe ſe nu tohaupe an der Kerken kummet, da is de Bettler ſchaun darinne, de givt dem Kinne den Namen Ferenand getrû.

Wie he nu ut der Kerken gahet, da ſegd de Bettler „nu gahet man na Hus, ik kann guh (euch) nix giwen un gi ſüllt mi ok nix giwen." De Bähmoer awerſt gav he 'n Schlüttel un ſegd er ſe mögt en, wenn ſe na Hus käme, dem Vaer giwen, de ſull'n verwahren, bis dat Kind vertein Johr old wöre, dann ſull et up de Haide gahn, da wöre 'n Schlott, dato paßte de Schlüttel, wat darin wöre, dat ſulle em hören. Wie dat Kind nu ſewen Johr alt wor, un düet (tüchtig) waſſen wor, gienk et mal ſpilen mit annern Jungens, da hadde de eine noch mehr vom Paen kriegt, aſe de annere, he awerſt kunne nix ſeggen, und da grinde he un gienk nah Hus un ſegde tom Vaer „hewe ik denn gar nix vom Paen kriegt?"/„O ja," ſegde de Vaer, „du heſt en Schlüttel kriegt, wenn up de Haide 'n Schlott ſteit, ſo gah man hen und ſchlut et up." Da gienk he hen, awerſt et was kein Schlott to hören und to ſehen. Wier na ſewen Jahren, aſe he vertein Johr old is, geit he nochmals hen, da ſteit en Schlott darup. Wie he et upſchloten het, da is der nix enne, aſe 'n Perd, 'n Schümmel. Da werd de

Digitized by Google

Junge ſo vuller Früden dat he dat Perd hadde, dat he ſik darup ſett un to ſinen Vaer ſegd (ſagt). „Nu hew ik auck 'n Schümmel, nu will ik auck reiſen" ſegd he.

Da treckt he weg, un wie he unnerweges is, ligd da 'ne Schrifſedder up 'n Wegge, he will ſe eiſt (erſt) upnümmen, da denkt he awerſt wier bie ſich „o, du ſüſt ſe auck liggen laten, du findſt ja wull, wo du hen kümmſt, 'ne Schriffedder, wenn du eine bruckeſt." Wie he ſo weggeit, do roppt et hinner üm „Ferenand getrü, nimm ſe mit." He ſüt ſik ümme, ſüt awerſt keinen, da geit he wier torugge un nümmt ſe up. Wie he wier 'ne Wile rien (geritten) is, kümmt he bie 'n Water vorbie, ſo ligd da en Fiſk am Oewer (Ufer) un ſnappet un happet na Luft; ſo ſegde he „töv, min lewe Fiſk, ik will die helpen, dat du in't Water kümmſt," un gript 'n bie'n Schwans un werpt 'n in't Water. Da ſteckt de Fiſk den Kopp ut den Water und ſegd „nu du mie ut den Kot holpen heſt, will ik die 'ne Flötenpiepen giwen, wenn du in de Naud biſt, ſo flöte derup, dann will ik die helpen, un wenn du mal wat in Water heſt fallen laten, ſo flöte man, ſo will ik et die herut reicken." Nu ritt he weg, da kümmt ſo 'n Minſk to tüm, de frägt 'n wo he hen wull. „O, na den neggſten Ohre." Wu he dann heite? „Ferenand getrü."/„Sü, da hewe wie ja faſt den ſülwigen Namen, ik heite Ferenand ungetrü." Da trecket ſe beide na den neggſten Ohre in dat Wertshus.

Nu was et ſchlimm, dat de Ferenand ungetrü allet wuſte wat 'n annerer dacht hatte un doen wulle; dat wuſt he döre ſo allerhand ſlimme Kunſte. Et was awerſt im Wertshuſe ſo 'n wacker Mäken, dat hadde 'n ſchier (klares) Angeſicht un drog ſik ſo hübſch; dat verleiv ſik in den Ferenand getrü, denn et was 'n hübſchen Minſchen weſt, un frog'n wo he hen to wulle. „O, he wulle ſo herümmer reiſen." Da ſegd ſe ſo ſull he doch nur da bliewen, et wöre hier to Lanne 'n Künig, de neime wull geren 'n Bedeenten oder Vorrüter: dabie ſulle he in Dienſten gahn. He andworde he kunne nig gud ſo to einen hingahen un been ſik an. Da ſagde dat Mäken „o, dat will ik dann ſchon dauen." Un ſo gienk ſe auck ſtracks hen na den Künig un ſehde ünn ſe wüſte ünn 'n hübſchen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to

ſik kummen un wull 'n tom Bedeenten macken. He wull awerſt leewer Vorrüter ſin, denn wo ſin Perd wöre, da möſt he auck ſin; da mackt 'n de Künig tom Vorrüter. Wie dût de Ferenand ungetrü gewahr wore, da ſegd he to den Mäken „töv, helpeſt du den an un mie nig?"/„O, ſegd dat Mäken, „ik will 'n auck anhelpen." Se dachte „den moſt du die tom Frünne wahren, denn he is nig to truen." Se geit alſe vorm Künig ſtahn und beed 'n als Bedeenten an; dat is de Künig tofreen.

Wenn he nu alſo det Morgens den Heren antrock, da jammerte de jümmer „o wenn ik doch eiſt mine Leiveſte bie mie hädde." De Ferenand ungetrü was awerſt dem Ferenand getrü jümmer uppſettſig, wie aſſo de Künig mal wier ſo jammerte, da ſegd he „Sie haben ja den Vorreiter, den ſchicken Sie hin, der muß ſie herbeiſchaffen, und wenn er es nicht tut, ſo muß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden." Da leit de Künig den Ferenand getrü to ſik kummen un ſehde üm he hädde da un da 'ne Leiveſte, de ſull he ünn herſchappen, wenn he dat nig deie, ſull he ſterwen.

De Ferenand getrü gienk in Stall to ſinen Schümmel un grinde un jammerte „O wat ſin ik 'n unglücklich Minſchenkind." Do röppet jeimes hinner üm „Ferdinand getreu, was weinſt du?" He ſüt ſik um, ſüt awerſt neimes, un jammerd jümmer fort „o min lewe Schümmelken, nu mot ik die verlaten, nu mot ik ſterwen." Do röppet et wier „Ferdinand getreu, was weinſt du?" Do merket he eiſt dat dat ſin Schümmelken dei, dat Fragen. „Döſt du dat, min Schümmelken, kannſt du küren (reden)?" Un ſegd wier „ik ſull da un da hen, un ſull de Brut halen, weſt du nig wie ik dat wol anfange." Do antwoerd dat Schümmelken „gah du na den Künig un legg wenn he die giwen wulle wat du hewen möſteſt, ſo wulleſt du ſe ünn ſchappen: wenn he die 'n Schipp vull Fleiſk un 'n Schipp vull Brot giwen wulle, ſo ſull et gelingen; da wöde grauten Rieſen up den Water, wenn du denen ken Fleiſk midde brächtes, ſo terreitn ſie die: un da wören de grauten Büggel, de pickeden die de Ogen ut den Koppe, wenn du ken Brot vor ſe häddeſt." Da lett de Künig alle Slächter im Lanne ſlachten un alle Becker backen, dat de Schippe vull werdt. Wie ſe vull ſied, ſagd dat Schümmelken tom Ferenand getrü „nu

gah man up mie ſitten un treck mit mie in 't Schipp, wenn dann de Rieſen kümmet, ſo ſegg

„Still, ſtill, meine lieben Rieſechen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht."

Un wenn de Büggel kümmet, ſo ſegſt du wier

„Still, ſtill, meine lieben Vögelchen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht."

Dann doet ſie die nix, un wenn du dann bie dat Schlott kümmſt, dann helpet die de Rieſen, dann gah up dat Schlott un nümm 'n Paar Rieſen mit, da ligd de Prinzeſſin un ſchlöppet; du darfſt ſe awerſt nig upwecken, ſonnern de Rieſen mött ſe mit den Bedde upnümmen un in dat Schipp dregen." Und da geſchah nun alles, wie das Schimmelchen geſagt hatte, und den Rieſen und den Vögeln gab der Ferenand getrü was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Rieſen willig und trugen die Prinzeſſin in ihrem Bett zum König. Un aſe ſe tom Künig kümmet, ſegd ſe ſe künne nig liwen, ſe möſte ere Schriften hewen, de wören up eren Schlotte liggen bliwen. Da werd de Ferenand getrü up Anſtifften det Ferenand ungetrü roopen, de un Künig bedütt ünn he ſulle de Schriften van dem Schlotte halen, ſüſt ſull he ſterwen. Da geit he wier in Stall, un grind un ſegd „o min lewe Schümmelken, nu ſull ik noch 'n mal weg, wie ſüll wie dat macken?" Da ſegd de Schümmel ſe ſullen dat Schipp man wier vull laen (laden). Da geht es wieder wie das vorige Mal, und die Rieſen und die Vögel werden von dem Fleiſch geſättigt und beſänftigt. Aſe ſe bie dat Schlott kümmet, ſegd de Schümmel to ünn he ſulle man herein gahn, in den Schlapzimmer der Prinzeſſin, up den Diſke da lägen de Schriften. Da geit Ferenand getrü hün un langet ſe. Aſe ſe up 'n Water ſind, da let he ſine Schriffedder in't Water fallen, da ſegd de Schümmel „nu kann ik die awerſt nig helpen." Da fällt'n da bie mit de Flötepiepen, he fänkt an to flöten, da kümmt de Fiſt un het de Fedder im Mule un langet ſe'm hen. Nu bringet he de Schriften na dem Schlotte, wo de Hochtid hallen werd.

De Künigin mogte awerſt den Künig nig lien, weil he keine Neſe hadde, ſonnern ſe mogte den Ferenand getrü geren lien. Wie nu mal alle Herrens vom Hove toſammen ſied, ſo ſegd de Künigin, ſe könne auck Kunſtſtücke macken, ſe künne einen de Kopp afhoggen un wier upſetten, et ſull nur mant einer verſöcken. Da wull awerſt kener de eiſte ſien, da mott Ferenand getrü daran, wier up Anſtifften von Ferenand ungetrü, den hogget ſe den Kopp af un ſett'n ünn auck wier up, et is auck glick wier tau heilt, dat et ut ſach aſe hädde he 'n roen Faen (Faden) üm 'n Hals. Da ſegd de Künig to ehr „mein Kind, wo haſt du denn das gelernt?"/„Ja," ſegd ſe, „die Kunſt verſteh ich, ſoll ich es an dir auch einmal verſuchen?"/„O ja," ſegd he. Do hogget ſe en awerſt den Kopp af un ſett'n en nig wier upp, ſe doet as ob ſe'n nig darup kriegen künne, und as ob he nig feſt ſitten wulle. Da werd de Künig begraven, ſe awerſt frigget den Ferenand getrü.

He ride awerſt jümmer ſinen Schümmel, un aſe he mal darup ſat, da ſegd he to em he ſulle mal up 'ne annere Haide de he em wiſt, trecken un da dreimal mit em herumme jagen. Wie he dat dahen hadde, da geit de Schümmel up de Hinnerbeine ſtahn un verwannelt ſik in 'n Künigsſuhn.

47. Brüderchen und Schweſterchen

rüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſprach „ſeit die Mutter tot iſt, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkruſten, die übrig bleiben, ſind unſere Speiſe, und dem Hündlein unter dem Tiſch geht's beſſer: dem wirft ſie doch manchmal einen guten Biſſen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unſere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wieſen, Felder und Steine, und wenn es regnete, ſprach das Schweſterchen „Gott und unſere Herzen die

weinen zuſammen!" Abends kamen ſie in einen großen Wald und waren ſo müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß ſie ſich in einen hohlen Baum ſetzten und einſchliefen.

Am andern Morgen, als ſie aufwachten, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel und ſchien heiß in den Baum hinein. Da ſprach das Brüderchen „Schweſterchen, mich dürſtet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauſchen." Brüderchen ſtand auf, nahm Schweſterchen an der Hand, und ſie wollten das Brünnlein ſuchen. Die böſe Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl geſehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeſchlichen, heimlich, wie die Hexen ſchleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünſcht. Als ſie nun ein Brünnlein fanden, das ſo glitzerig über die Steine ſprang, wollte das Brüderchen daraus trinken: aber das Schweſterchen hörte, wie es im Rauſchen ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger." Da rief das Schweſterchen „ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, ſonſt wirſt du ein wildes Tier und zerreißeſt mich." Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich ſo großen Durſt hatte, und ſprach „ich will warten bis zur nächſten Quelle." Als ſie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schweſterchen, wie auch dieſes ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt, wird ein Wolf." Da rief das Schweſterchen „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, ſonſt wirſt du ein Wolf und friſſeſt mich." Das Brüderchen trank nicht, und ſprach „ich will warten, bis wir zur nächſten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magſt ſagen, was du willſt: mein Durſt iſt gar zu groß." Und als ſie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schweſterlein, wie es im Rauſchen ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh." Das Schweſterchen ſprach „ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, ſonſt wirſt du ein Reh und läufſt mir fort." Aber das Brüderchen hatte ſich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hingebeugt und von dem Waſſer getrunken, und wie die erſten Tropfen auf ſeine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schweſterchen über das arme verwünſchte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und ſaß ſo traurig neben ihm. Da ſprach das Mädchen endlich „ſei ſtill, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlaſſen.“ Dann band es ſein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Binſen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als ſie lange lange gegangen waren, kamen ſie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen ſchaute hinein, und weil es leer war, dachte es „hier können wir bleiben und wohnen.“ Da ſuchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und ſammelte Wurzeln, Beeren und Nüſſe, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und ſpielte vor ihm herum. Abends wenn Schweſterchen müde war und ſein Gebet geſagt hatte, legte es ſeinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war ſein Kiſſen, darauf es ſanft einſchlief. Und hätte das Brüderchen nur ſeine menſchliche Geſtalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben geweſen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß ſie ſo allein in der Wildnis waren. Es trug ſich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da ſchallte das Hörnerblaſen, Hundegebell und das luſtige Geſchrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei geweſen. „Ach,“ ſprach es zum Schweſterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten,“ und bat ſo lange, bis es einwilligte. „Aber,“ ſprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern ſchließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, ſo klopf und ſprich mein Schweſterlein, laß mich herein: und wenn du nicht ſo ſprichſt, ſo ſchließ ich mein Türlein nicht auf.“ Nun ſprang das Rehchen hinaus, und war ihm ſo wohl und war ſo luſtig in freier Luft. Der König und ſeine Jäger ſahen das ſchöne Tier und ſetzten ihm nach, aber ſie konnten es nicht einholen, und wenn ſie meinten, ſie hätten es gewiß, da ſprang es über das Gebüſch weg und war verſchwunden. Als

es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach „mein Schwesterlein, laß mich herein." Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhete sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe, und sprach „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus." Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach „aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte wie es rief „mein Schwesterlein, laß mich herein," und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König „morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach „geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es „ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach „nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt: ich laß dich nicht hinaus." / „So sterb ich dir hier vor Betrübnis," antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern „nun jagt ihm den ganzen Tag nach bis in die Nacht, aber daß ihm keiner

etwas zuleide tut." So bald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger „nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief „lieb Schwesterlein, laß mich herein." Da ging die Tür auf, und der König trat herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach „willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?" / „Ach ja," antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht." Sprach der König „es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte daß sie so glücklich waren, und es ihnen so wohlging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen anderen Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht, und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach „eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt." / „Sei nur still," sagte die Alte und sprach sie zufrieden, „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein." Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der

Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag und sprach zu der Kranken „kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohltun und frische Kräfte geben: geschwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Badstube und legten sie in die Wanne: dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf, und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als er heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich, und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen was sie machte. Da rief die Alte geschwind „beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Türe aufging, und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Türe hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten „nein, wir haben niemand gesehen.“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr."

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König „Ach Gott, was ist das! ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr."

Und pflegte dann des Kindes wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach „du kannst niemand anders sein, als meine liebe Frau." Da antwortete sie „ja, ich bin deine liebe Frau," und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

48. Die weiße und die schwarze Braut

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte „wo führt der Weg ins Dorf?" / „Wenn Ihr ihn wissen wollt," sprach die Mutter, „so sucht ihn selber," und die Tochter setzte hinzu „habt Ihr Sorge daß Ihr ihn nicht findet, so nehmt Euch einen Wegweiser mit." Die Stieftochter aber sprach „armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir." Da zürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber war Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nahe am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte „wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren." Da sprach das Mädchen „ich möchte gern so schön und rein werden wie die Sonne;" alsbald war sie weiß und schön wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben der nie leer würde;" den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber „vergiß das Beste nicht." Sagte sie „ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode." Das ward ihr auch gewährt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Als die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, so stieg die Bosheit in ihrem Herzen noch höher, und sie hatte nichts anders im Sinn als wie sie ihr ein Leid antun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles was geschehen war. Nun sprach Reginer einmal zu ihr „liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer anblicken möchte." Da antwortete sie „aber ich bitte dich laß niemand das Bild sehen." Er malte nun seine Schwester ab und hing das Bild

in seiner Stube auf; er wohnte aber in des Königs Schloß, weil er bei ihm Kutscher war. Alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, und die war so schön gewesen, daß man keine finden konnte, die ihr gliche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener bemerkten aber daß der Kutscher täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönnten's ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und als er sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau glich, nur noch schöner war, so verliebte er sich sterblich hinein. Er ließ den Kutscher vor sich kommen und fragte wen das Bild vorstellte. Der Kutscher sagte es wäre seine Schwester, so entschloß sich der König keine andere als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die Schwarze war eifersüchtig über das Glück, ärgerte sich über alle Maßen und sprach zu ihrer Mutter „was helfen nun all Eure Künste, da Ihr mir ein solches Glück doch nicht verschaffen könnt." / „Sei still," sagte die Alte, „ich will dir's schon zuwenden." Und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie halb taub war. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Bock, um zu fahren. Wie sie eine Weile unterwegs waren, rief der Kutscher

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
Daß Regen dich nicht näßt,
Der Wind dich nicht bestäubt,
Daß du fein schön zum König kommst."

Die Braut fragte „was sagt mein lieber Bruder?" / „Ach," sprach die Alte, „er hat gesagt du sollst dein gülden Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben." Da zog sie's aus und tat's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter: über ein Weilchen rief der Bruder abermals

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß der Wind dich nicht beſtäubt,
Und du fein ſchön zum König kommſt."

Die Braut fragte „was ſagt mein lieber Bruder?" / „Ach," ſprach die Alte, „er hat geſagt, du ſollteſt deine güldene Haube abtun und deiner Schweſter geben." Da tat ſie die Haube ab und tat ſie der Schwarzen auf und ſaß im bloßen Haar. So fuhren ſie weiter: wiederum über ein Weilchen rief der Bruder

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht beſtäubt,
Und du fein ſchön zum König kommſt."

Die Braut fragte „was ſagt mein lieber Bruder?" / „Ach," ſprach die Alte, „er hat geſagt du möchteſt einmal aus dem Wagen ſehen." Sie fuhren aber gerade auf einer Brücke über ein tiefes Waſſer. Wie nun die Braut aufſtand und aus dem Wagen ſich heraus bückte, da ſtießen ſie die beiden hinaus, daß ſie mitten ins Waſſer ſtürzte. Als ſie verſunken war, in demſelben Augenblick ſtieg eine ſchneeweiße Ente aus dem Waſſerſpiegel hervor und ſchwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis ſie an den Hof kamen. Da brachte er dem König die Schwarze als ſeine Schweſter und meinte ſie wär's wirklich, weil es ihm trübe vor den Augen war, er doch die Goldkleider ſchimmern ſah. Der König, wie er die grundloſe Häßlichkeit an ſeiner vermeinten Braut erblickte, ward ſehr bös und befahl, den Kutſcher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern und Schlangengezücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch ſo zu beſtricken und durch ihre Künſte ihm die Augen zu verblenden, daß er ſie und ihre Tochter behielt, ja daß ſie ihm ganz leidlich vorkam und er ſich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal abends, während die ſchwarze Braut dem König auf dem Schoße ſaß, kam eine weiße Ente zum Goſſenſtein in die Küche geſchwommen und ſagte zum Küchenjungen

„Jüngelchen, mach Feuer an,
Daß ich meine Federn wärmen kann."

Das tat der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd: da kam die Ente und ſetzte ſich daneben, ſchüttelte ſich und ſtrich ſich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während ſie ſo ſaß und ſich wohltat, fragte ſie

„Was macht mein Bruder Reginer?“

Der Küchenjunge antwortete

„Liegt in der Grube gefangen
Bei Ottern und bei Schlangen.“

Fragte ſie weiter

„Was macht die ſchwarze Hexe im Haus?“

Der Küchenjunge antwortete

„Die ſitzt warm
In Königs Arm.“

Sagte die Ente

„Daß Gott erbarm!“

und ſchwamm den Goſſenſtein hinaus.

Den folgenden Abend kam ſie wieder und tat dieſelben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz bringen, ging zu dem König und entdeckte ihm alles. Der König aber wollte es ſelbſt ſehen, ging den andern Abend hin, und wie die Ente den Kopf durch den Goſſenſtein hereinſtreckte, nahm er ſein Schwert, und hieb ihr den Hals durch, da ward ſie auf einmal zum ſchönſten Mädchen und glich genau dem Bilde, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König war voll Freuden; und weil ſie ganz naß daſtand, ließ er köſtliche Kleider bringen und ließ ſie damit bekleiden. Dann erzählte ſie ihm wie ſie durch Liſt und Falſchheit wäre betrogen und zuletzt in den Fluß hinabgeworfen worden, und ihre erſte Bitte war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herausgeholt würde. Und als der König dieſe Bitte erfüllt hatte, ging er in die Kammer, wo die alte Hexe ſaß und fragte „was verdient die, welche das und das tut?“ und erzählte was geſchehen war. Da war ſie ſo verblendet, daß ſie nichts merkte und ſprach „die verdient daß man ſie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt,

und daß man vor das Faß ein Pferd ſpannt und das Pferd in alle Welt ſchickt." Das geſchah alles an ihr und ihrer ſchwarzen Tochter. Der König aber heiratete die weiße und ſchöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angeſehenen Mann machte.

49. Die drei Männlein im Walde

Es war ein Mann, dem ſtarb ſeine Frau und eine Frau, der ſtarb ihr Mann und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt und gingen zuſammen ſpazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da ſprach ſie zu des Mannes Tochter „hör, ſage deinem Vater, ich wollt ihn heiraten, dann ſollſt du jeden Morgen dich in Milch waſchen und Wein trinken, meine Tochter aber ſoll ſich in Waſſer waſchen und Waſſer trinken." Das Mädchen ging nach Haus und erzählte ſeinem Vater, was die Frau geſagt hatte. Der Mann ſprach „was ſoll ich tun? das Heiraten iſt eine Freude und iſt auch eine Qual." Endlich, weil er keinen Entſchluß faſſen konnte, zog er ſeinen Stiefel aus und ſagte: „nimm dieſen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Waſſer hinein. Hält er das Waſſer, ſo will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, ſo will ich nicht." Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war: aber das Waſſer zog das Loch zuſammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verkündete ſeinem Vater, wie's ausgefallen war. Da ſtieg er ſelbſt hinauf, und als er ſah, daß es ſeine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witwe und freite ſie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen ſich aufmachten, da ſtand vor des Mannes Tochter Milch zum Waſchen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber ſtand Waſſer zum Waſchen und Waſſer zum Trinken. Am zweiten Morgen ſtand Waſ-

ser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief das Mädchen und sprach „da zieh das Kleid an, geh hinaus in den Wald und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren; ich habe Verlangen danach." / „Du lieber Gott," sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleide gehen? es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert: da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mir's vom Leib."/ „Willst du mir noch widersprechen?" sagte die Stiefmutter, „mach daß du fortkommst, und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach „davon kannst du den Tag über essen," und dachte „draußen wird's erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, tat das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen. Es wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte bescheidentlich an die Tür. Sie riefen herein, und es trat in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haulemännerchen sprachen „gib uns auch etwas davon." / „Gerne," sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten „was willst du zur Winterzeit in

deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?" / „Ach," antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen und darf nicht eher nach Hause kommen als bis ich es mitbringe." Als es sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen „kehre damit an der Hintertüre den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander „was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte der erste „ich schenk ihm, daß es jeden Tag schöner wird." Der zweite sprach „ich schenk ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht." Der dritte sprach „ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt."

Das Mädchen aber tat wie die Haulemännerchen gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gefunden hat? lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da raffte es in seiner Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Haus, und wollte der Stiefmutter das Verlangte bringen. Wie es eintrat und „guten Abend" sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Übermut," rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuwerfen," aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren suchen. Die Mutter sprach „nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, gab sie endlich nach, nähte ihm einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemänner guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, und, ohne sich nach ihnen umzusehen und ohne sie zu grüßen, stolperte es in die Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns etwas davon," riefen die Kleinen, aber es antwortete

„es ſchickt mir ſelber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?" Als es nun fertig war mit dem Eſſen, ſprachen ſie „da haſt du einen Beſen, kehr uns draußen vor der Hintertür rein." / „Ei, kehrt euch ſelber," antwortete es, „ich bin eure Magd nicht." Wie es ſah, daß ſie ihm nichts ſchenken wollten, ging es zur Türe hinaus. Da ſprachen die kleinen Männer untereinander „was ſollen wir ihm ſchenken, weil es ſo unartig iſt und ein böſes neidiſches Herz hat, das niemand etwas gönnt?" Der erſte ſprach „ich ſchenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." Der zweite ſprach „ich ſchenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es ſpricht, eine Kröte aus dem Munde ſpringt." Der dritte ſprach „ich ſchenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes ſtirbt." Das Mädchen ſuchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund auftat und ſeiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da ſprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, ſo daß alle einen Abſcheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte ſich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie ſie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm ſie einen Keſſel, ſetzte ihn zum Feuer und ſott Garn darin. Als es geſotten war, hing ſie es dem armen Mädchen auf die Schulter, und gab ihm eine Axt dazu, damit ſollte es auf den gefrornen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn ſchlittern. Es war gehorſam, ging hin und hackte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Hacken war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König ſaß. Der Wagen hielt ſtill und der König fragte „mein Kind, wer biſt du und was machſt du da?" / „Ich bin ein armes Mädchen und ſchlittere Garn." Da fühlte der König Mitleiden, und als er ſah, wie es ſo gar ſchön war, ſprach er „willſt du mit mir fahren?" / „Ach ja, von Herzen gern," antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schweſter aus den Augen kommen ſollte.

Alſo ſtieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als ſie auf ſein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mäd-

chen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett, und die Alte deckte sie zu bis über den Kopf. Als der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte „still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach, und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt, und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam, die sprach

„König, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?"

Und als er keine Antwort gab, sprach sie

„Was machen meine Gäste?"

Da antwortete der Küchenjunge

„Sie schlafen feste."

Fragte sie weiter

„Was macht mein Kindelein?"

Antwortete er

„Er schläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte, in der drit-

ten ſprach ſie zu dem Küchenjungen „geh und ſage dem König, daß er ſein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir ſchwingt.“ Da lief der Küchenjunge und ſagte es dem König, der kam mit ſeinem Schwert und ſchwang es dreimal über dem Geiſt: und beim drittenmal ſtand ſeine Gemahlin vor ihm, friſch, lebendig und geſund, wie ſie vorher geweſen war.

Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden ſollte. Und als es getauft war, ſprach er „was gehört einem Menſchen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Waſſer wirft?“ / „Nichts beſſeres,“ antwortete die Alte, „als daß man den Böſewicht in ein Faß ſteckt, das mit Nägeln ausgeſchlagen iſt, und den Berg hinab ins Waſſer rollt.“ Da ſagte der König „du haſt dein Urteil geſprochen,“ ließ ein ſolches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinſtecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

50. Das Waldhaus

Ein armer Holzhauer lebte mit ſeiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einſamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an ſeine Arbeit wollte, ſagte er zu ſeiner Frau „laß mir mein Mittagsbrot von dem älteſten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde ſonſt nicht fertig. Und damit es ſich nicht verirrt,“ ſetzte er hinzu, „ſo will ich einen Beutel mit Hirſen mitnehmen und die Körner auf den Weg ſtreuen.“ Als nun die Sonne mitten über dem Walde ſtand, machte ſich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldſperlinge, die Lerchen und Finken, Amſeln und Zeiſige hatten den Hirſen ſchon längſt aufgepickt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück immer fort, bis die Sonne ſank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauſchten in der Dunkelheit, die

Eulen ſchnarrten, und es fing an ihm angſt zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwiſchen den Bäumen blinkte. „Dort ſollten wohl Leute wohnen," dachte es, „die mich über Nacht behalten," nnd ging auf das Licht zu. Nicht lange ſo kam es an ein Haus, deſſen Fenſter erleuchtet waren. Es klopfte an, nnd eine rauhe Stimme rief von innen „herein". Das Mädchen trat auf die dunkle Diele, nnd pochte an der Stubentür. „Nur herein" rief die Stimme, und als es öffnete, ſaß ein alter eisgrauer Mann an dem Tiſch, hatte das Geſicht auf die beiden Hände geſtützt, und ſein weißer Bart floß über den Tiſch herab faſt bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgeſcheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten ſein Schickſal und bat um ein Nachtlager. Der Mann ſprach

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du ſchöne bunte Kuh,
Was ſagſt du dazu?"

„duks!" antworteten die Tiere: und das mußte wohl heißen „wir ſind es zufrieden," denn der Alte ſprach weiter „hier iſt Hülle und Fülle, geh hinaus an den Herd und koch uns ein Abendeſſen." Das Mädchen fand in der Küche Überfluß an allem und kochte eine gute Speiſe, aber an die Tiere dachte es nicht. Es trug die volle Schüſſel auf den Tiſch, ſetzte ſich zu dem grauen Mann, aß und ſtillte ſeinen Hunger. Als es ſatt war, ſprach es „aber jetzt bin ich müde, wo iſt ein Bett, in das ich mich legen und ſchlafen kann?" Die Tiere antworteten

„Du haſt mit ihm gegeſſen,
Du haſt mit ihm getrunken,
Du haſt an uns gar nicht gedacht,
Nun ſieh auch wo du bleibſt die Nacht."

Da ſprach der Alte „ſteig nur die Treppe hinauf, ſo wirſt du eine Kammer mit zwei Betten finden, ſchüttle ſie auf und decke ſie mit weißem Linnen, ſo will ich auch kommen und mich ſchlafen legen." Das Mädchen ſtieg hinauf, nnd als es die Betten geſchüttelt nnd friſch gedeckt hatte, legte es ſich in das eine, ohne weiter auf den

Alten zu warten. Nach einiger Zeit aber kam der graue Mann, beleuchtete das Mädchen mit dem Licht und schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah, daß es fest eingeschlafen war, öffnete er eine Falltüre und ließ es in den Keller sinken.

Der Holzhauer kam am späten Abend nach Haus und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen Tag habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld," antwortete sie, „das Mädchen ist mit dem Mittagsessen hinausgegangen, es muß sich verirrt haben: morgen wird es schon wiederkommen." Vor Tag aber stand der Holzhauer auf, wollte in den Wald und verlangte die zweite Tochter sollte ihm diesmal das Essen bringen. „Ich will einen Beutel mit Linsen mitnehmen," sagte er, „die Körner sind größer als Hirsen, das Mädchen wird sie besser sehen und kann den Weg nicht verfehlen." Zur Mittagszeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, aber die Linsen waren verschwunden: die Waldvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Haus des Alten, ward hereingerufen, und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?"

Die Tiere antworteten abermals „duks," und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht."

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Holzhacker zu seiner Frau „schicke mir heute unser jüngstes Kind mit dem Essen hinaus, das

iſt immer gut und gehorſam geweſen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie ſeine Schweſtern, die wilden Hummeln, herum ſchwärmen." Die Mutter wollte nicht und ſprach „ſoll ich mein liebſtes Kind auch noch verlieren?"/„Sei ohne Sorge," antwortete er, „das Mädchen verirrt ſich nicht, es iſt zu klug und verſtändig; zum Überfluß will ich Erbſen mitnehmen und ausſtreuen, die ſind noch größer als Linſen und werden ihm den Weg zeigen." Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinaus kam, ſo hatten die Waldtauben die Erbſen ſchon im Kropf, es wußte nicht wohin es ſich wenden ſollte. Es war voll Sorgen und dachte beſtändig daran wie der arme Vater hungern und die gute Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich als es finſter ward, erblickte es das Lichtchen und kam an das Waldhaus. Es bat ganz freundlich ſie möchten es über Nacht beherbergen, und der Mann mit dem weißen Bart fragte wieder ſeine Tiere

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du ſchöne bunte Kuh,
Was ſagſt du dazu?"

„duks" ſagten ſie. Da trat das Mädchen an den Ofen, wo die Tiere lagen, und liebkoſte Hühnchen und Hähnchen, indem es mit der Hand über die glatten Federn hinſtrich, und die bunte Kuh kraute es zwiſchen den Hörnern. Und als es auf Geheiß des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und die Schüſſel auf dem Tiſch ſtand, ſo ſprach es „ſoll ich mich ſättigen und die guten Tiere ſollen nichts haben? Draußen iſt die Hülle und Fülle, erſt will ich für ſie ſorgen." Da ging es, holte Gerſte und ſtreute ſie dem Hühnchen und Hähnchen vor und brachte der Kuh wohlriechendes Heu einen ganzen Arm voll. „Laßt's euch ſchmecken, ihr lieben Tiere," ſagte es, „und wenn ihr durſtig ſeid, ſollt ihr auch einen friſchen Trunk haben." Dann trug es einen Eimer voll Waſſer herein, und Hühnchen und Hähnchen ſprangen auf den Rand, ſteckten den Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe wie die Vögel trinken, und die bunte Kuh tat auch einen herzhaften Zug. Als die Tiere gefüttert waren, ſetzte

ſich das Mädchen zu dem Alten an den Tiſch und aß was er ihm übrig gelaſſen hatte. Nicht lange ſo fing Hühnchen und Hähnchen an das Köpfchen zwiſchen die Flügel zu ſtecken, und die bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da ſprach das Mädchen „ſollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?

Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du ſchöne bunte Kuh,
Was ſagſt du dazu?"

Die Tiere antworteten „duks,

Du haſt mit uns gegeſſen,
Du haſt mit uns getrunken,
Du haſt uns alle wohl bedacht
Wir wünſchen dir eine gute Nacht."

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, ſchüttelte die Federkiſſen und deckte friſches Linnen auf, und als es fertig war, kam der Alte und legte ſich in das Bett, und ſein weißer Bart reichte ihm bis an die Füße. Das Mädchen legte ſich in das andere, tat ſein Gebet und ſchlief ein.

Es ſchlief ruhig bis Mitternacht, da ward es ſo unruhig in dem Hauſe, daß das Mädchen erwachte. Da fing es an in den Ecken zu knittern und zu knattern, und die Türe ſprang auf und ſchlug an die Wand: die Balken dröhnten, als wenn ſie aus ihren Fugen geriſſen würden, und es war als wenn die Treppe herab ſtürzte, und endlich krachte es als wenn das ganze Dach zuſammen fiele. Da es aber wieder ſtill ward und dem Mädchen nichts zuleid geſchah, ſo blieb es ruhig liegen und ſchlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenſchein aufwachte, was erblickten ſeine Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchſen auf grünſeidenem Grund goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Elfenbein und die Decke darauf von rotem Sammet, und auf einem Stuhl daneben ſtanden ein paar mit Perlen geſtickte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es zu befehlen hätte. „Geht nur," antwortete das Mädchen, „ich

will gleich aufſtehen und dem Alten eine Suppe kochen und dann auch ſchön Hühnchen, ſchön Hähnchen und die ſchöne bunte Kuh füttern.“ Es dachte der Alte wäre ſchon aufgeſtanden und ſah ſich nach ſeinem Bette um, aber er lag nicht darin, ſondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete und ſah, daß er jung und ſchön war, erwachte er, richtete ſich auf und ſprach „ich bin ein Königsſohn, und war von einer böſen Hexe verwünſcht worden als ein alter eisgrauer Mann in dem Wald zu leben: niemand durfte um mich ſein als meine drei Diener in der Geſtalt eines Hühnchens, eines Hähnchens und einer bunten Kuh. Und nicht eher ſollte die Verwünſchung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme, ſo gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menſchen allein, ſondern auch gegen die Tiere ſich liebreich bezeigte, und das biſt du geweſen, und heute um Mitternacht ſind wir durch dich erlöſt und das alte Waldhaus iſt wieder in meinen königlichen Palaſt verwandelt worden.“ Und als ſie aufgeſtanden waren, ſagte der Königsſohn den drei Dienern, ſie ſollten hinfahren und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitsfeier herbeiholen. „Aber wo ſind meine zwei Schweſtern?“ fragte das Mädchen. „Die habe ich in den Keller geſperrt, und morgen ſollen ſie in den Wald geführt werden und ſollen bei einem Köhler ſo lange als Mägde dienen, bis ſie ſich gebeſſert haben und auch die armen Tiere nicht hungern laſſen.“

51. Hänſel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänſel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teurung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr ſchaffen. Wie er ſich nun abends im Bette Gedanken machte und ſich vor Sorgen herumwälzte, ſeufzte er und ſprach zu ſeiner Frau „was ſoll aus uns werden? wie können wir unſere armen

Kinder ernähren, da wir für uns ſelbſt nichts mehr haben?" / „Weißt du was, Mann," antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dickſten iſt: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unſere Arbeit und laſſen ſie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Hauſe und wir ſind ſie los." / „Nein, Frau," ſagte der Mann, „das tue ich nicht; wie ſollt ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu laſſen, die wilden Tiere würden bald kommen und ſie zerreißen." / „O du Narr," ſagte ſie, „dann müſſen wir alle viere Hungers ſterben, du kannſt nur die Bretter für die Särge hobeln," und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch," ſagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einſchlafen können und hatten gehört was die Stiefmutter zum Vater geſagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und ſprach zu Hänſel „nun iſt's um uns geſchehen." / „Still, Gretel," ſprach Hänſel, „gräme dich nicht, ich will uns ſchon helfen." Und als die Alten eingeſchlafen waren, ſtand er auf, zog ſein Röcklein an, machte die Untertüre auf und ſchlich ſich hinaus. Da ſchien der Mond ganz helle, und die weißen Kieſelſteine, die vor dem Hauſe lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänſel bückte ſich und ſteckte ſo viel in ſein Rocktäſchlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, ſprach zu Gretel „ſei getroſt, liebes Schweſterchen und ſchlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlaſſen," und legte ſich wieder in ſein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam ſchon die Frau und weckte die beiden Kinder, „ſteht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab ſie jedem ein Stückchen Brot und ſprach „da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänſel die Steine in der Taſche hatte. Danach machten ſie ſich alle zuſammen auf den Weg nach dem Wald. Als ſie ein Weilchen gegangen waren, ſtand Hänſel ſtill und guckte nach dem

Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach „Hänsel was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht.“ / „Ach, Vater,“ sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ Die Frau sprach „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.“ Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater „nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert.“ Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau „nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.“

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes ein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach „wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!“ Hänsel aber tröstete sie „wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.“ Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie „ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Wald geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wieder-

kommen." Der Vater aber freute ſich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er ſie ſo allein zurückgelaſſen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater ſprach „alles iſt wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müſſen fort, wir wollen ſie tiefer in den Wald hineinführen, damit ſie den Weg nicht wieder heraus finden; es iſt ſonſt keine Rettung für uns." Dem Mann fiel's ſchwer aufs Herz und er dachte „es wäre beſſer, daß du den letzten Biſſen mit deinen Kindern teilteſt." Aber die Frau hörte auf nichts, was er ſagte, ſchalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A ſagt muß auch B ſagen, und weil er das erſtemal nachgegeben hatte, ſo mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach geweſen und hatten das Geſpräch mit angehört. Als die Alten ſchliefen, ſtand Hänſel wieder auf, wollte hinaus und Kieſelſteine aufleſen, wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Tür verſchloſſen, und Hänſel konnte nicht heraus. Aber er tröſtete ſein Schweſterchen und ſprach „weine nicht, Gretel, und ſchlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns ſchon helfen."

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Walde bröckelte es Hänſel in der Taſche, ſtand oft ſtill und warf ein Brócklein auf die Erde. „Hänſel, was ſtehſt du da und guckſt dich um," ſagte der Vater, „geh deiner Wege." / „Ich ſehe nach meinem Täubchen, das ſitzt auf dem Dache und will mir Ade ſagen," antwortete Hänſel. „Narr," ſagte die Frau, „das iſt dein Täubchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein oben ſcheint." Hänſel aber warf nach und nach alle Brócklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo ſie ihr Lebtag noch nicht geweſen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter ſagte „bleibt nur da ſitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde ſeid, könnt ihr ein wenig ſchlafen:

wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig ſind, kommen wir und holen euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänſel, der ſein Stück auf den Weg geſtreut hatte. Dann ſchliefen ſie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erſt in der finſtern Nacht, und Hänſel tröſtete ſein Schweſterchen und ſagte „wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein ſehen, die ich ausgeſtreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus." Als der Mond kam, machten ſie ſich auf, aber ſie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tauſend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten ſie weggepickt. Hänſel ſagte zu Gretel „wir werden den Weg ſchon finden," aber ſie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber ſie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren ſo hungrig, denn ſie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde ſtanden. Und weil ſie ſo müde waren, daß die Beine ſie nicht mehr tragen wollten, ſo legten ſie ſich unter einen Baum und ſchliefen ein.

Nun war's ſchon der dritte Morgen, daß ſie ihres Vaters Haus verlaſſen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber ſie gerieten immer tiefer in den Wald und wenn nicht bald Hilfe kam, ſo mußten ſie verſchmachten. Als es Mittag war, ſahen ſie ein ſchönes ſchneeweißes Vöglein auf einem Aſt ſitzen, das ſang ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, ſchwang es ſeine Flügel und flog vor ihnen her, und ſie gingen ihm nach, bis ſie zu einem Häuschen gelangten, auf deſſen Dach es ſich ſetzte, und als ſie ganz nahe herankamen, ſo ſahen ſie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war, und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenſter waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dran machen," ſprach Hänſel, „und eine geſegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach eſſen, Gretel, du kannſt vom Fenſter eſſen, das ſchmeckt ſüß." Hänſel reichte in die Höhe und brach ſich ein wenig vom Dach ab, um zu verſuchen, wie es ſchmeckte, und Gretel ſtellte ſich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus

„Knuper, knuper, kneischen,
Wer knupert an meinem Häuschen?“

Die Kinder antworteten

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind,“

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder, und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Tür auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach „ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.“ Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch „die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen.“ Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin „das wird ein guter Bissen werden.“ Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein: er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief „steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem

Bruder etwas Gutes, der ſitzt draußen im Stall und ſoll fett werden. Wenn er fett iſt, ſo will ich ihn eſſen.“ Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, ſie mußte tun, was die böſe Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänſel das beſte Eſſen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsſchalen. Jeden Morgen ſchlich die Alte zu dem Ställchen und rief „Hänſel, ſtreck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett biſt.“ Hänſel ſtreckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht ſehen, und meinte, es wären Hänſels Finger, und verwunderte ſich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänschen immer mager blieb, da übernahm ſie die Ungeduld, und ſie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel,“ rief ſie dem Mädchen zu, „ſei flink und trag Waſſer: Hänſel mag fett oder mager ſein, morgen will ich ihn ſchlachten und kochen.“ Ach, wie jammerte das arme Schweſterchen, als es das Waſſer tragen mußte, und wie floſſen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch,“ rief ſie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefreſſen, ſo wären wir doch zuſammen geſtorben.“ / „Spar nur dein Geplärre,“ ſagte die Alte, „es hilft dir alles nichts.“

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Keſſel mit Waſſer aufhängen und Feuer anzünden. „Erſt wollen wir backen,“ ſagte die Alte, „ich habe den Backofen ſchon eingeheizt und den Teig geknetet.“ Sie ſtieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen ſchon herausſchlugen. „Kriech hinein,“ ſagte die Hexe, „und ſieh zu, ob recht eingeheizt iſt, damit wir das Brot hineinſchießen können.“ Und wenn Gretel darin war, wollte ſie den Ofen zumachen, und Gretel ſollte darin braten, und dann wollte ſie's auch aufeſſen. Aber Gretel merkte, was ſie im Sinn hatte und ſprach „ich weiß nicht, wie ich's machen ſoll; wie komm ich da hinein?“ / „Dumme Gans,“ ſagte die Alte, „die Öffnung iſt groß genug, ſiehſt du wohl, ich könnte ſelbſt hinein,“ krappelte heran und ſteckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß ſie weit hineinfuhr, machte die eiſerne Tür zu und ſchob den Riegel vor. Hu!

da fing ſie an zu heulen, ganz grauſelig; aber Gretel lief fort, und die gottloſe Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief ſchnurſtracks zum Hänſel, öffnete ſein Ställchen und rief „Hänſel, wir ſind erlöſt, die alte Hexe iſt tot.“ Da ſprang Hänſel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben ſie ſich gefreut, ſind ſich um den Hals gefallen, ſind herumgeſprungen und haben ſich geküßt! Und weil ſie ſich nicht mehr zu fürchten brauchten, ſo gingen ſie in das Haus der Hexe hinein, da ſtanden in allen Ecken Kaſten mit Perlen und Edelſteinen. „Die ſind noch beſſer als Kieſelſteine,“ ſagte Hänſel und ſteckte in ſeine Taſchen, was hinein wollte, und Gretel ſagte „ich will auch etwas mit nach Haus bringen“ und füllte ſich ſein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort,“ ſagte Hänſel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen.“ Als ſie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten ſie an ein großes Waſſer. „Wir können nicht hinüber,“ ſprach Hänſel, „ich ſeh keinen Steg und keine Brücke.“/ „Hier fährt auch kein Schiffchen,“ antwortete Gretel, „aber da ſchwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, ſo hilft ſie uns hinüber.“ Da rief ſie

„Entchen, Entchen,
Da ſteht Gretel und Hänſel.
Kein Steg und keine Brücke,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken.“

Das Entchen kam auch heran, und Hänſel ſetzte ſich auf und bat ſein Schweſterchen ſich zu ihm zu ſetzen. „Nein,“ antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu ſchwer, es ſoll uns nacheinander hinüber bringen.“ Das tat das gute Tierchen, und als ſie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten ſie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen ſie an zu laufen, ſtürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, ſeitdem er die Kinder im Walde gelaſſen hatte, die Frau aber war geſtorben. Gretel ſchüttelte ſein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelſteine in der Stube herumſprangen, und

Hänſel warf eine Handvoll nach der andern aus ſeiner Taſche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und ſie lebten in lauter Freude zuſammen. Mein Märchen iſt aus, dort lauft eine Maus, wer ſie fängt, darf ſich eine große große Pelzkappe daraus machen.

52. Der Herr Gevatter

Ein armer Mann hatte ſo viel Kinder, daß er ſchon alle Welt zu Gevatter gebeten hatte, und als er noch eins bekam, ſo war niemand mehr übrig, den er bitten konnte. Er wußte nicht was er anfangen ſollte, legte ſich in ſeiner Betrübnis nieder und ſchlief ein. Da träumte ihm, er ſollte vor das Tor gehen und den erſten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Als er aufgewacht war, beſchloß er dem Traum zu folgen, ging hinaus vor das Tor und den erſten, der ihm begegnete, bat er zu Gevatter. Der Fremde ſchenkte ihm ein Gläschen mit Waſſer und ſagte „das iſt ein wunderbares Waſſer, damit kannſt du die Kranken geſund machen, du mußt nur ſehen wo der Tod ſteht. Steht er beim Kopf, ſo gib dem Kranken von dem Waſſer, und er wird geſund werden, ſteht er aber bei den Füßen, ſo iſt alle Mühe vergebens, er muß ſterben.“ Der Mann konnte von nun an immer ſagen ob ein Kranker zu retten war oder nicht, ward berühmt durch ſeine Kunſt und verdiente viel Geld. Einmal ward er zu dem Kind des Königs gerufen, und als er eintrat, ſah er den Tod bei dem Kopfe ſtehen, und heilte es mit dem Waſſer, und ſo war es auch bei dem zweitenmal, aber das drittemal ſtand der Tod bei den Füßen, da mußte das Kind ſterben.

Der Mann wollte doch einmal ſeinen Gevatter beſuchen und ihm erzählen wie es mit dem Waſſer gegangen war. Als er aber ins Haus kam, war eine ſo wunderliche Wirtſchaft darin. Auf der erſten Treppe zankten ſich Schippe und Beſen, und ſchmiſſen gewaltig aufeinander los. Er fragte ſie „wo wohnt der Herr Gevatter?“ Der Beſen antwortete „eine Treppe höher.“ Als er auf

die zweite Treppe kam, sah er eine Menge toter Finger liegen. Er fragte „wo wohnt der Herr Gevatter?" Einer aus den Fingern antwortete „eine Treppe höher." Auf der dritten lag ein Haufen toter Köpfe, die wiesen ihn wieder eine Treppe höher. Auf der vierten Treppe sah er Fische über dem Feuer stehen, die britzelten in der Pfanne, und backten sich selber. Sie sprachen auch „eine Treppe höher." Und als er die fünfte hinaufgestiegen war, so kam er vor eine Stube und guckte durch das Schlüsselloch, da sah er den Gevatter, der ein paar lange Hörner hatte. Als er die Türe aufmachte und hineinging, legte sich der Gevatter geschwind aufs Bett und deckte sich zu. Da sprach der Mann „Herr Gevatter, was ist für eine wunderliche Wirtschaft in Eurem Hause? als ich auf Eure erste Treppe kam, so zankten sich Schippe und Besen miteinander und schlugen gewaltig aufeinander los."/ „Wie seid Ihr so einfältig," sagte der Gevatter, „das war der Knecht und die Magd, die sprachen miteinander." / „Aber auf der zweiten Treppe sah ich tote Finger liegen." / „Ei, wie seid Ihr albern! das waren Skorzenerwurzeln." / „Auf der dritten Treppe lag ein Haufen Totenköpfe." / „Dummer Mann, das waren Krautköpfe." / „Auf der vierten sah ich Fische in der Pfanne, die britzelten, und backten sich selber." Wie er das gesagt hatte, kamen die Fische und trugen sich selber auf. „Und als ich die fünfte Treppe heraufgekommen war, guckte ich durch das Schlüsselloch einer Tür, und da sah ich Euch, Gevatter, und Ihr hattet lange lange Hörner." / „Ei, das ist nicht wahr." Dem Mann ward angst, und er lief fort, und wer weiß was ihm der Herr Gevatter sonst angetan hätte.

53. Frau Trude

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war eigenſinnig und vorwitzig, und wenn ihm ſeine Eltern etwas ſagten, ſo gehorchte es nicht: wie konnte es dem gut gehen? Eines Tages ſagte es zu ſeinen Eltern „ich habe ſo viel von der Frau Trude gehört, ich will einmal zu ihr hingehen: die Leute ſagen es ſehe ſo wunderlich bei ihr aus und erzählen es ſeien ſo ſeltſame Dinge in ihrem Hauſe, da bin ich ganz neugierig geworden.“ Die Eltern verboten es ihr ſtreng und ſagten „die Frau Trude iſt eine böſe Frau, die gottloſe Dinge treibt, und wenn du zu ihr hingehſt, ſo biſt du unſer Kind nicht mehr.“ Aber das Mädchen kehrte ſich nicht an das Verbot ſeiner Eltern und ging doch zu der Frau Trude. Und als es zu ihr kam, fragte die Frau Trude „warum biſt du ſo bleich?“ / „Ach,“ antwortete es, und zitterte am Leibe, „ich habe mich ſo erſchrocken über das was ich geſehen habe.“ / „Was haſt du geſehen?“ / „Ich ſah auf Eurer Stiege einen ſchwarzen Mann.“ / „Das war der Köhler.“ / „Dann ſah ich einen grünen Mann.“ / „Das war ein Jäger.“ / „Danach ſah ich einen blutroten Mann.“ / „Das war ein Metzger.“ / „Ach, Frau Trude, mir grauſte, ich ſah durchs Fenſter und ſah Euch nicht, wohl aber den Teufel mit feurigem Kopf.“ / „Oho,“ ſagte ſie, „ſo haſt du die Hexe in ihrem rechten Schmuck geſehen: ich habe ſchon lange auf dich gewartet und nach dir verlangt, du ſollſt mir leuchten.“ Da verwandelte ſie das Mädchen in einen Holzblock und warf ihn ins Feuer. Und als er in voller Glut war, ſetzte ſie ſich daneben, wärmte ſich daran und ſprach „das leuchtet einmal hell!“

54. Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen, und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen: sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte und lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach „hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte: und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief „ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich: ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu, und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel, und rief ihm zu „ach schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen als regneten sie, und schüttelte bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief

ihm nach „was fürchteſt du dich, liebes Kind? bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hauſe ordentlich tun willſt, ſo ſoll dir's gut gehen. Du mußt nur acht geben daß du mein Bett gut machſt und es fleißig aufſchüttelſt, daß die Federn fliegen, dann ſchneit es in der Welt*; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm ſo gut zuſprach, ſo faßte ſich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab ſich in ihren Dienſt. Es beſorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit, und ſchüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böſes Wort, und alle Tage Geſottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs ſelbſt nicht was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich vieltauſendmal beſſer ging als zu Haus, ſo hatte es doch Verlangen dahin. Endlich ſagte es zu ihr „ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch ſo gut hier unten geht, ſo kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle ſagte „es gefällt mir, daß du wieder nach Hauſe verlangſt, und weil du mir ſo treu gedient haſt, ſo will ich dich ſelbſt wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter ſtand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, ſo daß es über und über davon bedeckt war. „Das ſollſt du haben, weil du ſo fleißig geweſen biſt," ſprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verſchloſſen, und das Mädchen befand ſich oben auf der Welt, nicht weit von ſeiner Mutter Haus: und als es in den Hof kam, ſaß der Hahn auf dem Brunnen und rief

„Kikeriki,
Unſere goldene Jungfrau iſt wieder hie."

Da ging es hinein zu ſeiner Mutter, und weil es ſo mit Gold

* Darum ſagt man in Heſſen, wenn es ſchneit, die Frau Holle macht ihr Bett.

bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schweſter gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte ſie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasſelbe Glück verſchaffen. Sie mußte ſich an den Brunnen ſetzen und ſpinnen; und damit ihre Spule blutig ward, ſtach ſie ſich in die Finger und ſtieß ſich die Hand in die Dornhecke. Dann warf ſie die Spule in den Brunnen und ſprang ſelber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die ſchöne Wieſe und ging auf demſelben Pfade weiter. Als ſie zu dem Backofen gelangte, ſchrie das Brot wieder „ach zieh mich raus, zieh mich raus, ſonſt verbrenn ich, ich bin ſchon längſt ausgebacken." Die Faule aber antwortete „da hätt ich Luſt mich ſchmutzig zu machen," und ging fort. Bald kam ſie zu dem Apfelbaum, der rief „ach ſchüttel mich, ſchüttel mich, wir Äpfel ſind alle miteinander reif." Sie antwortete aber „du kommſt mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen," und ging damit weiter. Als ſie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete ſie ſich nicht, weil ſie von ihren großen Zähnen ſchon gehört hatte und verdingte ſich gleich zu ihr. Am erſten Tag tat ſie ſich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn ſie ihr etwas ſagte, denn ſie dachte an das viele Gold, das ſie ihr ſchenken würde; am zweiten Tag aber fing ſie ſchon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte ſie morgens gar nicht aufſtehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht wie ſich's gebührte, und ſchüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und ſagte ihr den Dienſt auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte ſie auch zu dem Tor, als ſie aber darunter ſtand, ward ſtatt des Goldes ein großer Keſſel voll Pech ausgeſchüttet. „Das iſt zur Belohnung deiner Dienſte," ſagte die Frau Holle und ſchloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber ſie war ganz mit Pech bedeckt. und der Hahn auf dem Brunnen, als er ſie ſah, rief

„Kikeriki,
Unſere ſchmutzige Jungfrau iſt wieder hie."

Das Pech aber blieb feſt an ihr hängen und wollte, ſolange ſie lebte, nicht abgehen.

55. Marienkind

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit ſeiner Frau, der hatte nur ein einziges Kind, das war ein Mädchen von drei Jahren. Sie waren aber ſo arm, daß ſie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was ſie ihm ſollten zu eſſen geben. Eines Morgens ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an ſeine Arbeit, und wie er da Holz hackte, ſtand auf einmal eine ſchöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und ſprach zu ihm „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Chriſtkindleins: du biſt arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, ſeine Mutter ſein und für es ſorgen.“ Der Holzhacker gehorchte, holte ſein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank ſüße Milch, und ſeine Kleider waren von Gold, und die Englein ſpielten mit ihm. Als es nun vierzehn Jahr alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu ſich und ſprach „liebes Kind, ich habe eine große Reiſe vor, da nimm die Schlüſſel zu den dreizehn Türen des Himmelreichs in Verwahrung: zwölf davon darfſt du aufſchließen und die Herrlichkeiten darin betrachten, aber die dreizehnte, wozu dieſer kleine Schlüſſel gehört, die iſt dir verboten: hüte dich, daß du ſie nicht aufſchließeſt, ſonſt wirſt du unglücklich.“ Das Mädchen verſprach gehorſam zu ſein, und als nun die Jungfrau Maria weg war, fing ſie an und beſah die Wohnungen des Himmelreichs: jeden Tag ſchloß ſie eine auf, bis die zwölfe herum waren. In jeder aber ſaß ein Apoſtel, und war von großem Glanz umgeben, und es freute ſich über all die Pracht und Herrlichkeit, und die Englein, die es immer begleiteten, freuten ſich mit ihm. Nun war die

verbotene Tür allein noch übrig, da empfand es eine große Luſt zu wiſſen was dahinter verborgen wäre, und ſprach zu den Englein „ganz aufmachen will ich ſie nicht und will auch nicht hineingehen, aber ich will ſie aufſchließen, damit wir ein wenig durch den Ritz ſehen.“ / „Ach nein,“ ſagten die Englein, „das wäre Sünde: die Jungfrau Maria hat's verboten, und es könnte leicht dein Unglück werden.“ Da ſchwieg es ſtill, aber die Begierde in ſeinem Herzen ſchwieg nicht ſtill, ſondern nagte und pickte ordentlich daran und ließ ihm keine Ruhe. Und als die Englein einmal alle hinausgegangen waren, dachte es „nun bin ich ganz allein und könnte hineingucken, es weiß es ja niemand, wenn ich's tue.“ Es ſuchte den Schlüſſel heraus und als es ihn in der Hand hielt, ſteckte es ihn auch in das Schloß, und als es ihn hineingeſteckt hatte, drehte es auch um. Da ſprang die Tür auf, und es ſah da die Dreieinigkeit im Feuer und Glanz ſitzen. Es blieb ein Weilchen ſtehen und betrachtete alles mit Erſtaunen, dann rührte es ein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward der Finger ganz golden. Alsbald empfand es eine gewaltige Angſt, ſchlug die Türe heftig zu und lief fort. Die Angſt wollte auch nicht wieder weichen, es mochte anfangen was es wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden: auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waſchen und reiben ſoviel es wollte.

Gar nicht lange, ſo kam die Jungfrau Maria von ihrer Reiſe zurück. Sie rief das Mädchen zu ſich und forderte ihm die Himmelsſchlüſſel wieder ab. Als es den Bund hinreichte, blickte ihm die Jungfrau in die Augen, und ſprach: „haſt du auch nicht die dreizehnte Tür geöffnet?“ / „Nein,“ antwortete es. Da legte ſie ihre Hand auf ſein Herz, fühlte wie es klopfte und klopfte, und merkte wohl, daß es ihr Gebot übertreten und die Türe aufgeſchloſſen hatte. Da ſprach ſie noch einmal „haſt du es gewiß nicht getan?“ / „Nein,“ ſagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte ſie den Finger, der von der Berührung des himmliſchen Feuers golden geworden war, ſah wohl, daß es geſündigt hatte und ſprach zum drittenmal „haſt du es nicht getan?“ / „Nein,“ ſagte das Mädchen zum drittenmal. Da ſprach die Jung-

frau Maria „du haſt mir nicht gehorcht, und haſt noch dazu gelogen, du biſt nicht mehr würdig im Himmel zu ſein.“

Da verſank das Mädchen in einen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde, mitten in einer Wildnis. Es wollte rufen, aber es konnte keinen Laut hervorbringen. Es ſprang auf und wollte fortlaufen, aber wo es ſich hinwendete, immer ward es von dichten Dornhecken zurückgehalten, die es nicht durchbrechen konnte. In der Einöde, in welche es eingeſchloſſen war, ſtand ein alter hohler Baum, das mußte ſeine Wohnung ſein. Da kroch es hinein, wenn die Nacht kam, und ſchlief darin, und wenn es ſtürmte und regnete, fand es darin Schutz: aber es war ein jämmerliches Leben, und wenn es daran dachte, wie es im Himmel ſo ſchön geweſen war, und die Engel mit ihm geſpielt hatten, ſo weinte es bitterlich. Wurzeln und Waldbeeren waren ſeine einzige Nahrung, die ſuchte es ſich, ſoweit es kommen konnte. Im Herbſt ſammelte es die herabgefallenen Nüſſe und Blätter und trug ſie in die Höhle, die Nüſſe waren im Winter ſeine Speiſe, und wenn Schnee und Eis kam, ſo kroch es wie ein armes Tierchen in die Blätter, daß es nicht fror. Nicht lange, ſo zerriſſen ſeine Kleider und fiel ein Stück nach dem andern vom Leibe herab. Sobald dann die Sonne wieder warm ſchien, ging es heraus und ſetzte ſich vor den Baum, und ſeine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So ſaß es ein Jahr nach dem andern und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal, als die Bäume wieder in friſchem Grün ſtanden, jagte der König des Landes in dem Wald und verfolgte ein Reh, und weil es in das Gebüſch geflohen war, das den Waldplatz einſchloß, ſtieg er vom Pferd, riß das Geſtrüppe auseinander und hieb ſich mit ſeinem Schwert einen Weg. Als er endlich hindurchgedrungen war, ſah er unter dem Baum ein wunderſchönes Mädchen ſitzen, das ſaß da und war von ſeinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt. Er ſtand ſtill und betrachtete es voll Erſtaunen, dann redete er es an und ſprach „wer biſt du? Warum ſitzeſt du hier in der Einöde?“ Es gab aber keine Antwort, denn es konnte ſeinen Mund nicht auftun. Der König

ſprach weiter „willſt du mit mir auf mein Schloß gehen?“ Da nickte es nur ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf ſeinen Arm, trug es auf ſein Pferd und ritt mit ihm heim, und als er auf das königliche Schloß kam, ließ er ihm ſchöne Kleider anziehen und gab ihm alles im Überfluß. Und ob es gleich nicht ſprechen konnte, ſo war es doch ſchön und holdſelig, daß er es von Herzen lieb gewann, und es dauerte nicht lange, da vermählte er ſich mit ihm.

Als etwa ein Jahr verfloſſen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo ſie allein in ihrem Bette lag, erſchien ihr die Jungfrau Maria nnd ſprach „willſt du die Wahrheit ſagen und geſtehen, daß dn die verbotene Tür aufgeſchloſſen haſt, ſo will ich deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben: verharrſt du aber in der Sünde, und leugneſt hartnäckig, ſo nehm ich dein neugebornes Kind mit mir.“ Da war der Königin verliehen zu antworten, ſie blieb aber verſtockt und ſprach „nein, ich habe die verbotene Tür nicht aufgemacht,“ und die Jungfrau Maria nahm das nengeborne Kind ihr aus den Armen und verſchwand damit. Am andern Morgen, als das Kind nicht zu finden war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menſchenfreſſerin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles und konnte nichts dagegen ſagen, der König aber wollte es nicht glauben, weil er ſie ſo lieb hatte.

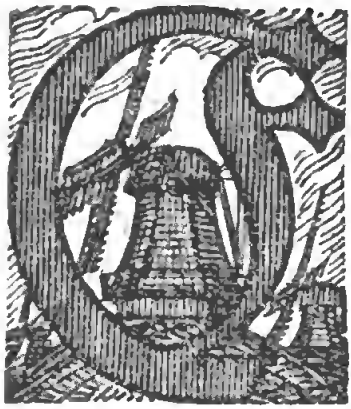
Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn. In der Nacht trat auch wieder die Jungfrau Maria zu ihr herein und ſprach „willſt du geſtehen, daß du die verbotene Tür geöffnet haſt, ſo will ich dir dein Kind wiedergeben und deine Zunge löſen: verharrſt du aber in der Sünde und leugneſt, ſo nehme ich auch dieſes neugeborne mit mir.“ Da ſprach die Königin wiederum „nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet,“ und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen weg und mit ſich in den Himmel. Am Morgen, als das Kind abermals verſchwunden war, ſagten die Leute ganz laut, die Königin hätte es verſchlungen, und des Königs Räte verlangten, daß ſie ſollte gerichtet werden. Der König aber hatte ſie ſo lieb,

daß er es nicht glauben wollte, und befahl den Räten bei Leibes- und Lebensstrafe nichts mehr darüber zu sprechen.

Im nächsten Jahre gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr zum drittenmal nachts die Jungfrau Maria und sprach „folge mir." Sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel, und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Als sich die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria „ist dein Herz noch nicht erweicht? Wenn du eingestehst, daß du die verbotene Tür geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnlein zurückgeben." Aber die Königin antwortete zum drittenmal „nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet." Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde hinabsinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es ruchbar ward, riefen alle Leute laut „die Königin ist eine Menschenfresserin, sie muß verurteilt werden," und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es ward ein Gericht über sie gehalten, und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, ward sie verurteilt auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen, und als sie an einen Pfahl festgebunden war und das Feuer ringsumher zu brennen anfing, da schmolz das harte Eis des Stolzes und ihr Herz ward von Reue bewegt, und sie dachte „könnt ich nur noch vor meinem Tode gestehen, daß ich die Tür geöffnet habe," da kam ihr die Stimme, daß sie laut ausrief „ja, Maria, ich habe es getan!" Und alsbald fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen, und über ihr brach ein Licht hervor, und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Söhnlein zu ihren Seiten und das neugeborene Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr „wer seine Sünde bereut und eingesteht, dem ist sie vergeben," und reichte ihr die drei Kinder, löste ihr die Zunge und gab ihr Glück für das ganze Leben.

56. Das Mädchen ohne Hände



Ein Müller war nach und nach in Armut geraten und hatte nichts mehr als ſeine Mühle und einen großen Apfelbaum dahinter. Einmal war er in den Wald gegangen Holz zu holen, da trat ein alter Mann zu ihm, den er noch niemals geſehen hatte, und ſprach „was quälſt du dich mit Holzhacken, ich will dich reich machen, wenn du mir verſprichſt was hinter deiner Mühle ſteht.“ / „Was kann das anders ſein als mein Apfelbaum?“ dachte der Müller, ſagte „ja,“ und verſchrieb es dem fremden Manne. Der aber lachte höhniſch und ſagte „nach drei Jahren will ich kommen und abholen was mir gehört,“ und ging fort. Als der Müller nach Hauſe kam, trat ihm ſeine Frau entgegen und ſprach „ſage mir, Müller, woher kommt der plötzliche Reichtum in unſer Haus? auf einmal ſind alle Kiſten und Kaſten voll, kein Menſch hat's hereingebracht, und ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt.“ Er antwortete „das kommt von einem fremden Manne, der mir im Walde begegnet iſt und mir große Schätze verheißen hat; ich habe ihm dagegen verſchrieben was hinter der Mühle ſteht: den großen Apfelbaum können wir wohl dafür geben.“ / „Ach Mann,“ ſagte die Frau erſchrocken, „das iſt der Teufel geweſen: den Apfelbaum hat er nicht gemeint, ſondern unſere Tochter, die ſtand hinter der Mühle und kehrte den Hof.“

Die Müllerstochter war ein ſchönes und frommes Mädchen und lebte die drei Jahre in Gottesfurcht und ohne Sünde. Als nun die Zeit herum war, und der Tag kam, wo ſie der Böſe holen wollte, da wuſch ſie ſich rein und machte mit Kreide einen Kranz um ſich. Der Teufel erſchien ganz frühe, aber er konnte ihr nicht nahekommen. Zornig ſprach er zum Müller „tu ihr alles Waſſer weg, damit ſie ſich nicht mehr waſchen kann, denn ſonſt habe ich keine Gewalt über ſie.“ Der Müller fürchtete ſich und tat es. Am andern Morgen kam der Teufel wieder, aber

ſie hatte auf ihre Hände geweint, und ſie waren ganz rein. Da konnte er ihr wiederum nicht nahen und ſprach wütend zu dem Müller „hau ihr die Hände ab, ſonſt kann ich ihr nichts anhaben.“ Der Müller entſetzte ſich und antwortete „wie könnt ich meinem eigenen Kinde die Hände abhauen!“ Da drohte ihm der Böſe und ſprach „wo du es nicht tuſt, ſo biſt du mein, und ich hole dich ſelber.“ Dem Vater ward angſt, und er verſprach ihm zu gehorchen. Da ging er zu dem Mädchen und ſagte „mein Kind, wenn ich dir nicht beide Hände abhaue, ſo führt mich der Teufel fort, und in der Angſt hab ich es ihm verſprochen. Hilf mir doch in meiner Not und verzeihe mir was ich böſes an dir tue.“ Sie antwortete „lieber Vater, macht mit mir was Ihr wollt, ich bin Euer Kind.“ Darauf legte ſie beide Hände hin und ließ ſie ſich abhauen. Der Teufel kam zum drittenmal, aber ſie hatte ſo lange und ſo viel auf die Stumpfe geweint, daß ſie doch ganz rein waren. Da mußte er weichen und hatte alles Recht auf ſie verloren.

Der Müller ſprach zu ihr „ich habe ſo großes Gut durch dich gewonnen, ich will dich zeitlebens aufs köſtlichſte halten.“ Sie antwortete aber „hier kann ich nicht bleiben: ich will fortgehen: mitleidige Menſchen werden mir ſchon ſo viel geben als ich brauche.“ Darauf ließ ſie ſich die verſtümmelten Arme auf den Rücken binden, und mit Sonnenaufgang machte ſie ſich auf den Weg und ging den ganzen Tag bis es Nacht ward. Da kam ſie zu einem königlichen Garten, und beim Mondſchimmer ſah ſie, daß Bäume voll ſchöner Früchte darin ſtanden; aber ſie konnte nicht hinein, denn es war ein Waſſer darum. Und weil ſie den ganzen Tag gegangen war und keinen Biſſen genoſſen hatte, und der Hunger ſie quälte, ſo dachte ſie „ach, wäre ich darin, damit ich etwas von den Früchten äße, ſonſt muß ich verſchmachten.“ Da kniete ſie nieder, rief Gott den Herrn an und betete. Auf einmal kam ein Engel daher, der machte eine Schleuße in dem Waſſer zu, ſo daß der Graben trocken ward und ſie hindurchgehen konnte. Nun ging ſie in den Garten und der Engel ging mit ihr. Sie ſah einen Baum mit Obſt, das waren ſchöne Birnen, aber ſie waren alle gezählt. Da trat ſie hinzu und aß

eine mit dem Munde vom Baume ab, ihren Hunger zu ſtillen, aber nicht mehr. Der Gärtner ſah es mit an, weil aber der Engel dabei ſtand, fürchtete er ſich und meinte, das Mädchen wäre ein Geiſt, ſchwieg ſtill und getraute nicht zu rufen oder den Geiſt anzureden. Als ſie die Birne gegeſſen hatte, war ſie geſättigt, und ging und verſteckte ſich in das Gebüſch. Der König, dem der Garten gehörte, kam am andern Morgen herab, da zählte er und ſah, daß eine der Birnen fehlte, und fragte den Gärtner, wo ſie hingekommen wäre, ſie läge nicht unter dem Baume und wäre doch weg. Da antwortete der Gärtner „vorige Nacht kam ein Geiſt herein, der hatte keine Hände und aß eine mit dem Munde ab.“ Der König ſprach „wie iſt der Geiſt über das Waſſer herübergekommen? und wo iſt er hingegangen, nachdem er die Birne gegeſſen hatte?“ Der Gärtner antwortete „es kam jemand in ſchneeweißem Kleide vom Himmel, der hat die Schleuße zugemacht und das Waſſer gehemmt, damit der Geiſt durch den Graben gehen konnte. Und weil es ein Engel muß geweſen ſein, ſo habe ich mich gefürchtet, nicht gefragt und nicht gerufen. Als der Geiſt die Birne gegeſſen hatte, iſt er wieder zurückgegangen.“ Der König ſprach „verhält es ſich, wie du ſagſt, ſo will ich dieſe Nacht bei dir wachen.“

Als es dunkel ward, kam der König in den Garten, und brachte einen Prieſter mit, der ſollte den Geiſt anreden. Alle drei ſetzten ſich unter den Baum und gaben acht. Um Mitternacht kam das Mädchen aus dem Gebüſch gekrochen, trat zu dem Baum, und aß wieder mit dem Munde eine Birne ab; neben ihr aber ſtand der Engel im weißen Kleide. Da ging der Prieſter hervor und ſprach „biſt du von Gott gekommen oder von der Welt? biſt du ein Geiſt oder ein Menſch?“ Sie antwortete „ich bin kein Geiſt, ſondern ein armer Menſch, von allen verlaſſen, nur von Gott nicht.“ Der König ſprach „wenn du von aller Welt verlaſſen biſt, ſo will ich dich nicht verlaſſen.“ Er nahm ſie mit in ſein königliches Schloß, und weil ſie ſo ſchön und fromm war, liebte er ſie von Herzen, ließ ihr ſilberne Hände machen und nahm ſie zu ſeiner Gemahlin.

Nach einem Jahre mußte der König über Feld ziehen, da

befahl er die junge Königin seiner Mutter, und sprach „wenn sie ins Kindbett kommt, so haltet und verpflegt sie wohl und schreibt mir's gleich in einem Briefe." Nun gebar sie einen schönen Sohn. Da schrieb es die alte Mutter eilig und meldete ihm die frohe Nachricht. Der Bote aber ruhte unterwegs an einem Bache, und da er von dem langen Wege ermüdet war, schlief er ein. Da kam der Teufel, welcher der frommen Königin immer zu schaden trachtete, nnd vertauschte den Brief mit einem andern, darin stand, daß die Königin einen Wechselbalg zur Welt gebracht hätte. Als der König den Brief las, erschrak er und betrübte sich sehr, doch schrieb er zur Antwort, sie sollten die Königin wohl halten und pflegen bis zu seiner Ankunft. Der Bote ging mit dem Brief zurück, ruhte an der nämlichen Stelle und schlief wieder ein. Da kam der Teufel abermals und legte ihm einen andern Brief in die Tasche, darin stand, sie sollten die Königin mit ihrem Kinde töten. Die alte Mutter erschrak heftig, als sie den Brief erhielt, konnte es nicht glauben und schrieb dem Könige noch einmal, aber sie bekam keine andere Antwort, weil der Teufel dem Boten jedesmal einen falschen Brief unterschob: und in dem letzten Briefe stand noch, sie sollten zum Wahrzeichen Zunge und Augen der Königin aufheben.

Aber die alte Mutter weinte, daß so unschuldiges Blut sollte vergossen werden, ließ in der Nacht eine Hirschkuh holen, schnitt ihr Zunge und Augen aus und hob sie auf. Dann sprach sie zu der Königin „ich kann dich nicht töten lassen, wie der König befiehlt, aber länger darfst du hier nicht bleiben: geh mit deinem Kinde in die weite Welt hinein und komm nie wieder zurück." Sie band ihr das Kind auf den Rücken, und die arme Frau ging mit weiniglichen Augen fort. Sie kam in einen großen wilden Wald, da setzte sie sich auf ihre Knie und betete zu Gott, und der Engel des Herrn erschien ihr und führte sie zu einem kleinen Haus, daran war ein Schildchen mit den Worten „hier wohnt ein jeder frei." Aus dem Häuschen kam eine schneeweiße Jungfrau, die sprach „willkommen, Frau Königin," und führte sie hinein. Da band sie ihr den kleinen Knaben von dem Rücken und hielt ihn an ihre Brust, damit er trank, und legte ihn dann

auf ein ſchönes gemachtes Bettchen. Da ſprach die arme Frau „woher weißt du, daß ich eine Königin war?“ Die weiße Jungfrau antwortete „ich bin ein Engel, von Gott geſandt, dich und dein Kind zu verpflegen.“ Da blieb ſie in dem Hauſe ſieben Jahre, und war wohl verpflegt, und durch Gottes Gnade wegen ihrer Frömmigkeit wuchſen ihr die abgehauenen Hände wieder.

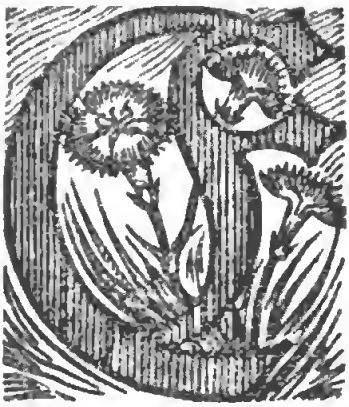
Der König kam endlich aus dem Felde wieder nach Haus, und ſein erſtes war, daß er ſeine Frau mit dem Kinde ſehen wollte. Da fing die alte Mutter an zu weinen und ſprach „du böſer Mann, was haſt du mir geſchrieben, daß ich zwei unſchuldige Seelen ums Leben bringen ſollte!“ und zeigte ihm die beiden Briefe, die der Böſe verfälſcht hatte, und ſprach weiter „ich habe getan, wie du befohlen haſt,“ und wies ihm die Wahrzeichen, Zunge und Augen. Da fing der König an noch viel bitterlicher zu weinen über ſeine arme Frau und ſein Söhnlein, daß es die alte Mutter erbarmte, und ſie zu ihm ſprach „gib dich zufrieden, ſie lebt noch. Ich habe eine Hirſchkuh heimlich ſchlachten laſſen, und von dieſer die Wahrzeichen genommen, deiner Frau aber habe ich ihr Kind auf den Rücken gebunden, und ſie geheißen, in die weite Welt zu gehen, und ſie hat verſprechen müſſen, nie wieder hierher zu kommen, weil du ſo zornig über ſie wärſt.“ Da ſprach der König „ich will gehen, ſo weit der Himmel blau iſt, und nicht eſſen und trinken, bis ich meine liebe Frau und mein Kind wiedergefunden habe, wenn ſie nicht in der Zeit umgekommen oder Hungers geſtorben ſind.“

Darauf zog der König umher, an die ſieben Jahre lang, und ſuchte ſie in allen Steinklippen und Felſenhöhlen, aber er fand ſie nicht und dachte, ſie wäre verſchmachtet. Er aß nicht und trank nicht während dieſer ganzen Zeit, aber Gott erhielt ihn. Endlich kam er in einen großen Wald und fand darin ein kleines Häuschen, daran das Schildchen war mit den Worten „hier wohnt jeder frei.“ Da kam die weiße Jungfrau heraus, nahm ihn bei der Hand, führte ihn hinein, und ſprach „ſeid willkommen, Herr König,“ und fragte ihn, wo er herkäme. Er antwortete „ich bin bald ſieben Jahre umhergezogen, und ſuche meine Frau mit ihrem Kinde, ich kann ſie aber nicht finden.“

Der Engel bot ihm Essen und Trinken an, er nahm es aber nicht, und wollte nur ein wenig ruhen. Da legte er sich schlafen, und deckte ein Tuch über sein Gesicht.

Darauf ging der Engel in die Kammer, wo die Königin mit ihrem Sohne saß, den sie gewöhnlich Schmerzenreich nannte, und sprach zu ihr „geh heraus mit samt deinem Kinde, dein Gemahl ist gekommen." Da ging sie hin, wo er lag, und das Tuch fiel ihm vom Angesicht. Da sprach sie „Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und decke ihm sein Gesicht wieder zu." Das Kind hob es auf und deckte es wieder über sein Gesicht. Das hörte der König im Schlummer und ließ das Tuch noch einmal gerne fallen. Da ward das Knäbchen ungeduldig und sagte „liebe Mutter, wie kann ich meinem Vater das Gesicht zudecken, ich habe ja keinen Vater auf der Welt? Ich habe das Beten gelernt, unser Vater, der du bist im Himmel; da hast du gesagt, mein Vater wäre im Himmel und wäre der liebe Gott: wie soll ich einen so wilden Mann kennen? der ist mein Vater nicht." Wie der König das hörte, richtete er sich auf und fragte, wer sie wäre. Da sagte sie „ich bin deine Frau, und das ist dein Sohn Schmerzenreich." Und er sah ihre lebendigen Hände und sprach „meine Frau hatte silberne Hände." Sie antwortete „die natürlichen Hände hat mir der gnädige Gott wieder wachsen lassen;" und der Engel ging in die Kammer, holte die silbernen Hände und zeigte sie ihm. Da sah er erst gewiß, daß es seine liebe Frau und sein liebes Kind war, und küßte sie und war froh, und sagte „ein schwerer Stein ist von meinem Herzen gefallen." Da speiste sie der Engel Gottes noch einmal zusammen, und dann gingen sie nach Haus zu seiner alten Mutter. Da war große Freude überall, und der König und die Königin hielten noch einmal Hochzeit, und sie lebten vergnügt, bis an ihr seliges Ende.

57. Die Nelke



Es war eine Königin, die hatte unſer Herr Gott verſchloſſen, daß ſie keine Kinder gebar. Da ging ſie alle Morgen in den Garten und bat zu Gott im Himmel er möchte ihr einen Sohn und eine Tochter beſcheren. Da kam ein Engel vom Himmel und ſprach „gib dich zufrieden, du ſollſt einen Sohn haben mit wünſchlichen Gedanken, denn was er ſich wünſcht auf der Welt, das wird er erhalten.“ Sie ging zum König und ſagte ihm die fröhliche Botſchaft, und als die Zeit herum war, gebar ſie einen Sohn, und der König war in großer Freude.

Nun ging ſie alle Morgen mit dem Kind in den Tiergarten und wuſch ſich da bei einem klaren Brunnen. Es geſchah einſtmals, als das Kind ſchon ein wenig älter war, daß es ihr auf dem Schoß lag, und ſie entſchlief. Da kam der alte Koch, der wußte, daß das Kind wünſchliche Gedanken hatte, und raubte es, und nahm ein Huhn und zerriß es, und tropfte ihr das Blut auf die Schürze und das Kleid. Da trug er das Kind fort an einen verborgenen Ort, wo es eine Amme tränken mußte, und lief zum König und klagte die Königin an, ſie habe ihr Kind von den wilden Tieren rauben laſſen. Und als der König das Blut an der Schürze ſah, glaubte er es und geriet in einen ſolchen Zorn, daß er einen tiefen Turm bauen ließ, in den weder Sonne noch Mond ſchien, und ließ ſeine Gemahlin hineinſetzen und vermauern; da ſollte ſie ſieben Jahre ſitzen, ohne Eſſen und Trinken, und ſollte verſchmachten. Aber Gott ſchickte zwei Engel vom Himmel in Geſtalt von weißen Tauben, die mußten täglich zweimal zu ihr fliegen und ihr das Eſſen bringen, bis die ſieben Jahre herum waren.

Der Koch aber dachte bei ſich „hat das Kind wünſchliche Gedanken und ich bin hier, ſo könnte es mich leicht ins Unglück bringen. Da machte er ſich vom Schloß weg, und ging zu dem Knaben, der war ſchon ſo groß, daß er ſprechen konnte, und

ſagte zu ihm „wünſche dir ein ſchönes Schloß mit einem Garten und was dazu gehört.“ Und kaum waren die Worte aus dem Munde des Knaben, ſo ſtand alles da, was er gewünſcht hatte. Über eine Zeit ſprach der Koch zu ihm „es iſt nicht gut, daß du ſo allein biſt, wünſche dir eine ſchöne Jungfrau zur Geſellſchaft.“ Da wünſchte ſie der Königsſohn herbei, und ſie ſtand gleich vor ihm, und war ſo ſchön, wie ſie kein Maler malen konnte. Nun ſpielten die beide zuſammen, und hatten ſich von Herzen lieb, und der alte Koch ging auf die Jagd, wie ein vornehmer Mann. Es kam ihm aber der Gedanke, der Königsſohn könnte einmal wünſchen bei ſeinem Vater zu ſein und ihn damit in große Not bringen. Da ging er hinaus, nahm das Mädchen beiſeit und ſprach „dieſe Nacht, wenn der Knabe ſchläft, ſo geh an ſein Bett und ſtoß ihm das Meſſer ins Herz, und bring mir Herz und Zunge von ihm; und wenn du das nicht tuſt, ſo ſollſt du dein Leben verlieren.“ Darauf ging er fort, und als er am andern Tag wieder kam, ſo hatte ſie es nicht getan und ſprach „was ſoll ich ein unſchuldiges Blut ums Leben bringen, das noch niemand beleidigt hat?“ Sprach der Koch wieder „wo du es nicht tuſt, ſo koſtet dich's ſelbſt dein Leben.“ Als er weggegangen war, ließ ſie ſich eine kleine Hirſchkuh herbeiholen, und ließ ſie ſchlachten, und nahm Herz und Zunge, und legte ſie auf einen Teller, und als ſie den Alten kommen ſah, ſprach ſie zu dem Knaben „leg dich ins Bett und zieh die Decke über dich.“

Da trat der Böſewicht herein und ſprach „wo iſt Herz und Zunge von dem Knaben?“ Das Mädchen reichte ihm den Teller, aber der Königsſohn warf die Decke ab, und ſprach „du alter Sünder, warum haſt du mich töten wollen? nun will ich dir dein Urteil ſprechen. Du ſollſt ein ſchwarzer Pudelhund werden und eine goldene Kette um den Hals haben, und ſollſt glühende Kohlen freſſen, daß dir die Lohe zum Hals heraus ſchlägt.“ Und wie er die Worte ausgeſprochen hatte, ſo war der Alte in einen Pudelhund verwandelt, und hatte eine goldene Kette um den Hals und die Köche mußten lebendige Kohlen herauf bringen, die fraß er, daß ihm die Lohe aus dem Halſe heraus ſchlug. Nun blieb der Königsſohn noch eine kleine Zeit da und dachte an

seine Mutter und ob sie noch am Leben wäre. Endlich sprach er zu dem Mädchen „ich will heim in mein Vaterland, willst du mit mir gehen, so will ich dich ernähren." / „Ach," antwortete sie, „der Weg ist so weit, und was soll ich in einem fremden Lande machen, wo ich unbekannt bin." Weil es also ihr Wille nicht recht war, und sie doch voneinander nicht lassen wollten, wünschte er sie zu einer schönen Nelke und steckte sie bei sich.

Da zog er fort, und der Pudelhund mußte mit laufen, und zog in sein Vaterland. Nun ging er zu dem Turm, wo seine Mutter darin saß, und weil der Turm so hoch war, wünschte er eine Leiter herbei, die bis obenhin reichte. Da stieg er hinauf und sah hinein und rief „herzliebste Mutter, Frau Königin, seid Ihr noch am Leben, oder seid Ihr tot?" Sie antwortete „ich habe ja eben gegessen, und bin noch satt," und meinte die Engel wären da. Sprach er „ich bin Euer lieber Sohn, den die wilden Tiere Euch sollen vom Schoß geraubt haben: aber ich bin noch am Leben, und will Euch bald erretten." Nun stieg er herab und ging zu seinem Herrn Vater, und ließ sich anmelden als ein fremder Jäger, ob er könnte Dienste bei ihm haben. Antwortete der König ja, wenn er gelernt wäre und ihm Wildbret schaffen könnte, sollte er herkommen; es hatte sich aber auf der ganzen Grenze und Gegend niemals Wild aufgehalten. Da versprach der Jäger er wollte ihm so viel Wild schaffen, als er nur auf der königlichen Tafel brauchen könnte. Dann hieß er die Jägerei zusammenkommen, sie sollten alle mit ihm hinaus in den Wald gehen. Da gingen sie mit, und draußen hieß er einen großen Kreis schließen, der an einem Ende offen blieb, und dann stellte er sich hinein und fing an zu wünschen. Alsbald kamen zweihundert und etliche Stück Wildbret in den Kreis gelaufen, und die Jäger mußten es schießen. Da ward alles auf sechzig Bauerwagen geladen und dem König heimgefahren; da konnte er einmal seine Tafel mit Wildbret zieren, nachdem er lange Jahre keins gehabt hatte.

Nun empfand der König große Freude darüber und bestellte, es sollte des andern Tags seine ganze Hofhaltung bei ihm speisen, und machte ein großes Gastmahl. Wie sie alle beisammen waren, sprach er zu dem Jäger „weil du so geschickt bist, so sollst

du neben mir ſitzen." Er antwortete „Herr König, Ew. Majeſtät halte zu Gnaden, ich bin ein ſchlechter Jägerburſch." Der König aber beſtand darauf und ſagte „du ſollſt dich neben mich ſetzen," bis er es tat. Wie er da ſaß, dachte er an ſeine liebſte Frau Mutter, und wünſchte, daß nur einer von des Königs erſten Dienern von ihr anfinge, und fragte wie es wohl der Frau Königin im Turm ginge, ob ſie wohl noch am Leben wäre oder verſchmachtet. Kaum hatte er es gewünſcht, ſo fing auch ſchon der Marſchall an und ſprach „königliche Majeſtät, wir leben hier in Freuden, wie geht es wohl der Frau Königin im Turm, ob ſie wohl noch am Leben oder verſchmachtet iſt?" Aber der König antwortete „ſie hat mir meinen lieben Sohn von den wilden Tieren zerreißen laſſen, davon will ich nichts hören." Da ſtand der Jäger auf und ſprach „gnädigſter Herr Vater, ſie iſt noch am Leben, und ich bin ihr Sohn, und die wilden Tiere haben ihn nicht geraubt, ſondern der Böſewicht, der alte Koch, hat es getan, der hat mich, als ſie eingeſchlafen war, von ihrem Schoß weggenommen und ihre Schürze mit dem Blut eines Huhns betropft." Darauf nahm er den Hund mit dem goldenen Halsband und ſprach „das iſt der Böſewicht," und ließ glühende Kohlen bringen, die mußte er angeſichts aller freſſen, daß ihm die Lohe aus dem Hals ſchlug. Darauf fragte er den König, ob er ihn in ſeiner wahren Geſtalt ſehen wollte, und wünſchte ihn wieder zum Koch, da ſtand er alsbald mit der weißen Schürze und dem Meſſer an der Seite. Der König, wie er ihn ſah, ward zornig und befahl, daß er in den tiefſten Kerker ſollte geworfen werden. Darauf ſprach der Jäger weiter „Herr Vater, wollt Ihr auch das Mädchen ſehen, das mich ſo zärtlich aufgezogen hat und mich hernach ums Leben bringen ſollte, es aber nicht getan hat, obgleich ſein eigenes auf dem Spiel ſtand?" Antwortete der König „ja, ich will ſie gerne ſehen." Sprach der Sohn „gnädigſter Herr Vater, ich will ſie Euch zeigen in Geſtalt einer ſchönen Blume." Und griff in die Taſche und holte die Nelke, und ſtellte ſie auf die königliche Tafel, und ſie war ſo ſchön, wie der König nie eine geſehen hatte. Darauf ſprach der Sohn „nun will ich ſie auch in ihrer wahren Geſtalt zeigen," und wünſchte

ſie zu einer Jungfrau; da ſtand ſie da und war ſo ſchön, daß kein Maler ſie hätte ſchöner malen können.

Der König aber ſchickte zwei Kammerfrauen und zwei Diener hinab in den Turm, die ſollten die Frau Königin holen und an die königliche Tafel bringen. Als ſie aber dahin geführt ward, aß ſie nichts mehr und ſagte „der gnädige barmherzige Gott, der mich im Turm erhalten hat, wird mich bald erlöſen.“ Da lebte ſie noch drei Tage und ſtarb dann ſelig; und als ſie begraben ward, da folgten ihr die zwei weißen Tauben nach, die ihr das Eſſen in den Turm gebracht hatten und Engel vom Himmel waren, und ſetzten ſich auf ihr Grab. Der alte König ließ den Koch in vier Stücke zerreißen, aber der Gram zehrte an ſeinem Herzen, und er ſtarb bald. Der Sohn heiratete die ſchöne Jungfrau, die er als Blume in der Taſche mitgebracht hatte, und ob ſie noch leben, das ſteht bei Gott.

58. Kinderlegenden

r heilige ſeph im Walde

s war einmal eine Mutter, die hatte drei Töchter, davon war die älteſte unartig und bös, die zweite ſchon viel beſſer, obgleich ſie auch ihre Fehler hatte, die jüngſte aber war ein frommes gutes Kind. Die Mutter war aber ſo wunderlich, daß ſie gerade die älteſte Tochter am liebſten hatte und die jüngſte nicht leiden konnte. Daher ſchickte ſie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald, um es ſich vom Hals zu ſchaffen, denn ſie dachte es würde ſich verirren und nimmermehr wiederkommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, ſondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Einmal indeſſen tat das Schutzenglein als wenn es nicht bei der Hand wäre, und das Kind konnte ſich nicht wieder aus dem Wald herausfinden. Es ging immer fort bis es Abend wurde, da ſah es in der Ferne ein Lichtlein brennen, lief darauf zu und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Türe ging auf, und es gelangte zu einer zweiten Türe, wo es wieder

anklopfte. Ein alter Mann, der einen schneeweißen Bart hatte und ehrwürdig aussah, machte ihm auf, und das war niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich „komm, liebes Kind, setze dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärme dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich als ein paar Würzelchen, die mußt du dir erst schaben und kochen." Da reichte ihm der heilige Joseph die Wurzeln: das Mädchen schrappte sie säuberlich ab, dann holte es ein Stückchen Pfannkuchen und das Brot, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und tat alles zusammen in einem Kesselchen bei's Feuer, und kochte sich ein Mus. Als das fertig war, sprach der heilige Joseph „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen." Da war das Kind bereitwillig und gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Segen dabei, daß es satt ward. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heilige Joseph „nun wollen wir zu Bett gehen: ich habe aber nur ein Bett, lege du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen."/„Nein," antwortete es, „bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug." Der heilige Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da tat es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen, als es aufwachte, wollte es dem heiligen Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden: endlich gewahrte es hinter der Tür einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ihr all das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden sein.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größer Stück Pfannkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Hüttchen des heiligen Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Mus reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm „ich bin so hungrig, gib mir et-

was von deinem Essen." Da antwortete das Kind „iß als mit." Als ihm danach der heilige Joseph sein Bett anbot und sich aufs Stroh legen wollte, antwortete es „nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin." Der heilige Joseph nahm es auf den Arm, legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens als das Kind aufwachte und den heiligen Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Türe fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang, und darauf stand geschrieben es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und lief damit heim, und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich ein paar Stücke für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit, soviel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heiligen Joseph in seinem Hüttchen gerade so, wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Mus fertig war und der heilige Joseph sprach „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen," antwortete das Mädchen „warte, bis ich satt bin, was ich dann übrig lasse, das sollst du haben." Es aß aber beinahe alles auf und der heilige Joseph mußte das Schüsselchen ausschrappen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heilige Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen: es suchte hinter der Türe nach einem Geldsack. Es kam ihm vor als läge etwas auf der Erde, doch weil es nicht recht unterscheiden konnte, was es war, bückte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hangen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der seinen festhing. Da hub es an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da lief es in einem Geschrei fort, bis es dem heiligen Joseph begegnete, dem fiel es zu Füßen und bat so lange bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Pfennige

ſchenkte. Als es daheim ankam, ſtand vor der Türe ſeine Mutter und fragte „was haſt du geſchenkt kriegt?“ Da log es und antwortete „einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.“/„Verloren!“ rief die Mutter, „o den wollen wir ſchon wieder finden,“ nahm es bei der Hand und wollte mit ihm ſuchen. Zuerſt fing es an zu weinen und wollte nicht mitgehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen ſo viele Eidechſen und Schlangen auf ſie beide los, daß ſie ſich nicht zu retten wußten; ſie ſtachen auch endlich das böſe Kind tot, und die Mutter ſtachen ſie in den Fuß, weil ſie es nicht beſſer erzogen hatte.

Die zwölf Apoſtel

Es war dreihundert Jahre vor des Herrn Chriſti Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber ſo arm und dürftig, daß ſie nicht wußte womit ſie ihnen länger das Leben erhalten ſollte. Sie betete täglich zu Gott, er möchte doch geben, daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zuſammen wären. Als nun ihre Not immer größer ward, ſchickte ſie einen nach dem andern in die Welt, um ſich ihr Brot zu ſuchen. Der älteſte hieß Petrus, der ging aus, und war ſchon weit gegangen, eine ganze Tagreiſe, da geriet er in einen großen Wald. Er ſuchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden und verirrte ſich immer tiefer; dabei empfand er ſo großen Hunger, daß er ſich kaum aufrechterhalten konnte. Endlich ward er ſo ſchwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu ſein. Da ſtand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte und war ſo ſchön und freundlich wie ein Engel. Das Kind ſchlug ſeine Händchen zuſammen, daß er aufſchauen und es anblicken mußte. Da ſprach es „warum ſitzeſt du da ſo betrübt?“/„Ach,“ antwortete Petrus, „ich gehe umher in der Welt und ſuche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland ſehe; das iſt mein größter Wunſch.“ Das Kind ſprach „komm mit, ſo ſoll dein Wunſch erfüllt wer-

den." Es nahm den armen Petrus an der Hand und führte ihn zwischen Felsen zu einer großen Höhle. Wie sie hineinkamen, so blitzte alles von Gold, Silber und Kristall, und in der Mitte standen zwölf Wiegen nebeneinander. Da sprach das Englein „lege dich in die erste und schlaf ein wenig, ich will dich wiegen." Das tat Petrus, und das Englein sang ihm und wiegte ihn so lange bis er eingeschlafen war. Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutzenglein hereinführte, und ward wie der erste in den Schlaf gewiegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölf da lagen in den goldenen Wiegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren ward. Da erwachten sie und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

Die Rose

t was mal eine arme Frugge, de hadde twei Kinner; dat jungeste moste olle Dage in en Wald gohn un langen (holen) Holt. Asset nu mal ganz wiet söken geit, kam so en klein Kind, dat was awerst ganz wacker, to em un holp (half) flietig Holt lesen un drog et auck bis für dat Hus; dann was et awerst, eh en Augenschlägsken (Augenblick) ergient, verswunnen. Dat Kind vertelde et siner Moder, de wul et awerst nig glöven. Up et lest brochte et en Rause (Rose) mit un vertelde dat schöne Kind hädde em deise Rause gieven un hädde em sägt, wenn de Rause upblöhet wär, dann wull et wier kummen. De Moder stellde dei Rause in't Water. Einem Morgen kam dat Kind gar nig ut dem Bedde, de Moder gink to dem Bedde hen un fund dat Kind daude (tot); et lag awerst ganz anmotik. Un de Rause was den sulftigen Morgen upblöhet.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach „wie wohl muß einem erst da oben im Himmel sein!“ Da erblickte er einen armen greisen Mann, der des Weges daher kam, redete ihn an und fragte „wie kann ich wohl in den Himmel kommen?“ Der Mann antwortete „durch Armut und Demut. Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen: nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst, bitt mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern.“ Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettlergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn, daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wollte. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern „geht und sagt meinen Eltern, daß ich wiedergekommen bin.“ Aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er „geht und sagt's meinen Brüdern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wiedersehen.“ Sie wollten auch nicht, bis endlich einer von ihnen hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht, daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihn die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war bös und sprach „was soll dem Bettler das gute Essen!“ behielt's für sich oder gab's den Hunden und brachte dem Schwachen, Abgezehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er davon eine Zeitlang leben; dabei war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward.

Armut und Demut führen zum Himmel

Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da tot, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie, und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabes eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

Gottes Speise

s waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Witwe und war so arm, daß sie nicht mehr Brot genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in der Not zu ihrer Schwester und sprach „meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du bist reich, gib mir einen Bissen Brot." Die steinreiche Frau war auch steinhart, sprach „ich habe selbst nichts in meinem Hause" und wies die Arme mit bösen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim, und wollte sich ein Stück Brot schneiden, wie er aber den ersten Schnitt in den Laib tat, floß das rote Blut heraus. Als die Frau das sah, erschrak sie und erzählte ihm was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der armen Witwe trat, so fand er sie betend; die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete „nach irdischer Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören." Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so taten die beiden Kleinen ihren letzten Atemzug, und darauf brach ihr auch das Herz und sie sank tot nieder.

Die drei grünen Zweige

s war einmal ein Einſiedler, der lebte in einem Walde an dem Fuße eines Berges und brachte ſeine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Waſſer den Berg hinauf. Manches Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beſtändig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menſchen ſcheuen, kreiſen dann hoch und ſuchen mit ihren ſcharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einſiedler ſo fromm war, ſo ging ein Engel Gottes, ſeinen Augen ſichtbar, mit ihm hinauf, zählte ſeine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, ſein Eſſen, ſo wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben geſpeiſet ward. Als der Einſiedler in ſeiner Frömmigkeit ſchon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es ſich zu, daß er einmal von weitem ſah wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er ſprach ſo vor ſich hin „jetzt widerfährt dieſem ſein Recht.“ Abends, als er das Waſſer den Berg hinauftrug, erſchien der Engel nicht, der ihn ſonſt begleitete und brachte ihm auch nicht ſeine Speiſe. Da erſchrak er, prüfte ſein Herz und bedachte womit er wohl geſündigt haben könnte, weil Gott alſo zürne, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf ſich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Wald ſo recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das ſang ſo ſchön und herrlich, da ward er noch betrübter und ſprach „wie ſingſt du ſo fröhlich! dir zürnt der Herr nicht: ach, wenn du mir ſagen könnteſt womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße täte und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da fing das Vöglein an zu ſprechen und ſagte „du haſt unrecht getan, weil du einen armen Sünder verdammt haſt, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße tun und deine Sünde bereuen willſt, ſo wird er dir verzeihen.“ Da ſtand der Engel neben ihm und hatte einen trocke-

nen Aſt in der Hand und ſprach „dieſen trockenen Aſt ſollſt du ſo lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorſprießen, aber nachts, wenn du ſchlafen willſt, ſollſt du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot ſollſt du dir an den Türen erbitten und in demſelben Hauſe nicht länger als eine Nacht verweilen. Das iſt die Buße, die dir der Herr auflegt."

Da nahm der Einſiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er ſo lange nicht geſehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Türen reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Türe blieb ihm verſchloſſen, alſo daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Türe zu Türe gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald, und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau ſaß darin. Da ſprach er „gute Frau, behaltet mich dieſe Nacht in Eurem Hauſe." Aber ſie antwortete „nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die ſind bös und wild, wenn ſie von ihrem Raubzug heimkommen und finden Euch, ſo würden ſie uns beide umbringen." Da ſprach der Einſiedler „laßt mich nur bleiben, ſie werden Euch und mir nichts tun," und die Frau war mitleidig und ließ ſich bewegen. Da legte ſich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter ſeinen Kopf. Wie die Alte das ſah, fragte ſie nach der Urſache, da erzählte er ihr, daß er es zur Buße mit ſich herum trage und nachts zu einem Kiſſen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sünder auf dem Gang nach dem Gericht geſehen, habe er geſagt, dieſem widerfahre ſein Recht. Da fing die Frau an zu weinen und rief „ach, wenn der Herr ein einziges Wort alſo beſtraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn ſie vor ihm im Gericht erſcheinen."

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an, und als das die Höhle erleuchtete und ſie einen Mann unter der Treppe liegen ſahen, gerieten ſie in Zorn und ſchrien ihre Mutter an „wer iſt der Mann? haben wir's nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?" Da ſprach

die Mutter „laßt ihn, es ist ein armer Sünder, der seine Schuld büßt.“ Die Räuber fragten „was hat er getan?“/„Alter,“ riefen sie, „erzähl uns deine Sünden.“ Der Alte erhob sich und sagte ihnen wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschraken, in sich gingen und mit herzlicher Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte sich wieder zum Schlafe unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

Muttergottesgläschen

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der mit Wein schwer beladen war, festgefahren, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher, und als sie die Not des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm „ich bin müd und durstig, gib mir ein Glas Wein, und ich will dir deinen Wagen frei machen.“/„Gerne,“ antwortete der Fuhrmann, „aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.“ Da brach die Mutter Gottes ein weißes Blümchen mit roten Streifen ab, das Feldwinde heißt und einem Glase sehr ähnlich sieht, und reichte es dem Fuhrmann. Er füllte ihn mit Wein, und die Mutter Gottes trank ihn, und in dem Augenblick ward der Wagen frei und der Fuhrmann konnte weiterfahren. Das Blümchen heißt noch immer Muttergottesgläschen.

Das alte Mütterchen

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das saß abends allein in seiner Kammer: es dachte so darüber nach wie es erst den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich auch noch den letzten Freund verloren hätte und nun ganz allein und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Söhne, daß es in seinem Schmerz Gott darüber anklagte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Frühkirche läuten hörte. Es wunderte sich, daß es die ganze Nacht also in Leid durchwacht hätte, zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche. Bei seiner Ankunft war sie schon erhellt, aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, sondern von einem dämmernden Licht. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen, und alle Plätze waren besetzt, und als das Mütterchen zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war er auch nicht mehr ledig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute ansah, so waren es lauter verstorbene Verwandte, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein leises Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Muhme auf, trat vor, und sprach zu dem Mütterlein „dort sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen." Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf das Rad geflochten. Da sprach die Muhme „siehst du, so wäre es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen." Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knien, daß er es besser mit ihr gemacht hätte als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und starb.

Die hinti
lische Hoc
zeit

s hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche wie der Pfarrer sprach „wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer geradeaus gehen." Da machte er sich auf, und ging immer zu, immer gerade ohne abzuweichen, über Berg und Tal. Endlich führte ihn sein Weg in eine große Stadt, und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er, nun wäre er im Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Küster ihn hinausgehen hieß antwortete er „nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh, daß ich endlich im Himmel bin." Da ging der Küster zum Pfarrer und sagte ihm es wäre ein Kind in der Kirche, das wollte nicht wieder heraus, weil es glaubte es wäre im Himmelreich. Der Pfarrer sprach „wenn es das glaubt, so wollen wir es darin lassen." Darauf ging er hin und fragte, ob es auch Lust hätte zu arbeiten. „Ja," antwortete der Kleine, ans Arbeiten wäre er gewöhnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er „das ist der liebe Gott" und sprach „hör einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiß lassen dich die Leute hungern: ich will dir aber jeden Tag mein halbes Essen bringen." Von nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte von seinem Essen, und das Bild fing auch an, die Speise zu genießen. Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute, daß das Bild zunahm, dick und stark ward, und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnt es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er wie der Knabe sein Brot mit der Mutter Gottes teilte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und kam acht Tage lang nicht aus dem Bett; wie er aber wieder aufstehen konnte, war sein erstes, daß er seine Speise der Mutter Gottes brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte wie er sprach „lieber Gott,

nimm's nicht übel, daß ich dir so lange nichts gebracht habe: ich war aber krank und konnte nicht aufstehen." Da antwortete ihm das Bild und sprach „ich habe deinen guten Willen gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen." Der Knabe freute sich darüber und sagte es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen, ob er auch dürfte mitkommen. „Nein," antwortete das Bild, „du allein." Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben, das war der Knabe zufrieden; und nächsten Sonntag, wie das Abendmahl an ihn kam, fiel er um, und war tot und war zur ewigen Hochzeit.

Die Haselrute

nes Nachmittags hatte sich das Christkind in sein Wiegenbett gelegt und war eingeschlafen, da trat seine Mutter heran, sah es voll Freude an und sprach „hast du dich schlafen gelegt, mein Kind? schlaf sanft, ich will derweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freust dich darüber, wenn du aufgewacht bist." Draußen im Wald fand sie einen Platz mit den schönsten Erdbeeren, als sie sich aber herabbückt um eine zu brechen, so springt aus dem Gras eine Natter in die Höhe. Sie erschrickt, läßt die Beere stehen und eilt hinweg. Die Natter schießt ihr nach, aber die Mutter Gottes, das könnt ihr denken, weiß guten Rat, sie versteckt sich hinter eine Haselstaude und bleibt da stehen, bis die Natter sich wieder verkrochen hat. Sie sammelt dann die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie „wie die Haselstaude diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft andern Menschen sein." Darum ist seit den ältesten Zeiten ein grüner Haselzweig gegen Nattern, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht, der sicherste Schutz.

59. Von dem Fiſcher un ſyner Fru

ar wöör maal eens en Fiſcher un ſyne Fru, de waanden toſamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fiſcher güng alle Dage hen un angeld: un he angeld un angeld.

So ſeet he ook eens by de Angel un ſeeg jümmer in das blanke Water henin: un he ſeet un ſeet.

Do güng de Angel to Grund, deep ünner, un as he ſe heruphaald, ſo haald he enen grooten Butt heruut. Do ſäd de Butt to em „hör mal, Fiſcher, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün'n verwünſchten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakſt? ik würr dy doch nich recht ſmecken: ſett my wedder in dat Water un laat my ſwemmen." / „Nu," ſäd de Mann, „du bruukſt nich ſo veel Wöörd to maken, eenen Butt, de ſpreken kann, hadd ik doch wol ſwemmeu laten." Mit des ſett't he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund und leet enen langen Strypen Bloot achter ſik. Do ſtünn de Fiſcher up un güng nach ſyne Fru in'n Pißputt.

„Mann," ſäd de Fru, „heſt du hüüt niks fungen?" / „Ne," ſäd de Mann, „ik füng enen Butt, de ſäd he wöör en verwünſchten Prins, da hebb ik em wedder ſchwemmen laten." / „Heſt du dy denn niks wünſchd?" ſäd de Fru. „Ne," ſäd de Mann, „wat ſchull ik my wünſchen?" / „Ach," ſäd de Fru, „dat is doch äwel, hyr man jümmer in'n Pißputt to waanen, dat ſtinkt un is ſo eeklig: du haddſt uns doch ene lüttje Hütt wünſchen kunnt. Ga noch hen un roop em: ſegg em wy wählt 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß." / „Ach," ſäd de Mann, „wat ſchull ik door noch hengaan?" / „J," ſäd de Fru, „du haddſt em doch fungen, un heſt em wedder ſwemmen laten, he dait dat gewiß. Ga glyk hen." De Mann wull noch nicht recht, wull awerſt ſyn Fru ook nicht to weddern ſyn un güng hen na der See.

As he door köhm, wöör de See ganß gröön un geel un goor nich mee ſo blank. So güng he ſtaan un ſäd

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik wol will.“

Do köhm de Butt anſwemmen un ſäd „na, wat will ſe denn?“ / „Ach,“ ſäd de Mann, „ik hebb dy doch ſungen hatt, nu ſäd myn Fru ik hadd my doch wat wünſchen ſchullt. Se mag nich meer in'n Pißputt wanen, ſe wull geern 'ne Hütt.“ / „Ga man hen,“ ſäd de Butt, „ſe hett ſe all.“

Do güng de Mann hen, un ſyne Fru ſeet nich meer in'n Pißputt, dar ſtünn awerſt ene lüttje Hütt, un ſyne Fru ſeet vor de Döhr up ene Bänk. Do nöhm ſyne Fru em by de Hand un ſäd to em „kumm man herin, ſüh, nu is dat doch veel beter.“ Do güngen ſe henin, un in de Hütt was een lüttjen Vörplatz un en lüttje herrliche Stuw un Kamer, wo jem eer Beed ſtünn, un Kääk un Spyſekamer, allens up dat beſte mit Gerädſchoppen, un up dat ſchönnſte upgefleyt, Tinntüüg un Miſchen (Meſſing), wat ſik darin höört. Un achter was ook en lüttjen Hof mit Hönern un Aanten, un en lüttjen Goorn mit Grönigkeiten un Aaft (Obſt). „Süh,“ ſäd de Fru, „is dat nich nett?“ / „Ja,“ ſäd de Mann, „ſo ſchall't blywen, nu wähl wy recht vergnöögt lewen.“ / „Dat wähl wy uns bedenken,“ ſäd de Fru. Mit des eeten ſe wat un güngen to Bedd.

So güng dat wol 'n acht oder veertein Dag, do ſäd de Fru „hör, Mann, de Hütt is ook goor to eng, un de Hof un de Goorn is ſo kleen: de Butt hadd uns ook wol een grötter Huus ſchenken kunnt. Ich much woll in enem grooten ſtenern Slott wanen: ga hen tom Butt, he ſchall uns en Slott ſchenken.“ / „Ach, Fru,“ ſäd de Mann, „de Hütt is jo god noog, wat wähl wy in'n Slott wanen.“ / „I wat,“ ſäd de Fru, „ga du man hen, de Butt kann dat jümmer doon.“ / „Ne, Fru,“ ſäd de Mann, „de Butt hett uns eerſt de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kamen, den Butt muchd et vördreten.“ / „Ga doch,“ ſäd de Fru, „he kann dat recht good un dait dat geern; ga du man hen.“ Dem Mann wöör ſyn Hart ſo ſwoor, un wull nich; he ſäd by ſik ſülwen „dat is nich recht,“ he güng awerſt doch hen.

As he an de See köhm, wödr dat Water ganß vigelett un dunkelblau un grau un dick, un goor nich meer so gröön un geel, doch wödr't noch still. Do güng he staan un säd

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru, de Ilsebill
Will nich so as ik wol will."

„Na wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd der Mann half bedröfft, „se will in'n groot stenern Slott wanen." / „Ga man hen, se stait vör der Döhr," säd de Butt.

Da güng de Mann hen un dachd he wull nach Huus gaan, as he awerst daar köhm, so stün door 'n grooten stenern Pallast, un syn Fru stünn ewen up de Trepp un wull henin gaan: do nöhm se em by de Hand un säd „kumm man herein." Mit des güng he mit ehr henin, un in dem Slott wödr ene grote Dehl mit marmelstenern Asters (Estrich), un dar wören so veel Bedeenters, de reten de grooten Dören up, un de Wende wören all blank un mit schöne Tapeten, un in de Zimmers luter gollne Stöhl un Dischen, un krystallen Kroonlüchters hüngen an dem Bähn, un so wödr dat all de Stuwen und Kamers mit Footdeken: un dat Aeten un de allerbeste Wyn stünn uy den Dischen as wenn se breken wullen. Un achter dem Huse wödr ook'n grooten Hof mit Peerd- un Kohstall, un Kutschwagens up dat allerbeste, ook was door en grooten herrlichen Goorn mit de schönnsten Blomen un syne Aaftbömer, un en Lustholt wol 'ne halwe Myl lang, door wören Hirschen un Reh un Hasen drin un allens wat man sik jümmer wünschen mag. „Na," säd de Fru, „is dat nu nich schön?" / „Ach ja," säd de Mann, „so schall't ook blywen, nu wähl wy ook in das schöne Slott wanen un wähl tofreden syn." / „Dat wähl wy uns bedenken," säd de Fru, „un wählen't beslapen." Mit des güngen se to Bedd.

Den annern Morgen waakd de Fru to eerst up, dat was jüst Dag, un seeg nut jem ehr Bedd dat herrliche Land vör sik liggen. De Mann reckd sik noch, do stödd se em mit dem Ellbagen in de Syd und säd „Mann, sta up un kyk mal nut dem Fenster. Süh, kunnen wy nich König warden äwer all düt Land? Ga hen tom

Butt, wy wählt König syn." / „Ach Fru," säd de Mann, „wat wähl wy König syn! ik mag nich König syn." / „Na," säd de Fru, „wult du nich König syn, so will ik König syn. Ga hen tom Butt, ik will König syn." / „Ach, Fru," säd de Mann, „wat wullst du König syn? dat mag ik em nich seggen." / „Worüm nich?" säd de Fru, „ga stracks hen, ik mutt König syn." Do güng de Mann hen un wödr ganß bedröft dat syne Fru König warden wull. „Dat is nich recht un is nich recht," dachd de Mann. He wull nich hen gaan, güng awerst doch hen.

Un as he an de See köhm, do wödr de See ganß swartgrau, un dat Water geerd so von ünnen up un stünk ook ganß fuul. Do güng he staan un säd

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik wol will."

„Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd de Mann, „se will König warden." / „Ga man hen, se is't all," säd de Butt.

Do güng de Mann hen, un as he na dem Pallast köhm, so wödr dat Slott veel grötter worren, mit enem grooten Toorn un herrlyken Zyraat doran: un de Schildwacht stünn vor de Döhr, un dar wören so väle Soldaten un Pauken un Trumpeten. Un as he in dat Huus köhm, so wödr allens von purem Marmelsteen mit Gold, un sammtne Deken un groote gollne Quasten. Do güngen de Dören von dem Saal up, door de ganße Hofstaat wödr, un syne Fru seet up enem hogen Troon von Gold und Demant, un hadd ene groote gollne Kroon up un den Zepter in der Hand von purem Gold un Edelsteen, un up beyden Syden by ehr stünnen ses Jumpfern in ene Reeg, jümmer ene enen Kops lüttjer as de annere. Do güng he staan un säd „ach, Fru, büst du nu König?" / „Ja," säd de Fru, „nu bün ik König." Do stünn he un seeg se an, un as he se do een Flach (eine Zeitlang) so ansehn hadd, säd he „ach, Fru, wat lett dat schön, wenn du König büst! nu wähl wy ook niks meer wünschen." / „Ne, Mann," säd de Fru, un wödr ganß unruhig, „my waart de Tyd un Wyl al lang, ik kann dat nich meer uthollen. Ga hen tom Butt, König

bün ik, nu mutt ik ook Kaiſer warden." / „Ach, Fru," ſäd de Mann, „wat wullſt du Kaiſer warden." / „Mann," ſäd ſe, „ga tom Butt, ik will Kaiſer ſyn." / „Ach, Fru," ſäd de Mann, „Kaiſer kann he nich maken, ik mag dem Butt dat nich ſeggen; Kaiſer is man eenmal im Reich: Kaiſer kann de Butt jo nich maken, dat kann un kann he nich." / „Wat," ſäd de Fru, „ik bünn König und du büſt man myn Mann, wullt du glyk hengaan? glyk ga hen, kann he König maken, kann he ook Kaiſer maken, ik will un will Kaiſer ſyn; glyk ga hen." Do muſſd he hengaan. Do de Mann awer hengüng, wöör em ganß bang, un as he ſe güng, dachd he by ſik „düt gait un gait nich good: Kaiſer is to uutvörſchaamt, de Butt wart am Ende möd."

Mit des köhm he an de See, do wöör de See noch ganß ſwart und dick und füng al ſo von ünnen up to geeren, dat et ſo Blaſen ſmee un et güng ſo em Keekwind åwer hen, oat et ſik ſo köhrd; un de Mann wurr groen (grauen). Do güng he ſtaan un ſäd

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik wol will."

„Na wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach Butt," ſäd he, „myn Fru will Kaiſer warden." / „Ga man hen," ſäd de Butt, „ſe is't all."

Do güng de Mann hen, un as he door köhm, ſo wöör dat ganße Slott von poleertem Marmelſteen mit albaſternen Figuren un gollnen Zyraten. Vör de Döhr marſcheerden de Soldaten un ſe blöſen Trumpeten un ſlögen Pauken un Trummeln: awerſt in dem Huſe ga güngen de Baronen un Graven un Herzogen man ſe as Bedeenters herüm: do makten ſe em de Dören up, de von luter Gold wören. Un as he herinköhm, door ſeet ſyne Fru up enen Troon, de wöör von een Stück Gold, un wöör wol twe Myl hoog: un hadd ene groote gollne Kroon up, de wöör dre Elen hoch un mit Briljanten un Karfunkelſteen beſett't in de ene Hand hadde ſe den Zepter un in de annere Hand den Reichsappel, un up beyden Syden by eer Door ſtünnen de Trabanten ſo in twe Regen, jümmer en lüttger as de annere, von dem allergrötteſten Ryſen, de wöör twe Myl hoog, bet to dem allerlütt-

jeſten Dwaark, de wöör man ſo groot as min lüttje Finger. Un vör ehr ſtünnen ſo vele Fürſten un Herzogen. Door güng de Mann tüſchen ſtaan nn ſäd „Fru, büſt du nu Kaiſer?“ / „Ja,“ ſäd ſe, „ik bün Kaiſer.“ Do güng he ſtaan un beſeeg ſe ſik ſo recht, un as he ſe ſo'n Flach anſehen hadd, ſo ſäd he „ach Fru, watt lett dat ſchöön, wenn du Kaiſer büſt.“ / „Mann,“ ſäd ſe, „wat ſtaiſt du door? ik bün nu Kaiſer, nu will ik awerſt ook Paapſt warden, ga hen tom Butt.“ / „Ach, Fru,“ ſäd de Mann, „watt wulſt dn man nich? Paapſt kannſt du nich warden. Paapſt is man eenmal in der Kriſtenhait, dat kann he doch nik maken.“ / „Mann,“ ſäd ſe, „ik will Paabſt warden, ga glyk hen, ik mutt hüüt noch Paapſt warden.“ / „Ne, Fru,“ ſäd de Mann, „dat mag ik em nich ſeggen, dat gait nich good, dat is to groff, tom Paapſt kann de Butt nich maken.“ / „Mann, wat Snack!“ ſäd de Fru, „kann he Kaiſer maken, kann he ook Paapſt maken. Ga foorts hen, ik bünn Kaiſer un du büſt man myn Mann, wult du wol hengaan?“ Do wurr he bang un güng hen, em wöör ganß flau, un zitterd un beewd, un de Knee un de Waden ſlakkerden em. Un dar ſtreek ſo'n Wind äwer dat Land, un de Wolken flögen, as dat düſter wurr gegen Awend: de Bläder waiden von den Bömern, und dat Water güng und bruuſd as kaakd dat, un platſchd an dat Aever, un von feern ſeeg he de Schepen, de ſchöten in der Noot, un danßden un ſprüngen up den Bülgen. Doch wöör de Himmel noch ſo'n bitten blau in de Midd, awerſt an den Syden door toog dat ſo recht rood up as en ſwohr Gewitter. Do güng he recht vörzufft (verzagt) ſtaan in de Angſt un ſäd

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik wol will.“

„Na, wat will ſe denn?“ ſäd de Butt. „Ach,“ ſäd de Mann, „ſe will Paapſt warden.“ / „Ga man hen, ſe is't all',“ ſäd de Butt.

Do güng he hen, un as he door köhm, ſo wöör dar as en groote Kirch mit luter Pallaſtens ümgewen. Door drängd he ſik dorch dat Volk: inwendig was awer allens mit dauſend und dauſend Lichtern erleuchtet, un ſyne Fru wöör in luter Gold ge-

kledet, un ſeet noch up enem veel högeren Troon, un hadde dre groote gollne Kronen up, un üm ehr dar ſo veel von geiſtlykem Staat, un up beyden Syden by ehr door ſtünnen twe Regen Lichter, dat gröttſte ſo dick un groot as de allergröttſte Toorn, bet to dem allerkleenſten Käkenlicht; un alle de Kaiſers un de Königen de legen vör ehr up de Kne un küßden ehr den Tüffel. „Fru," ſäd de Mann un ſeeg ſe ſo recht an, „büſt du nu Paapſt?" / „Ja," ſäd ſe, „ik bün Paapſt." Do güng he ſtaan un ſeeg ſe recht an, un dat wör as wenn he in de hell Sunn ſeeg. As he ſe do en Flach anſehn hadd, ſo ſegt he „ach, Fru, wat lett dat ſchön, wenn du Paapſt büſt!" Se ſeet awerſt ganß ſtyf as en Boom, un rüppeld un röhrd ſik nich. Do ſäd he „Fru, nu ſy tofreden, nu du Paapſt büſt, nu kannſt du doch niks meer warden." / „Dat will ik my bedenken," ſäd de Fru. Mit des güngen ſe beyde to Bedd, awerſt ſe wör nich tofreden, un de Girighait leet ſe nich ſlapen, ſe dachd jümmer wat ſo noch warden wull.

De Mann ſleep recht good un faſt, he hadd den Dag veel lopen, de Fru awerſt kunn goor nicht inſlapen, un ſmeet ſik von een Syd to der annern de ganße Nacht un dachd man jümmer wat ſe noch wol warden kunn, un kunn ſik doch up niks meer beſinnen. Mit des wull de Sünn upgaan, un as ſe dat Morgenrood ſeeg, richt'd ſe ſik äwer End im Bedd un ſeeg door henin, un as ſe uut dem Fenſter de Sünn ſo herup kamen ſeeg, „ha," dachd ſe, „kunn ik nich ook de Sünn un de Maan upgaan laten?" / „Mann," ſäd ſe und ſtöd em mit dem Ellbagen in de Ribben, „waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott." De Mann was noch meiſt in'n Slaap, awerſt he vörſchrok ſik ſo, dat he uut dem Bedd füll. He meend he hadd ſik vörhöörd un reef ſik de Ogen uut un ſäd „ach Fru, wat ſäd'ſt du?" / „Mann," ſäd ſe, „wenn ik nich de Sünn un de Maan kan upgaan laten, un mutt dat ſo anſehn, dat de Sünn un de Maan upgaan, ik kann dat nich uuthollen, un hebb kene geruhige Stünd meer, dat ik ſe nich ſülwſt kann upgaan laten." Do ſeeg ſe em ſo recht gräſig an, dat em ſo'n Schudder äwerleep. „Glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott." / „Ach, Fru," ſäd de Mann, un füll vör eer up de Knee, „dat kann de Butt nich. Kaiſer un Paapſt kann he maken, ik bidd dy, ſla in dy

un blyf Paapſt." Do köhm ſe in de Booshait, de Hoor flögen ehr ſo wild üm den Kopp, do reet ſe ſik dat Lyfken up, un geef em eens mit dem Foot un ſchreed „ik holl dat nich uut, un holl dat nich länger uut, wult du hengaan??" Do flöögd he ſik de Büxen an un leep wech as unſinnig.

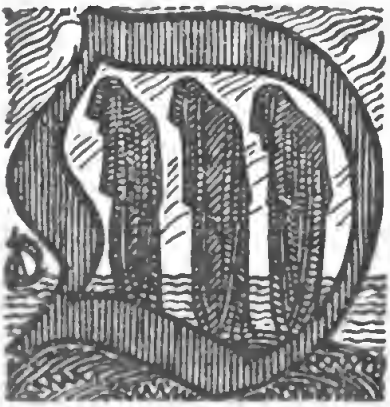
Buten awer güng de Storm, un bruuſde dat he kuum up de Föten ſtaan kunn: de Huſer un de Bömer waiden um, un de Baarge beewden, un de Felſenſtücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickſwart, un dat dunnerd un blitzd, un de See güng in ſo hoge ſwarte Bülgen as Kirchentöörn un as Baarge, un de hadden bawen alle ene witte Kroon von Schuum up. Do ſchre he, un kun ſyn egen Woord nich hören

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd he, „ſe will warden as de lewe Gott." / „Ga man hen, ſe ſitt all weder in'n Pißputt."

Door ſitten ſe noch bet up hüüt un düſſen Dag.

60. De drei ſchwatten Prinzeſſinnen



Indien was von den Fiend belagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull erſten ſeshundert Dahler hebben. Do leiten ſe dat ut trummeln, well de ſchaffen könne, de ſoll Börgemeſter weren. Do was der en armen Fiſker, de fiſkede up de See mit ſinen Sohn, do kam de Fiend un nam den Sohn gefangen un gav em doför ſeshundert Dahler. Do genk de Vader hen un gav dat de Heeren in de Stadt, un de Fiend trock av un de Fiſker wurde Börgemeſter. Do word utropen wer nig „Heer Börgemeſter" ſegde, de ſoll an de Galge richtet weren.

De Sohn de kam de Fiend wier ut de Hände un kam in en

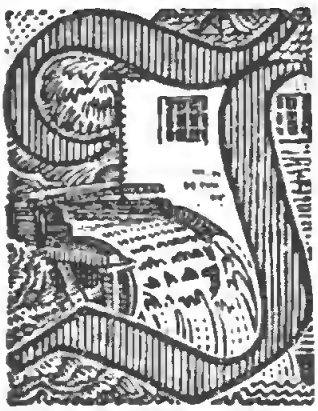
grauten Wold up en hauſen Berg. De Berg de dei ſick up, do kam he in en graut verwünſket Schloß, woin Stohle, Diſke un Bänke alle ſchwatt behangen wören. Do queimen drei Prinzeſſinnen, de gans ſchwatt antrocken wören, de men en lück (wenig) witt in't Geſicht hädden, de ſegden to em he ſoll men nig bange ſien, ſe wullen em nix dohn, he könn eer erlöſen. Do ſeg he je dat wull he gern dohn, wann he men wüſte wo he dat macken ſöll. Do ſegget ſe he ſöll en gans Johr nig met en kühren (ſprechen), un ſöll ſe auck nig anſeihen; wat he gern hebben wull, dat ſöll he men ſeggen, wann ſe Antwort giewen dröften (geben dürften), wullten ſe et dohn. As he 'ne Tied lang der weſt was, ſede he he wull aſſe gern no ſin Vader gohn, da ſegget ſe dat ſöll he men dohn, düſſen Buel (Beutel) met Geld ſöll he met niermen, döſſe Klöder ſoll he antrecken, un in acht Dage möſt he der wier ſien.

Do werd he upnurmen (aufgehoben), un is glick in Oſtindien. Do kann he ſin Vader in de Fiſkhütte nig mer finden un frög de Luide wo doh de arme Fiſker blierwen wöre, do ſegget ſe dat möſt he nig ſeggen, dann queim he an de Galge. Do kümmt he bi ſin Vader, do ſeg he „Fiſker, wo ſin ji do to kummen?" Do ſeg de „dat möt ji nig ſeggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kümme ji an de Galge." He willt ober gar nig loten, he werd no de Galge bracht. Es he do is, ſeg he „o mine Heerens, gierwet mie doh Verlöv dat ick noh de olle Fiſkhütte gohn mag." Do tüt he ſinen ollen Kiel an, da kümmet he wier noh de Heerens un ſeg „ſeih ji et nu wull, ſin ick nig en armen Fiſker ſinen Sohn? in düt Tueg heve ick minen Vader und Moder dat Braud gewunnen." Do erkennet ſe en un badden üm Vergiebnüs un niermt en met noh ſin Hues, do verteld he alles wü et em gohn hev, dat he wöre in en Wold kummen up en hauſen Berg, do hädde ſick de Berg updohn, do wöre he in en verwünſket Schloß kummen, wo alles ſchwatt weſt wöre, un drei Prinzeſſinnen wören der an kummen, de wören ſchwatt weſt, men en lück witt in't Geſicht. De hädden em ſegd he ſöll nig bange ſien, he könn eer erlöſen. Do ſeg ſine Moder dat mög wull ni

guet ſien, he ſoll 'ne gewiehte Waſſkeefze met niermen un drüppen (tropfen) eer gleinig (glühend) Waſſ in't Geſicht.

He geit wier hen, und do gruelte (graute) em ſo, un he drüppde er Waſſ in't Geſicht, aſſe ſe ſleipen, un ſe wören all halv witt. Do ſprüngen alle de dre Prinzeſſinnen up un ſegden „de verfluchte Hund, uſſe Bloet ſoll örfer die Rache ſchreien, nu is kin Menſk up de Welt geboren un werd geboren, de us erlöſen kann, wie hevet no drei Bröders, de ſind in ſiewen Ketten anſchloeten, de ſöllt die terreiten.“ Da givt et en Gekrieſk in't ganſe Schloß, un he ſprank noh ut dat Fenſter un terbrack dat Been, un dat Schloß ſunk wier in de Grunde, de Berg was wier to, un nümmes wuſt wo et weſt was.

61. Der arme Müllerburſch und das Kätzchen



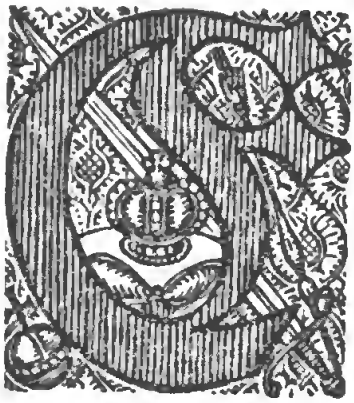
In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburſchen dienten bei ihm. Wie ſie nun etliche Jahre bei ihm geweſen waren, ſagte er eines Tages zu ihnen „ich bin alt, und will mich hinter den Ofen ſetzen: zieht aus und wer mir das beſte Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben und er ſoll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen.“ Der dritte von den Burſchen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten ſie die Mühle nicht; und er wollte ſie hernach nicht einmal. Da zogen ſie alle drei miteinander aus, und wie ſie vor das Dorf kamen, ſagten die zwei zu dem albernen Hans „du kannſt nur hierbleiben, du kriegſt dein Lebtag keinen Gaul.“ Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen ſie an eine Höhle, da hineinlegten ſie ſich ſchlafen. Die zwei Klugen warteten bis Hans eingeſchlafen war, dann ſtiegen ſie auf, machten ſich fort und ließen Hänschen liegen, und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam, und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle:

er guckte ſich überall um und rief „ach Gott, wo bin ich!“ Da erhob er ſich und krappelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte „ich bin hier ganz allein und verlaſſen, wie ſoll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er ſo in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, das ſprach ganz freundlich „Hans, wo willſt du hin!“/„Ach, du kannſt mir doch nicht helfen.“/„Was dein Begehren iſt, weiß ich wohl,“ ſprach das Kätzchen, „du willſt einen hübſchen Gaul haben. Komm mit mir und ſei ſieben Jahre lang mein treuer Knecht, ſo will ich dir einen geben, ſchöner als du dein Lebtag einen geſehen haſt.“/„Nun das iſt eine wunderliche Katze,“ dachte Hans, „aber ſehen will ich doch ob das wahr iſt was ſie ſagt.“ Da nahm ſie ihn mit in ihr verwünſchtes Schlößchen und hatte da lauter Kätzchen, die ihr dienten: die ſprangen flink die Treppe auf und ab, waren luſtig und guter Dinge. Abends, als ſie ſich zu Tiſche ſetzten, mußten drei Muſik machen: eins ſtrich den Baß, das andere die Geige, das dritte ſetzte die Trompete an und blies die Backen auf ſo ſehr es nur konnte. Als ſie gegeſſen hatten, wurde der Tiſch weggetragen, und di Katze ſagte „nun komm, Hans, und tanze mit mir.“/„Nein,“ antwortete er, „mit einer Miezekatze tanze ich nicht, das habe ich noch niemals getan.“/„So bringt ihn ins Bett,“ ſagte ſie zu den Kätzchen. Da leuchtete ihm eins in ſeine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen ſie wieder und halfen ihm aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins band ihm die Strumpfbänder, eins holte die Schuhe, eins wuſch ihn und eins trocknete ihm mit dem Schwanz das Geſicht ab. „Das tut recht ſanft,“ ſagte Hans. Er mußte aber auch der Katze dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Axt von Silber, und die Keile und Säge von Silber, und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb da im Haus, hatte ſein gutes Eſſen und Trinken, ſah aber niemand als die bunte Katze und ihr Geſinde. Einmal ſagte ſie zu ihm „geh hin und mähe meine Wieſe, und mache das Gras trocken,“ und gab ihm von Silber eine

Sense und von Gold einen Wetzstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und tat was ihm geheißen war; nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Wetzstein und Heu nach Haus, und fragte ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein," sagte die Katze, „du sollst mir erst noch einerlei tun, da ist Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleisen und was nötig ist, alles von Silber, daraus baue mir erst ein kleines Häuschen." Da baute Hans das Häuschen fertig und sagte er hätte nun alles getan, und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Katze ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja," sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und wie sie die Türe so aufmacht, da stehen zwölf Pferde, ach, die waren gewesen ganz stolz, die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach „geh heim, dein Pferd geb ich dir nicht mit: in drei Tagen aber komm ich und bringe dir's nach." Also machte Hans sich auf und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, so waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da: jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie fragten „Hans, wo hast du dein Pferd?" „In drei Tagen wird's nachkommen." Da lachten sie und sagten „ja du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegen, das wird was rechtes sein!" Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre so zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gaben sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänseställchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs

Pferden, ei, die glänzten, daß es schön war, und ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerburſch. Aus der Kutſche aber ſtieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans ſieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller wo der Mahlburſch, der Kleinknecht wäre? Da ſagte der Müller „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der iſt ſo verriſſen und liegt im Gänſeſtall." Da ſagte die Königstochter ſie ſollten ihn gleich holen. Alſo holten ſie ihn heraus, und er mußte ſein Kittelchen zuſammenpacken, um ſich zu bedecken. Da ſchnallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waſchen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König ſchöner ausſehen. Danach verlangte die Jungfrau die Pferde zu ſehen, welche die andern Mahlburſchen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ ſie den Bedienten das ſiebente Pferd bringen: wie der Müller das ſah, ſprach er, ſo eins wär ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das iſt für den dritten Mahlburſch," ſagte ſie. „Da muß er die Mühle haben," ſagte der Müller, die Königstochter aber ſprach da wäre das Pferd, er ſollte ſeine Mühle auch behalten: und nimmt ihren treuen Hans und ſetzt ihn in die Kutſche und fährt mit ihm fort. Sie fahren zuerſt nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem ſilbernen Werkzeug gebaut hat, da iſt es ein großes Schloß, und iſt alles darin von Silber und Gold; und da hat ſie ihn geheiratet, und er war reich, ſo reich, daß er für ſein Lebtag genug hatte. Darum ſoll keiner ſagen daß wer albern iſt deshalb nichts rechtes werden könne.

62. Die drei Federn



Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, davon waren zwei klug und gescheit, aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig und hieß nur der Dummling. Als der König alt und schwach ward und an sein Ende dachte, wußte er nicht welcher von seinen Söhnen nach ihm das Reich erben sollte. Da sprach er zu ihnen „zieht aus, und wer mir den feinsten Teppich bringt, der soll nach meinem Tod König sein." Und damit es keinen Streit unter ihnen gab, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach „wie die fliegen, so sollt ihr ziehen." Die eine Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte flog aber geradeaus, und flog nicht weit, sondern fiel bald zur Erde. Nun ging der eine Bruder rechts, der andere ging links, und sie lachten den Dummling aus, der bei der dritten Feder da wo sie niedergefallen war, bleiben mußte.

Der Dummling setzte sich nieder und war traurig. Da bemerkte er auf einmal daß neben der Feder eine Falltür lag. Er hob sie in die Höhe, fand eine Treppe und stieg hinab. Da kam er vor eine andere Türe, klopfte an, und hörte wie es inwendig rief

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein,
Hutzelbeins Hündchen,
Hutzel hin und her,
Laß geschwind sehen, wer draußen wär."

Die Türe tat sich auf, und er sah eine große dicke Itsche (Kröte) sitzen und rings um sie eine Menge kleiner Itschen. Die dicke Itsche fragte was sein Begehren wäre. Er antwortete „ich hätte gerne den schönsten und feinsten Teppich." Da rief sie eine junge und sprach

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein,

Hutzelbeins Hündchen
Hutzel hin und her,
Bring mir die große Schachtel her."

Die junge Itsche holte die Schachtel, und die dicke Itsche machte sie auf und gab dem Dummling einen Teppich daraus, so schön und so fein, wie oben auf der Erde keiner konnte gewebt werden. Da dankte er ihr und stieg wieder hinauf.

Die beiden andern hatten aber ihren jüngsten Bruder für so albern gehalten, daß sie glaubten er würde gar nichts finden und aufbringen. „Was sollen wir uns mit Suchen groß Mühe geben" sprachen sie, nahmen dem ersten besten Schäfersweib, das ihnen begegnete, die groben Tücher vom Leib und trugen sie dem König heim. Zu derselben Zeit kam auch der Dummling zurück und brachte seinen schönen Teppich, und als der König den sah, erstaunte er und sprach „wenn es dem Recht nach gehen soll, so gehört dem jüngsten das Königreich." Aber die zwei andern ließen dem Vater keine Ruhe und sprachen, unmöglich könnte der Dummling, dem es in allen Dingen an Verstand fehlte, König werden, und baten ihn er möchte eine neue Bedingung machen. Da sagte der Vater „der soll das Reich erben, der mir den schönsten Ring bringt," führte die drei Brüder hinaus und blies drei Federn in die Luft, denen sie nachgehen sollten. Die zwei ältesten zogen wieder nach Osten und Westen, und für den Dummling flog die Feder geradeaus und fiel neben der Erdtüre nieder. Da stieg er wieder hinab zu der dicken Itsche und sagte ihr, daß er den schönsten Ring brauchte. Sie ließ sich gleich ihre große Schachtel holen und gab ihm daraus einen Ring, der glänzte von Edelsteinen und war so schön, daß ihn kein Goldschmied auf der Erde hätte machen können. Die zwei ältesten lachten über den Dummling, der einen goldenen Ring suchen wollte, gaben sich gar keine Mühe, sondern schlugen einem alten Wagenring die Nägel aus und brachten ihn dem König. Als aber der Dummling seinen goldenen Ring vorzeigte, so sprach der Vater abermals „ihm gehört das Reich." Die zwei ältesten ließen nicht ab den König zu quälen, bis er noch eine dritte Bedingung machte und den

Ausspruch tat, der sollte das Reich haben, der die schönste Frau heimbrächte. Die drei Federn blies er nochmals in die Luft, und sie flogen wie die vorigen Male.

Da ging der Dummling ohne weiteres hinab zu der dicken Itsche und sprach „ich soll die schönste Frau heimbringen.“ / „Ei,“ antwortete die Itsche, „die schönste Frau! die ist nicht gleich zur Hand, aber du sollst sie doch haben.“ Sie gab ihm eine ausgehöhlte gelbe Rübe mit sechs Mäuschen bespannt. Da sprach der Dummling ganz traurig „was soll ich damit anfangen?“ Die Itsche antwortete „setze nur eine von meinen kleinen Itschen hinein.“ Da griff er auf Geratewohl eine aus dem Kreis und setzte sie in die gelbe Kutsche, aber kaum saß sie darin, so ward sie zu einem wunderschönen Fräulein, die Rübe zur Kutsche, und die sechs Mäuschen zu Pferden. Da küßte er sie, jagte mit den Pferden davon und brachte sie zu dem König. Seine Brüder kamen auch, die hatten sich gar keine Mühe gegeben, eine schöne Frau zu suchen, sondern die ersten besten Bauernweiber mitgenommen. Als der König sie erblickte, sprach er „dem jüngsten gehört das Reich nach meinem Tod.“ Aber die zwei ältesten betäubten die Ohren des Königs aufs neue mit ihrem Geschrei, „wir können's nicht zugeben, daß der Dummling König wird,“ und verlangten der sollte den Vorzug haben, dessen Frau durch einen Ring springen könnte, der da mitten in dem Saal hing. Sie dachten „die Bauernweiber die können das wohl, die sind stark genug, aber das zarte Fräulein springt sich tot.“ Der alte König gab das auch noch zu. Da sprangen die zwei Bauernweiber, sprangen auch durch den Ring, waren aber so plump, daß sie fielen und ihre groben Arme und Beine entzwei brachen. Darauf sprang das schöne Fräulein, das der Dummling mitgebracht hatte, und sprang so leicht hindurch wie ein Reh, und aller Widerspruch mußte aufhören. Also erhielt er die Krone und hat lange in Weisheit geherrscht.

63. Hans mein Igel

Es war einmal ein Bauer, der hatte Geld und Gut genug, aber wie reich er war, so fehlte doch etwas an seinem Glück: er hatte mit seiner Frau keine Kinder. Öfters, wenn er mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie und fragten, warum er keine Kinder hätte. Da ward er endlich zornig, und als er nach Haus kam, sprach er „ich will ein Kind haben, und sollt's ein Igel sein." Da kriegte seine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach „siehst du, du hast uns verwünscht." Da sprach der Mann „was kann das alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir können keine Gevatter dazu nehmen." Die Frau sprach „wir können ihn nicht anders taufen als Hans mein Igel." Als er getauft war, sagte der Pfarrer „der kann wegen seiner Stacheln in kein ordentliches Bett kommen." Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre, und sein Vater war ihn müde und dachte wenn er nur stürbe; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war, und der Bauer wollte hingehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. „Ein wenig Fleisch und ein paar Wecke, was zum Haushalt gehört," sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffeln und Zwickelstrümpfe. Endlich sagte er auch „Hans mein Igel, was willst du denn haben?"/„Väterchen," sprach er, „bring mir doch einen Dudelsack mit." Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr gekauft hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Dudelsack. Und wie Hans mein Igel den Dudelsack hatte, sprach er

„Väterchen, geht doch vor die Schmiede und laßt mir meinen Göckelhahn beſchlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh, daß er ihn los werden ſollte, und ließ ihm den Hahn beſchlagen, und als er fertig war, ſetzte ſich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Eſel mit, die wollt er draußen im Wald hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da ſaß er und hütete die Eſel und Schweine, und ſaß lange Jahre bis die Herde ganz groß war, und wußte ſein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum ſaß, blies er ſeinen Dudelſack und machte Muſik, die war ſehr ſchön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte ſich verirrt, und hörte die Muſik: da verwunderte er ſich darüber und ſchickte ſeinen Bedienten hin, er ſollte ſich einmal umgucken wo die Muſik herkäme. Er guckte ſich um, ſah aber nichts als ein kleines Tier auf dem Baum oben ſitzen, das war wie ein Göckelhahn, auf dem ein Igel ſaß, und der machte die Muſik. Da ſprach der König zum Bedienten er ſollte fragen, warum er da ſäße, und ob er nicht wüßte wo der Weg in ſein Königreich ginge. Da ſtieg Hans mein Igel vom Baum und ſprach, er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verſchreiben und verſprechen was ihm zuerſt begegnete am königlichen Hofe, ſobald er nach Hauſe käme. Da dachte der König „das kann ich leicht tun, Hans mein Igel verſteht's doch nicht, und ich kann ſchreiben was ich will.“ Da nahm der König Feder und Tinte und ſchrieb etwas auf, und als es geſchehen war, zeigte ihm Hans mein Igel den Weg, und er kam glücklich nach Haus. Seine Tochter aber, wie ſie ihn von weitem ſah, war ſo voll Freuden, daß ſie ihm entgegen lief und ihn küßte. Da gedachte er an Hans mein Igel und erzählte ihr wie es ihm gegangen wäre, und daß er einem wunderlichen Tier hätte verſchreiben ſollen was ihm daheim zuerſt begegnen würde, und das Tier hätte auf einem Hahn wie auf einem Pferde geſeſſen und ſchöne Muſik gemacht; er hätte aber geſchrieben es ſollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht leſen. Darüber war die Prinzeſſin froh und ſagte das wäre gut, denn ſie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Esel und Schweine, war immer lustig, saß auf dem Baum und blies auf seinem Dudelsack. Nun geschah es, daß ein anderer König gefahren kam mit seinen Bedienten und Laufern, und hatte sich verirrt, und wußte nicht wieder nach Haus zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Laufer was das wohl wäre, er sollte einmal zusehen. Da ging der Laufer hin unter den Baum und sah den Göckelhahn sitzen und Hans mein Igel obendrauf. Der Laufer fragte ihn, was er da oben vor hätte. „Ich hüte meine Esel und Schweine; aber was ist Euer Begehren?" Der Laufer sagte sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder ins Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da stieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter, und sagte zu dem alten König er wolle ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eigen geben wollte was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das erste begegnen würde. Der König sagte „ja" und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollte es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Göckelhahn voraus und zeigte ihm den Weg, und gelangte der König glücklich wieder in sein Reich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber. Nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und freute sich, daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch wo er so lange in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr, er hätte sich verirrt und wäre beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren wäre, hätte einer, halb wie ein Igel, halb wie ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, er aber hätte ihm dafür versprochen was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie, und das täte ihm nun so leid. Da versprach sie ihm aber sie wollte gerne mit ihm gehen wann er käme, ihrem alten Vater zuliebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine, und die Schweine bekamen wieder Schweine, und wurden ihrer so viel, daß der ganze Wald voll war. Da wollte Hans mein Igel nicht länger

im Walde leben und ließ seinem Vater sagen, sie sollten alle Ställe im Dorf räumen, denn er käme mit einer so großen Herde, daß jeder schlachten könnte, der nur schlachten wollte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte Hans mein Igel wäre schon lange gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Göckelhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf und ließ schlachten; hu! da war ein Gemetzel und ein Hacken, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Danach sagte Hans mein Igel „Väterchen, laßt mir meinen Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit ich fort und komme mein Lebtag nicht wieder." Da ließ der Vater den Göckelhahn beschlagen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wiederkommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen, wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, hauen und stechen, damit er nicht ins Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, aber er gab dem Hahn die Sporen, flog auf, über das Tor hin vor des Königs Fenster, ließ sich da nieder und rief ihm zu, er sollt ihm geben was er versprochen hätte, sonst so wollt er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen. Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinausgehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an, und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrlichen Bedienten, Geld und Gut. Sie setzte sich ein, und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort, und der König dachte er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog ihr Hans mein Igel die schönen Kleider aus, und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte „das ist der Lohn für eure Falschheit, geh hin, ich will dich nicht," und jagte sie damit nach Haus, und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Göckelhahn und mit seinem Dudelsack nach dem zweiten Königreich, wo er dem

König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatte bestellt, wenn einer käme, wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr präsentieren, ihn frei hereinführen, Vivat rufen, und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Königstochter sah, war sie erschrocken, weil er doch gar zu wunderlich aussah, sie dachte aber es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, und ward mit ihr vermählt, und er mußte mit an die königliche Tafel gehen, und sie setzte sich zu seiner Seite, und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln: er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschehe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammertüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer einginge und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Igelhaut herauskriechen und sie vor dem Bett liegen lassen: dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie ins Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe schlug, da ging er in die Kammer, streifte die Igelshaut ab, und ließ sie vor dem Bette liegen: da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer; und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöst, und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamierte ihn, da ward er weiß, und war ein schöner junger Herr. Wie das die Königstochter sah, war sie froh, und am andern Morgen stiegen sie mit Freuden auf, aßen und tranken, und ward die Vermählung erst recht gefeiert, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte er wäre sein Sohn; der Vater aber sprach er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wäre aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden und wäre in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

Mein Märchen iſt aus,
Und geht vor Guſtchen ſein Haus.

64. Das Eſelein

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was ſie ſich wünſchten, nur keine Kinder. Darüber klagte ſie Tag und Nacht und ſprach „ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächſt.“ Endlich erfüllte Gott ihre Wünſche: als das Kind aber zur Welt kam, ſah's nicht aus wie ein Menſchenkind, ſondern war ein junges Eſelein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geſchrei erſt recht an, ſie hätte lieber gar kein Kind gehabt als einen Eſel, und ſagte man ſollt ihn ins Waſſer werfen, damit ihn die Fiſche fräßen. Der König aber ſprach „nein, hat Gott ihn gegeben, ſoll er auch mein Sohn und Erbe ſein, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron ſitzen und die königliche Krone tragen.“ Alſo ward das Eſelein aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchſen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber ſonſt fröhlicher Art, ſprang herum, ſpielte und hatte beſonders ſeine Luſt an der Muſik, ſo daß es zu einem berühmten Spielmann ging und ſprach „lehre mich deine Kunſt, daß ich ſo gut die Laute ſchlagen kann als du.“/„Ach, liebes Herrlein,“ antwortete der Spielmann, „das ſollt Euch ſchwer fallen, Eure Finger ſind nicht allerdings dazu gemacht und gar zu groß; ich ſorge die Saiten haltens nicht aus.“ Es half keine Ausrede, das Eſelein wollte und mußte die Laute ſchlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende ſo gut als ſein Meiſter ſelber. Einmal ging das junge Herrlein nachdenkſam ſpazieren und kam an einen Brunnen, da ſchaute es hinein und ſah im ſpiegelhellen Waſſer ſeine Eſeleinsgeſtalt. Darüber war er ſo betrübt, daß er in die weite Welt ging und nur einen treuen Geſellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen ſie in ein Reich, wo ein alter König herrſchte, der nur eine einzige aber wunderſchöne

Tochter hatte. Das Eſelein ſagte „hier wollen wir wellen,“ klopfte ans Tor und rief „es iſt ein Gaſt haußen, macht auf, damit er eingehen kann.“ Als aber nicht aufgetan ward, ſetzte er ſich hin, nahm ſeine Laute und ſchlug mit ſeinen zwei Vorderfüßen aufs lieblichſte. Da ſperrte der Türhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und ſprach „da draußen ſitzt ein junges Eſelein vor dem Tor, das ſchlägt die Laute ſo gut als ein gelernter Meiſter.“/„So laß mir den Muſikant hereinkommen“ ſprach der König. Wie aber ein Eſelein hereintrat, fing alles an über den Lautenſchläger zu lachen. Nun ſollte das Eſelein unten zu den Knechten geſetzt und geſpeiſt werden, es ward aber unwillig und ſprach „ich bin kein gewöhnliches Stalleſelein, ich bin ein vornehmes.“ Da ſagten ſie „wenn du das biſt, ſo ſetze dich zu dem Kriegsvolk.“/„Nein,“ ſprach es, „ich will beim König ſitzen.“ Der König lachte und ſprach in gutem Mut „ja, es ſoll ſo ſein, wie du verlangſt, Eſelein, komm her zu mir.“ Danach fragte er „Eſelein, wie gefällt dir meine Tochter?“ Das Eſelein drehte den Kopf nach ihr, ſchaute ſie an, nickte und ſprach „aus der Maßen wohl, ſie iſt ſo ſchön wie ich noch keine geſehen habe.“/„Nun, ſo ſollſt du auch neben ihr ſitzen“ ſagte der König. „Das iſt mir eben recht“ ſprach das Eſelein und ſetzte ſich an ihre Seite, aß und trank und wußte ſich fein und ſäuberlich zu betragen. Als das edle Tier eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es „was hilft das alles, du mußt wieder heim,“ ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte ſeinen Abſchied. Der König hatte es aber lieb gewonnen und ſprach „Eſelein, was iſt dir? du ſchauſt ja ſauer, wie ein Eſſigkrug: bleib bei mir, ich will dir geben, was du verlangſt. Willſt du Gold?“/„Nein,“ ſagte das Eſelein und ſchüttelte mit dem Kopf. „Willſt du Koſtbarkeiten und Schmuck?“/„Nein.“/„Willſt du mein halbes Reich?“/„Ach nein.“ Da ſprach der König „wenn ich nur wüßte was dich vergnügt machen könnte: willſt du meine ſchöne Tochter zur Frau?“/„Ach ja,“ ſagte das Eſelein, „die möchte ich wohl haben,“ war auf einmal ganz luſtig und guter Dinge, denn das war's gerade, was er ſich gewünſcht hatte. Alſo ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends,

wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkämmerlein geführt wurden, wollte der König wiſſen, ob ſich das Eſelein auch fein artig und manierlich betrüge, und hieß einem Diener ſich dort verſtecken. Wie ſie nun beide drinnen waren, ſchob der Bräutigam den Riegel vor die Türe, blickte ſich um, und wie er glaubte, daß ſie ganz allein wären, da warf er auf einmal ſeine Eſelshaut ab und ſtand da als ein ſchöner königlicher Jüngling. „Nun ſiehſt du," ſprach er, „wer ich bin, und ſiehſt auch, daß ich deiner nicht unwert war." Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als aber der Morgen herankam, ſprang er auf, zog ſeine Tierhaut wieder über, und hätte kein Menſch gedacht was für einer dahinter ſteckte. Bald kam auch der alte König gegangen, „ei," rief er, „iſt das Eſelein ſchon munter! Du biſt wohl recht traurig," ſagte er zu ſeiner Tochter, „daß du keinen ordentlichen Menſchen zum Mann bekommen haſt?"/„Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn ſo lieb, als wenn er der allerſchönſte wäre, und will ihn mein Lebtag behalten." Der König wunderte ſich, aber der Diener, der ſich verſteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König ſprach „das iſt nimmermehr wahr."/„So wacht ſelber die folgende Nacht, Ihr werdet's mit eigenen Augen ſehen, und wißt Ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg und werft ſie ins Feuer, ſo muß er ſich wohl in ſeiner rechten Geſtalt zeigen."/„Dein Rat iſt gut" ſprach der König, und abends als ſie ſchliefen, ſchlich er ſich hinein, und wie er zum Bett kam, ſah er im Mondſchein einen ſtolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgeſtreift auf der Erde. Da nahm er ſie weg und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen, und blieb ſelber dabei, bis ſie ganz zu Aſche verbrannt war. Weil er aber ſehen wollte wie ſich der Beraubte anſtellen würde, blieb er die Nacht über wach und lauſchte. Als der Jüngling ausgeſchlafen hatte, beim erſten Morgenſchein, ſtand er auf und wollte die Eſelshaut anziehen, aber ſie war nicht zu finden. Da erſchrak er und ſprach voll Trauer und Angſt „nun muß ich ſehen, daß ich entfliehe." Wie er hinaustrat, ſtand aber der König da und ſprach „mein Sohn, wohin ſo eilig, was haſt du im Sinn? Bleib hier, du biſt ein ſo ſchöner

Mann, du ſollſt nicht wieder von mir. Ich gebe dir jetzt mein Reich halb, und nach meinem Tode bekommſt du es ganz."/„So wünſch ich, daß der gute Anfang auch ein gutes Ende nehme" ſprach der Jüngling, „ich bleibe bei Euch." Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahr ſtarb, hatte er das ganze, und nach dem Tod ſeines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

65. Die Alte im Wald

Es fuhr einmal ein armes Dienſtmädchen mit ſeiner Herrſchaft durch einen großen Wald, und als ſie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten wen ſie fanden. Da kamen alle miteinander um bis auf das Mädchen, das war in der Angſt aus dem Wagen geſprungen und hatte ſich hinter einem Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und ſah das große Unglück. Da fing es an bitterlich zu weinen und ſagte „was ſoll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht aus dem Wald heraus zu finden, keine Menſchenſeele wohnt darin, ſo muß ich gewiß verhungern." Es ging herum, ſuchte einen Weg, konnte aber keinen finden. Als es Abend war, ſetzte es ſich unter einen Baum, befahl ſich Gott, und wollte da ſitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geſchehen was immer wollte. Als es aber eine Weile da geſeſſen hatte, kam ein weiß Täubchen zu ihm geflogen und hatte ein kleines goldenes Schlüſſelchen im Schnabel. Das Schlüſſelchen legte es ihm in die Hand und ſprach „ſiehſt du dort den großen Baum, daran iſt ein kleines Schloß, das ſchließ mit dem Schlüſſelchen auf, ſo wirſt du Speiſe genug finden und keinen Hunger mehr leiden." Da ging es zu dem Baum und ſchloß ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schüſſelchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es ſich ſatt eſſen konnte. Als es ſatt war, ſprach es „jetzt iſt es Zeit, wo die Hühner daheim auffliegen, ich bin ſo müde, könnt

ich mich doch auch in mein Bett legen." Da kam das Täubchen wieder geflogen und brachte ein anderes goldenes Schlüsselchen im Schnabel und sagte „schließ dort den Baum auf, so wirst du ein Bett finden." Da schloß es auf und fand ein schönes weiches Bettchen: da betete es zum lieben Gott, er möchte es behüten in der Nacht, legte sich und schlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüsselchen und sprach „schließ dort den Baum auf, da wirst du Kleider finden," und wie es aufschloß, fand es Kleider mit Gold und Edelsteinen besetzt, so herrlich, wie sie keine Königstochter hat. Also lebte es da eine Zeitlang und kam das Täubchen alle Tage und sorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein stilles, gutes Leben.

Einmal kam aber das Täubchen und sprach „willst du mir etwas zuliebe tun?"/„Von Herzen gerne," sagte das Mädchen. Da sprach das Täubchen „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh hinein, mittendrein am Herd wird eine alte Frau sitzen und ‚guten Tag' sagen. Aber gib ihr beileibe keine Antwort, sie mag auch anfangen, was sie will, sondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da ist eine Türe, die mach auf, so wirst du in eine Stube kommen, wo eine Menge von Ringen allerlei Art auf dem Tisch liegt, darunter sind prächtige mit glitzerigen Steinen, die laß aber liegen und suche einen schlichten heraus, der auch darunter sein muß, und bring ihn zu mir her, so geschwind du kannst." Das Mädchen ging zu dem Häuschen und trat zu der Türe ein: da saß eine Alte, die machte große Augen wie sie es erblickte und sprach „guten Tag, mein Kind." Es gab ihr aber keine Antwort und ging auf die Türe zu. „Wo hinaus?" rief sie und faßte es beim Rock und wollte es festhalten, „das ist mein Haus, da darf niemand herein, wenn ich's nicht haben will." Aber das Mädchen schwieg still, machte sich von ihr los und ging gerade in die Stube hinein. Da lag nun auf dem Tisch eine übergroße Menge von Ringen, die glitzten und glimmerten ihm vor den Augen: es warf sie herum und suchte nach dem schlichten, konnte ihn aber nicht finden. Wie es so suchte, sah es die Alte, wie sie daher schlich und einen Vogelkäfig in der Hand

hatte und damit fort wollte. Da ging es auf sie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand, und wie es ihn aufhob und hineinsah, saß ein Vogel darin, der hatte den schlichten Ring im Schnabel. Da nahm es den Ring und lief ganz froh damit zum Haus hinaus und dachte das weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es sich an einen Baum und wollte auf das Täubchen warten, und wie es so stand, da war es als würde der Baum weich und biegsam und senkte seine Zweige herab. Und auf einmal schlangen sich die Zweige um es herum, und waren zwei Arme, und wie es sich umsah, war der Baum ein schöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und sagte „du hast mich erlöst und aus der Gewalt der Alten befreit, die eine böse Hexe ist. Sie hatte mich in einen Baum verwandelt, und alle Tage ein paar Stunden war ich eine weiße Taube, und solang sie den Ring besaß, konnte ich meine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten." Da waren auch seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei, die sie auch in Bäume verwandelt hatte, und standen neben ihm. Da fuhren sie fort in sein Reich, denn es war eines Königs Sohn, und sie heirateten sich und lebten glücklich.

66. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen: wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es ſich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das ſie in die Höhe gehalten hatte, ſondern vorbei auf die Erde ſchlug und geradezu ins Waſſer hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verſchwand, und der Brunnen war tief, ſo tief, daß man keinen Grund ſah. Da fing ſie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte ſich gar nicht tröſten. Und wie ſie ſo klagte, rief ihr jemand zu „was haſt du vor, Königstochter, du ſchreiſt ja, daß ſich ein Stein erbarmen möchte.“ Sie ſah ſich um, woher die Stimme käme, da erblickte ſie einen Froſch, der ſeinen dicken häßlichen Kopf aus dem Waſſer ſtreckte. „Ach, du biſt's, alter Waſſerpatſcher,“ ſagte ſie, „ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen iſt.“ / „Sei ſtill und weine nicht,“ antwortete der Froſch, „ich kann wohl Rat ſchaffen, aber was gibſt du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraufhole?“ / „Was du haben willſt, lieber Froſch,“ ſagte ſie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelſteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.“ Der Froſch antwortete „deine Kleider, deine Perlen und Edelſteine, und deine goldene Krone, die mag ich nicht: aber wenn du mich lieb haben willſt, und ich ſoll dein Geſelle und Spielkamerad ſein, an deinem Tiſchlein neben dir ſitzen, von deinem goldenen Tellerlein eſſen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein ſchlafen: wenn du mir das verſprichſt, ſo will ich hinunterſteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen.“ / „Ach ja,“ ſagte ſie, „ich verſpreche dir alles was du willſt, wenn du mir nur die Kugel wiederbringſt.“ Sie dachte aber „was der einfältige Froſch ſchwätzt, der ſitzt im Waſſer bei ſeinesgleichen und quakt, und kann keines Menſchen Geſelle ſein.“

Der Froſch, als er die Zuſage erhalten hatte, tauchte ſeinen Kopf unter, ſank hinab und über ein Weilchen kam er wieder herauf gerudert; hatte die Kugel im Maul und warf ſie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als ſie ihr ſchönes Spielwerk wieder erblickte, hob es auf und ſprang damit fort. „Warte, warte,“ rief der Froſch, „nimm mich mit, ich kann nicht ſo laufen wie du.“ Aber was half es ihm, daß er ihr ſein quak

quak ſo laut nachſchrie als er konnte! ſie hörte nicht darauf, eilte nach Hauſe und hatte bald den armen Froſch vergeſſen, der wieder in ſeinen Brunnen hinabſteigen mußte.

Am andern Tage, als ſie mit dem König und allen Hofleuten ſich zur Tafel geſetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitſch platſch, plitſch platſch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an der Tür und rief „Königstochter, jüngſte, mach mir auf.“ Sie lief und wollte ſehen wer draußen wäre, als ſie aber aufmachte, ſo ſaß der Froſch davor. Da warf ſie die Tür haſtig zu, ſetzte ſich wieder an den Tiſch, und war ihr ganz angſt. Der König ſah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und ſprach „mein Kind, was fürchteſt du dich, ſteht etwa ein Rieſe vor der Tür und will dich holen?“ / „Ach nein,“ antwortete ſie, „es iſt kein Rieſe, ſondern ein garſtiger Froſch.“ / „Was will der Froſch von dir?“ / „Ach lieber Vater, als ich geſtern im Wald bei dem Brunnen ſaß und ſpielte, da fiel meine goldene Kugel ins Waſſer. Und weil ich ſo weinte, hat ſie der Froſch wieder heraufgeholt, und weil er es durchaus verlangte, ſo verſprach ich ihm er ſollte mein Geſelle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus ſeinem Waſſer heraus könnte. Nun iſt er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief

„Königstochter, jüngſte
Mach mir auf,
Weißt du nicht was geſtern
Du zu mir geſagt
Bei dem kühlen Brunnenwaſſer?
Königstochter, jüngſte,
Mach mir auf.“

Da ſagte der König „was du verſprochen haſt, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Türe, da hüpfte der Froſch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da ſaß er und rief „heb mich herauf zu dir.“ Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Froſch erſt auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tiſch, und als er da ſaß, ſprach er „nun ſchieb mir dein goldenes Tellerlein

näher, damit wir zusammen essen." Das tat sie zwar, aber ma sah wohl, daß sie's nicht gerne tat. Der Frosch ließ sich's gu schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlic sprach er „ich habe mich satt gegessen und bin müde, nun tra mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zu recht, da wollen wir uns schlafen legen." Die Königstochter fin an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den s nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reine Bettlein schlafen sollte. Der König aber ward zornig und sprac „wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst d hernach nicht verachten." Da packte sie ihn mit zwei Fingern trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bett lag, kam er gekrochen und sprach „ich bin müde, ich will schlafe so gut wie du: heb mich herauf, oder ich sag's deinem Vater." Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand, „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch."

Als er aber herabfiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden, und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf, und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief

„Heinrich, der Wagen bricht."
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als ihr in dem Brunnen saßt,
Als ihr eine Fretsche (Frosch) wast (wart)."

Doch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

67. Der Eisenofen

Zur Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, ward ein Königssohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er im Walde in einem großen Eisenofen sitzen sollte. Da brachte er viele Jahre zu und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam eine Königstochter in den Wald, die hatte sich irre gegangen und konnte ihres Vaters Reich nicht wiederfinden: neun Tage war sie so herumgegangen und stand zuletzt vor dem eisernen Kasten. Da kam eine Stimme heraus und fragte sie „wo kommst du her, und wo willst du hin?" Sie antwortete „ich habe meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder nach Haus kommen." Da sprach's aus dem Eisenofen „ich will dir wieder nach Haus verhelfen und zwar in einer kurzen Zeit, wenn du willst unterschreiben zu tun was ich verlange. Ich bin ein größerer Königssohn als du eine Königstochter, und will dich heiraten." Da erschrak sie, und dachte „lieber Gott, was soll ich mit dem Eisenofen anfangen!" Weil sie aber gerne wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie sich doch, zu tun was er verlangte. Er sprach aber „du sollst wiederkommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das Eisen schrappen." Dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der ging nebenher und sprach nicht: er

brachte ſie aber in zwei Stunden nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als die Königstochter wiederkam, und der alte König fiel ihr um den Hals und küßte ſie. Sie war aber ſehr betrübt und ſprach „lieber Vater, wie mir's gegangen hat! ich wäre nicht wieder nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wenn ich nicht wäre bei einen eiſernen Ofen gekommen, dem habe ich mich müſſen dafür unterſchreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlöſen und heiraten.“ Da erſchrak der alte König ſo ſehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einzige Tochter. Beratſchlagten ſich alſo, ſie wollten die Müllerstochter, die ſchön wäre, an ihrer Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Meſſer und ſagten ſie ſollte an dem Eiſenofen ſchaben. Sie ſchrappte auch vierundzwanzig Stunden lang, konnte aber nicht das geringſte herabbringen. Wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eiſenofen „mich deucht es iſt Tag draußen.“ Da antwortete ſie „das deucht mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Mühle rappeln.“/„So biſt du eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen.“ Da ging ſie hin und ſagte dem alten König der draußen wollte ſie nicht, er wollte ſeine Tochter. Da erſchrak der alte König und die Tochter weinte. Sie hatten aber noch eine Schweinehirtentochter, die war noch ſchöner als die Müllerstochter, der wollten ſie ein Stück Geld geben, damit ſie für die Königstochter zum eiſernen Ofen ginge. Alſo ward ſie hinausgebracht und mußte auch vierundzwanzig Stunden lang ſchrappen; ſie brachte aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen „mich deucht es iſt Tag draußen.“ Da antwortete ſie „das deucht mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Hörnchen tuten.“/„So biſt du eine Schweinehirtentochter, geh gleich fort und laß die Königstochter kommen: und ſag ihr, es ſollt ihr widerfahren was ich ihr verſprochen hätte, und wenn ſie nicht käme, ſollte im ganzen Reich alles zerfallen und einſtürzen und kein Stein auf dem andern bleiben.“ Als die Königstochter das hörte, fing ſie an zu weinen: es war aber nun nicht anders, ſie mußte ihr Verſprechen halten. Da nahm ſie Abſchied von ihrem Vater, ſteckte ein Meſſer ein und

ging zu dem Eisenofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub sie an zu schrappen und das Eisen gab nach, und wie zwei Stunden vorbei waren, hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie hinein und sah einen so schönen Jüngling, ach, der glimmerte in Gold und Edelsteinen, daß er ihr recht in der Seele gefiel. Nun da schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß er heraus konnte. Da sprach er „du bist mein und ich bin dein, du bist meine Braut und hast mich erlöst." Er wollte sie mit sich in sein Reich führen, aber sie bat sich aus, daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen, und der Königssohn erlaubte es ihr, doch sollte sie nicht mehr mit ihrem Vater sprechen als drei Worte, und dann sollte sie wiederkommen. Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte, da verschwand alsbald der Eisenofen und ward weit weg gerückt über gläserne Berge und schneidende Schwerter; doch der Königssohn war erlöst, und nicht mehr darin eingeschlossen. Danach nahm sie Abschied von ihrem Vater und nahm etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisenofen, allein der war nicht zu finden. Neun Tage suchte sie, da ward ihr Hunger so groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und als es Abend ward, setzte sie sich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht hinzubringen, weil sie sich vor den wilden Tieren fürchtete. Als nun Mitternacht herankam, sah sie von fern ein kleines Lichtchen und dachte „ach, da wär ich wohl erlöst," stieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach, auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Häuschen, und war viel Gras darum gewachsen, und stand ein kleines Häufchen Holz davor. Dachte sie „ach wo kommst du hier hin!" guckte durchs Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und kleine Itschen (Kröten), aber einen Tisch, schön gedeckt mit Wein und Braten, und Teller und Becher waren von Silber. Da nahm sie sich das Herz und klopfte an. Alsbald rief die Dicke

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein,
Hutzelbeins Händchen,

Hutzel hin und her,
Laß geschwind sehen wer draußen wär."

Da kam eine kleine Itsche herbeigegangen und machte ihr auf. Wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen, und sie mußte sich setzen. Sie fragten „wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin?" Da erzählte sie alles, wie es ihr ergangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten hätte, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg samt dem Königssohn: nun wollte sie so lange suchen und über Berg und Tal wandern, bis sie ihn fände. Da sprach die alte Dicke

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein,
Hutzelbeins Händchen,
Hutzel hin und her,
Bring mir die große Schachtel her."

Da ging die kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen. Hernach gaben sie ihr Essen und Trinken, und brachte sie zu einem schönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legte sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf und gab ihr die alte Itsche drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nötig tun, denn sie müßte über einen hohen gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser: wenn sie das durchsetzte, würde sie ihren Liebsten wieder kriegen. Nun gab sie hiermit drei Teile (Stücke), die sollte sie recht in acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüsse. Hiermit reiste sie ab, und wie sie vor den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Füße und dann wieder vorwärts, und gelangte so hinüber, und als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in acht nahm. Danach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie sich auf ihr Pflugrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser, und wie sie übergefahren war, in ein großes schönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen Dienst an, sie wär eine arme Magd und wollte sich gerne vermieten; sie wußte aber, daß der Königssohn drinne war, den sie

erlöſt hatte aus dem eiſernen Ofen im großen Wald. Alſo ward ſie angenommen zum Küchenmädchen für geringen Lohn. Nun hatte der Königsſohn ſchon wieder eine andere an der Seite, die wollte er heiraten, denn er dachte ſie wäre längſt geſtorben. Abends, wie ſie aufgewaſchen hatte und fertig war, fühlte ſie in die Taſche und fand die drei Nüſſe, welche ihr die alte Itſche gegeben hatte. Biß eine auf und wollte den Kern eſſen, ſiehe, da war ein ſtolzes königliches Kleid drin. Wie's nun die Braut hörte, kam ſie und hielt um das Kleid an und wollte es kaufen und ſagte „es wäre kein Kleid für eine Dienſtmagd." Da ſprach ſie nein, ſie wollt's nicht verkaufen, doch wann ſie ihr einerlei (ein Ding) wollte erlauben, ſo ſollte ſie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zu ſchlafen. Die Braut erlaubte es ihr, weil das Kleid ſo ſchön war und ſie noch keins ſo hatte. Wie's nun Abend war, ſagte ſie zu ihrem Bräutigam „das närriſche Mädchen will in deiner Kammer ſchlafen."/ „Wenn du's zufrieden biſt, bin ich's auch," ſprach er. Sie gab aber dem Mann ein Glas Wein, in das ſie einen Schlaftrunk getan hatte. Alſo gingen beide in die Kammer ſchlafen, und er ſchlief ſo feſt, daß ſie ihn nicht erwecken konnte. Sie weinte die ganze Nacht und rief „ich habe dich erlöſt aus dem wilden Wald und aus einem eiſernen Ofen, ich habe dich geſucht und bin gegangen über einen gläſernen Berg, über drei ſchneidende Schwerter und über ein großes Waſſer, ehe ich dich gefunden habe, und willſt mich doch nicht hören." Die Bedienten ſaßen vor der Stubentüre und hörten wie ſie ſo die ganze Nacht weinte und ſagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie ſie am andern Abend aufgewaſchen hatte, biß ſie die zweite Nuß auf, da war noch ein weit ſchöneres Kleid drin; wie das die Braut ſah, wollte ſie es auch kaufen. Aber Geld wollte das Mädchen nicht und bat ſich aus, daß es noch einmal in der Kammer des Bräutigams ſchlafen dürfte. Die Braut gab ihm aber einen Schlaftrunk, und er ſchlief ſo feſt, daß er nichts hören konnte. Das Küchenmädchen weinte aber die ganze Nacht, und rief „ich habe dich erlöſt aus deinem Walde und aus einem eiſernen Ofen, ich habe dich geſucht und bin gegangen über einen gläſernen Berg, über drei ſchnei-

dende Schwerter und über ein großes Waſſer, ehe ich dich gefunden habe, und du willſt mich doch nicht hören.“ Die Bedienten ſaßen vor der Stubentüre und hörten wie ſie ſo die ganze Nacht weinte, und ſagten's am Morgen ihrem Herrn. Und als ſie am dritten Abend aufgewaſchen hatte, biß ſie die dritte Nuß auf, da war ein noch ſchöneres Kleid drin, das ſtarrte von purem Gold. Wie die Braut das ſah, wollte ſie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn es zum drittenmal dürfte in der Kammer des Bräutigams ſchlafen. Der Königsſohn aber hütete ſich und ließ den Schlaftrunk vorbeilaufen. Wie ſie nun anfing zu weinen und zu rufen „liebſter Schatz, ich habe dich erlöſt aus dem grauſamen wilden Walde und aus einem eiſernen Ofen,“ ſo ſprang der Königsſohn auf und ſprach „du biſt die rechte, du biſt mein und ich bin dein.“ Darauf ſetzte er ſich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen, und der falſchen Braut nahmen ſie die Kleider weg, daß ſie nicht aufſtehen konnte. Als ſie zu dem großen Waſſer kamen, da ſchifften ſie hinüber, und vor den drei ſchneidenden Schwertern, da ſetzten ſie ſich aufs Pflugrad, und vor dem gläſernen Berge da ſteckten ſie die drei Nadeln hinein. So gelangten ſie endlich zu dem alten kleinen Häuschen, aber wie ſie hineintraten, war's ein großes Schloß: die Itſchen waren alle erlöſt und lauter Königskinder und waren in voller Freude. Da ward Vermählung gehalten, und ſie blieben in dem Schloß, das war viel größer als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte jammerte, daß er allein bleiben ſollte, ſo fuhren ſie weg und holten ihn zu ſich, und hatten zwei Königreiche und lebten in gutem Eheſtand.

Da kam eine Maus,
Das Märchen war aus.

68. Der ſingende ſpringende Löweneckerchen

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Reiſe vor, und beim Abſchied fragte er ſeine Töchter was er ihnen mitbringen ſollte. Da wollte die älteſte Perlen, die zweite wollte Diamanten, die dritte aber ſprach „lieber Vater, ich wünſche mir ein ſingendes Löwenecker-chen (Lerche).“ Der Vater ſagte „ja, wenn ich es kriegen kann, ſollſt du es haben,“ küßte alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, ſo hatte er Perlen und Diamanten für die zwei älteſten gekauft, aber das ſingende ſpringende Löweneckerchen für die jüngſte hatte er umſonſt aller Orten geſucht, und das tat ihm leid, denn ſie war ſein liebſtes Kind. Da führte ihn der Weg durch einen Wald, und mitten darin war ein prächtiges Schloß, und nah am Schloß ſtand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber ſah er ein Löweneckerchen ſingen und ſpringen. „Ei, du kommſt mir gerade recht,“ ſagte er ganz vergnügt und rief ſeinem Diener, er ſollte hinaufſteigen und das Tierchen fangen. Wie er aber zu dem Baume trat, ſprang ein Löwe darunter auf, ſchüttelte ſich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte. „Wer mir mein ſingendes ſpringendes Löweneckerchen ſtehlen will,“ rief er, „den freſſe ich auf.“ Da ſagte der Mann „ich habe nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört: ich will mein Unrecht wieder gut machen, und mich mit ſchwerem Golde loskaufen, laß mir nur das Leben.“ Der Löwe ſprach „dich kann nichts retten, als wenn du mir zu eigen verſprichſt, was dir daheim zuerſt begegnet; willſt du das aber tun, ſo ſchenke ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter obendrein.“ Der Mann aber weigerte ſich und ſprach „das könnte meine jüngſte Tochter ſein, die hat mich am liebſten und läuft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme.“ Dem Diener aber war angſt und er ſagte „muß Euch denn gerade Eure Tochter begegnen, es könnte ja auch eine

Katze oder ein Hund sein." Da ließ sich der Mann überreden, nahm das singende springende Löweneckerchen und versprach dem Löwen zu eigen was ihm daheim zuerst begegnen würde.

Wie er daheim anlangte und in sein Haus eintrat, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders als seine jüngste, liebste Tochter: die kam gelaufen, küßte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes springendes Löweneckerchen mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte „mein liebstes Kind, den kleinen Vogel habe ich teuer gekauft, ich habe dich dafür einem wilden Löwen versprechen müssen, und wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen," und erzählte ihr da alles, wie es zugegangen war, und bat sie nicht hinzugehen, es möchte auch kommen was da wollte. Sie tröstete ihn aber und sprach „liebster Vater, was Ihr versprochen habt muß auch gehalten werden: ich will hingehen und will den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch komme." Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn, und war bei Tage ein Löwe, und mit ihm wurden alle seine Leute Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche menschliche Gestalt. Bei ihrer Ankunft ward sie freundlich empfangen und in das Schloß geführt. Als die Nacht kam, war er ein schöner Mann und die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Sie lebten vergnügt miteinander, wachten in der Nacht und schliefen am Tag. Zu einer Zeit kam er und sagte „morgen ist ein Fest in deines Vaters Haus, weil deine älteste Schwester sich verheiratet, und wenn du Lust hast hinzugehen, so sollen dich meine Löwen hinführen." Da sagte sie ja, sie möchte gern ihren Vater wiedersehen, fuhr hin und ward von den Löwen begleitet. Da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt, sie wäre von dem Löwen zerrissen worden und schon lange nicht mehr am Leben. Sie erzählte aber was sie für einen schönen Mann hätte und wie gut es ihr ginge, und blieb bei ihnen solang die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heiratete und sie wieder zur

Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen „diesmal will ich nicht allein sein, du mußt mitgehen." Der Löwe aber sagte das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort der Strahl eines brennenden Lichts ihn berührte, so würde er in eine Taube verwandelt, und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. „Ach," sagte sie, „geh nur mit mir: ich will dich schon hüten und vor allem Licht bewahren." Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie ließ dort einen Saal mauern, so stark und dick, daß kein Strahl durchdringen konnte, darin sollt er sitzen, wann die Hochzeitslichter angesteckt würden. Die Tür aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Ritz, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein haarbreiter Strahl auf den Königssohn, und wie dieser Strahl ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hineinkam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber es saß da eine weiße Taube. Die Taube sprach zu ihr „sieben Jahre muß ich in die Welt fortfliegen: alle sieben Schritte aber will ich einen roten Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du der Spur folgst, kannst du mich erlösen."

Da flog die Taube zur Tür hinaus, und sie folgte ihr nach, und alle sieben Schritte fiel ein rotes Blutströpfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein, und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre herum: da freute sie sich und meinte sie wären bald erlöst, und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rotes Blutströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, so war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte „Menschen können dir da nicht helfen," so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr „du scheinst in alle Ritzen und über alle Spitzen, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?"/„Nein," sagte die Sonne, „ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Kästchen, das mach auf, wenn du in großer Not bist." Da

dankte ſie der Sonne und ging weiter bis es Abend war, und der Mond ſchien, da fragte ſie ihn „du ſcheinſt ja die ganze Nacht und durch alle Felder und Wälder, haſt du keine weiße Taube fliegen ſehen?"/„Nein," ſagte der Mond, „ich habe keine geſehen, aber da ſchenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Not biſt." Da dankte ſie dem Mond, und ging weiter, bis der Nachtwind herankam und ſie anblies: da ſprach ſie zu ihm „du wehſt ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg, haſt du keine weiße Taube fliegen ſehen?"/„Nein," ſagte der Nachtwind, „ich habe keine geſehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben ſie vielleicht geſehen." Der Oſtwind und Weſtwind kamen und hatten nichts geſehen, der Südwind aber ſprach „die weiße Taube habe ich geſehen, ſie iſt zum Roten Meer geflogen, da iſt ſie wieder ein Löwe geworden, denn die ſieben Jahre ſind herum, und der Löwe ſteht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm iſt aber eine verzauberte Königstochter." Da ſagte der Nachtwind zu ihr „ich will dir Rat geben, geh zum Roten Meer, am rechten Ufer da ſtehen große Ruten, die zähle, und die elfte ſchneid dir ab, und ſchlag den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen, und beide bekommen auch ihren menſchlichen Leib wieder. Hernach ſchau dich um, und du wirſt den Vogel Greif ſehen, der am Roten Meer ſitzt, ſchwing dich mit deinem Liebſten auf ſeinen Rücken: der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen. Da haſt du auch eine Nuß, wenn du mitten über dem Meere biſt, laß ſie herabfallen, alsbald wird ſie aufgehen, und ein großer Nußbaum wird aus dem Waſſer hervorwachſen, auf dem ſich der Greif ausruht: und könnte er nicht ruhen, ſo wäre er nicht ſtark genug euch hinüber zu tragen: und wenn du vergißt die Nuß herabzuwerfen, ſo läßt er euch ins Meer fallen."

Da ging ſie hin und fand alles wie der Nachtwind geſagt hatte. Sie zählte die Ruten am Meer und ſchnitt die elfte ab, damit ſchlug ſie den Lindwurm, und der Löwe bezwang ihn: alsbald hatten beide ihren menſchlichen Leib wieder. Aber wie die Königstochter, die vorher ein Lindwurm geweſen war, vom Zauber frei war, nahm ſie den Jüngling in den Arm, ſetzte ſich

auf den Vogel Greif, und führte ihn mit sich fort. Da stand die arme Weitgewanderte, und war wieder verlassen, und setzte sich nieder und weinte. Endlich aber ermutigte sie sich und sprach „ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lange als der Hahn kräht, bis ich ihn finde." Und ging fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammenlebten: da hörte sie, daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit miteinander machen wollten. Sie sprach aber „Gott hilft mir noch," und öffnete das Kästchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und zog es an und ging hinauf in das Schloß, und alle Leute und die Braut selber sahen sie mit Verwunderung an; und das Kleid gefiel der Braut so gut, daß sie dachte es könnte ihr Hochzeitskleid geben, und fragte ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut," antwortete sie, „aber für Fleisch und Blut." Die Braut fragte was sie damit meinte. Da sagte sie „laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft." Die Braut wollte nicht, und wollte doch gerne das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Königssohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war und der Jüngling schon schlief, ward sie in die Kammer geführt. Da setzte sie sich ans Bett und sagte „ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne und Mond und bei den vier Winden gewesen, und habe nach dir gefragt, und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?" Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm nur vorkam, als rauschte der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt und mußte das goldene Kleid hingeben. Und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich dahin und weinte. Und wie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte: sie schlug es auf, da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts Schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, trieb sie auf der Wiese vor

ſich her, ſo lange bis die Braut aus dem Fenſter ſah, und da gefielen ihr die kleinen Küchlein ſo gut, daß ſie gleich herabkam und fragte ob ſie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleiſch und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer ſchlafen, wo der Bräutigam ſchläft.“ Die Braut ſagte „ja“ und wollte ſie betrügen wie am vorigen Abend. Als aber der Königsſohn zu Bett ging, fragte er ſeinen Kammerdiener was das Murmeln und Rauſchen in der Nacht geweſen ſei. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müſſen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geſchlafen hätte, und heute Nacht ſollte er ihm wieder einen geben. Sagte der Königsſohn „gieß den Trunk neben das Bett aus.“ Zur Nacht wurde ſie wieder hereingeführt, und als ſie anfing zu erzählen wie es ihr traurig ergangen wäre, da erkannte er gleich an der Stimme ſeine liebe Gemahlin, ſprang auf und rief „jetzt bin ich erſt recht erlöſt, mir iſt geweſen wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hatte mich bezaubert, daß ich dich vergeſſen mußte, aber Gott hat noch zu rechter Stunde die Betörung von mir genommen.“ Da gingen ſie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, denn ſie fürchteten ſich vor dem Vater der Königstochter, der ein Zauberer war, und ſetzten ſich auf den Vogel Greif, der trug ſie über das Rote Meer, und als ſie in der Mitte waren, ließ ſie die Nuß fallen. Alsbald wuchs ein großer Nußbaum, darauf ruhte ſich der Vogel, und dann führte er ſie nach Haus, wo ſie ihr Kind fanden, das war groß und ſchön geworden, und ſie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

69. De beiden Künigeskinner

t was mol en Künig west, de hadde en kleinen Jungen kregen, in den sin Teiken (Zeichen) hadde stahn, he sull von einen Hirsch ümmebracht weren, wenn he sestein Johr alt wäre. Ase he nu so wit anewassen was, do giengen de Jägers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, do kümmt de Künigssohn bie de anneren denne (von den andern weg), up einmol süht he do ein grooten Hirsch, den wull he scheiten, he kunn en awerst nig dreppen; up't lest is de Hirsch so lange für ünne herut laupen, bis gans ut den Holte, do steiht do up einmol so ein grot lank Mann stad des Hirsches, de segd „nu dat is gut, dat ik dik hewe; ik hewe schon sess paar gleserne Schlitschau hinner die kaput jaget un hewe dik nig kriegen könnt." Do nümmet he ün mit sik un schlippet em dur ein grot Water bis für en grot Künigsschlott, da mut he mit an'n Disk un eten wat. Ase se tosammen wat geeten hed, segd de Künig „ik hewe drei Döchter, bie der ölesten mußt du en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen sesse, un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke schlätt, sülwens un rope, un wenn du mie dann kine Antwort givst, so werst du Morgen ümmebracht, wenn du awerst mie immer Antwort givst, so salst du se tor Frugge hewen." Ase do die jungen Lude up de Schlopkammer kämen, do stund der en steineren Christoffel, do segd de Künigsdochtee to emme „um neigen Uhr kummet min Teite (Vater), allr Stunne bis es dreie schlätt, wenn he froget, so giwet gi em Antwort statt des Künigssuhns." Do nickede de steinerne Christoffel mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer lanksamer, bis he to leste wier stille stand. Den anneren Morgen, da segd de Künig to ünne „du hest dine Sacken gut macket, awerst mine Dochter kann ik nig hergiewen, du mösteſt dann en Nacht bie de tweiden Dochter wacken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleste Dochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik

kumme olle Stunne sülwenst, un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, so soll fleiten din Blaud für mie." Un do gengen de beiden up de Schlopkammer, do stand do noch en gröteren steineren Christstoffel, dato seg de Künigsdochter „wenn min Teite frögt, so antworte du." Do nickede de grote steinerne Christoffel wier mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer lanksamer, bis he to leste wier stille stand. Un de Künigssuhn legte sik up den Dörsüll (Türschwelle), legte de Hand unner den Kopp un schläp inne. Den anneren Morgen segd de Künig to ünne „du hast dine Sacken twaren gut macket, awerst mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möstest süs bie der jungesten Künigsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik kumme olle Stunne sülwenst un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, so soll fleiten din Blaud für mie." Do giengen se wier tohope (zusammen) up ehre Schlopkammer, do was do noch en viel gröten un viel längern Christoffel, ase bie de twei ersten. Dato segde de Künigsdochter „wenn min Teite röpet, so antworte du," do nickede de grote lange steinerne Christoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp toleſt wier stille stand. Un de Künigssuhn legte sik up de Dörsüll un schläp inne. Den annern Morgen, do segd de Künig „du hast twaren gut macket, awerst ik kann die nau mine Dochter nig giewen, ik hewe so en groten Wall, wenn du mie den von hüte Morgen sesse bis Obends sesse afhoggest, so will ik mie drup bedenken." Do dehe (tat d. i. gab) he ünne en gleserne Exe, en gleſernen Kiel un en gleserne Holthacke midde. Wie he in dat Holt kummen is, do hoggete he einmal to, do was de Exe entwei: do nam he den Kiel un schlett einmal mit de Holthacke daruppe, do is et so kurt un so klein ase Grutt (Sand). Do was he so bedröwet un glövte nu möste he sterwen, un he geit sitten un grient (weint). Asset nu Middag is, do segd de Künig „eine von juck Mäken mott ünne wat to etten bringen."/„Nee," segged de beiden öllesten, „wie willt ün nicks bringen, wo he dat leste bie wacket het, de kann ün auck wat bringen." Do mutt de

jungeſte weg un bringen ünne wat to etten. Aſe in den Wall kummet, da frägt ſe ün wie et ünne gienge? „O," ſehe he, „et gienge ün gans ſchlechte." Do ſehe ſe he ſull herkommen un etten eeſt en bitken; „ene," ſehe he, „dat künne he nig, he möſte ja doch ſterwen, etten wull he nig mehr." Do gav ſe ünne ſo viel gute Woore, he möchte et doch verſöken: do kümmt he un ett wat. Aſe he wat getten hett, do ſehe ſe „ik will die eeſt en bitken luſen, dann werſt du annerſt to Sinnen." Do ſe ün luſet, do werd he ſo möhe un ſchlöppet in, und do nümmet ſe ehren Dock un binnet en Knupp do in, un ſchlätt ün dreimol up de Eere un ſegd „Arweggers, herut!" Do würen gliek ſo viele Eerdmännekens herfur kummen un hadden froget wat de Künigsdochter befelde. Do ſeh ſe „in Tied von drei Stunnen mutt de grote Wall afhoggen un olle dat Holt in Höpen ſettet ſien." Do giengen de Eerdmännekens herum un boen ehre ganſe Verwanſchap up, dat ſe ehnen an de Arweit helpen ſullen. Do fiengen ſe gliek an, un aſe de drei Stunne ümme würen, do is olles to Enne (zu Ende) weſt: un do keimen ſe wier to der Künigsdochter un ſehent ehr. Do nümmet ſe wier ehren witten Dock un ſegd „Arweggers, nah Hus!" Do ſiet ſe olle wier wege weſt. Do de Künigsſuhn upwacket, ſo werd he ſo frau, do ſegd ſe „wenn et nu ſeſſe ſchloen het, ſo kumme nah Hus." Dat het he auck bevolget, un do frägt de Künig „heſt du den Wall aawe (ab)?"/„Jo" ſegd de Künigsſuhn. Aſe ſe do an een Diſke ſittet, do ſeh de Künig „ik kann di nau mine Dochter nie tor Frugge giewen, he möſte eeſt nau wat umme ſe dohen." Do frägt he wat dat denn ſien ſulle. „Ik hewe ſo en grot Dieck," ſeh de Künig, „do moſt du den annern Morgen hünne un moſt en utſchloen, dat he ſo blank is aſe en Spegel, un et müttet von ollerhand Fiſke dorinne ſien." Den annern Morgen do gav ünne de Künig ene gleſerne Schute (Schüppe) un ſegd „umme ſeſſ Uhr mot de Dieck ferrig ſien." Do geit he weg, aſe he bie den Dieck kummet, do ſtecket he mit de Schute in de Muhe (Moor, Sumpf), do brack ſe af; do ſtecket he mit de Hacken in de Muhe, un et was wier kaput. Do werd he gans bedröwet. Den Middag brachte de jüngeſte Dochter ünne wat to etten, do frägt ſe

wo et ünne gienge? Do seh de Künigssuhn et gienge ganz schlechte, he sull sienen Kopp wohl mißen mutten: „dat Geschirr is mie wir klein gohen.“/„O,“ seh se, „he sull kummen un etten eest wat, dann werst du anneren Sinnes.“/„Nee,“ segde he, „etten kunn he nig, he wer gar to bedröwet.“ Do givt se ünne viel gude Woore bis he kummet un ett watt. Do luset se ünne wier, un he schloppet in: se nümmet von niggen en Dooc, schlett en Knupp do inne un kloppet mit den Knuppe dreimal up de Eere un segt „Arweggers, herut!“ Do kummt gliek so viele Eerdmännekens un froget olle wat ehr Begeren wür. In Tied von drei Stunne mosten se den Dieck gans utschloen hewen, un he möste so blank sien, dann man sik inne speigelen künne, un von allerhand Fiske mosten dorinne sien. Do giengen de Eerdmännekens hünn un boen ehre Verwanschap up, dat se ünnen helpen sullen; un et is auck in zwei Stunnen ferrig west. Do kummet se wier un seged „wie hät dohen, so us befolen is.“ Do nümmet de Künigsdochter den Dooc un schlett wier dreimol up de Eere un segd „Arweggers, to Hus!“ Do siet se olle wier weg. Ase do de Künigssuhn upwacket, do is de Dieck ferrig. Do geit de Künigsdochter auck weg, un segd wenn et sesse wär, dann sull he nah Hus kummen. Ase he do nah Hus kummet, do frägt de Künig „hes du den Dieck ferrig?“/„Jo,“ seh de Künigssuhn. Dat wür schöne. Do se do wier to Diske sittet, do seh de Künig „du hast den Dieck twaren ferrig, awerst ik kann di mine Dochter noch nie giewen, du most eest nau eins dohen.“/„Wat is dat denn?“ frögte de Künigssuhn. He hedde so en grot Berg, do würen luter Dorenbuske anne, de mosten alle afhoggen weren, un bowen up moste he en grot Schlott buggen, dat moste so wacker sien, ase't nn en Menske denken kunne, un olle Ingedömse, de in den Schlott gehorden, de mösten der olle inne sien. Do he nu den anneren Morgen up steit, do gav ünne de Künig en glesernen Exen un en glesernen Boren mie: et mott awerst um sess Uhr ferrig sien. Do he an den eersten Dorenbuske mit de Exen anhogget, do gieng se so kurt un so klein, dat de Stücker rund um ünne herfloen, un de Boren kunn he auck nig brucken. Do war he gans bedröwet un toffte

(wartete) up ſine Leiweſte, op de nie keime un ünn ut de Naut hülpe. Aſe't do Middag is, do kummet ſe un bringet wat to etten: do geit he ehr in de Möte (entgegen) un vertellt ehr olles un ett wat, un lett ſik von ehr luſen un ſchloppet in. Do nümmet ſe wier den Knupp un ſchlett domit up de Eere un ſegd „Arweggers, herut!" Do kummet wier ſo viel Eerdmännekens und froget wat ehr Begeren wür? Do ſeh ſe „in Tied von drei Stunnen müttet ju den ganſen Buſk afhoggen, un bowen uppe den Berge do mot en Schlott ſtohen, dat mot ſo wacker ſien, aſe't nu ener denken kann, un olle Jugedömſe muttet do inne ſien." Do gienge ſe hünne un boen ehre Verwanſchap up, dat ſe helpen ſullen, un aſe te Tied umme was, do was alles ferrig. Do kümmet ſe to der Künigsdochter un ſegget dat, un de Künigsdochter nümmet den Doock und ſchlett dreimol domit up de Eere un ſegd „Arweggers to Hus!" Do ſiet ſe gliek olle wier weg weſt. Do nu de Künigsſuhn upwecket, un olles ſoh, do was he ſo frau aſe en Vugel in der Luft. Do et do ſeſſe ſchloen hadde, do giengen ſe tohaupe nah Hus. Do ſegd de Künig „is dat Schlott auck ferrig?"/„Jo" ſeh de Künigsſuhn. Aſe do to Diſke ſittet, do ſegd de Künig „mine jungeſte Dochter kann ik nie giewen, befur de twei ölleſten frigget het." Do wor de Künigsſuhn un de Künigsdochter gans bedröwet, un de Künigsſuhn wuſte ſik gar nig to bergen (helfen). Do kummet he mol bie Nachte to der Künigsdochter un löppet dermit furt. Aſe do en bitken wegſiet, do kicket ſik de Dochter mol umme und ſüht ehren Vader hinner ſik. „O," ſeh ſe, „wo ſull wie dat macken? min Vader is hinner us un will us ummeholen: ik will die grade to'n Dörenbuſk maken un mie tor Roſe un ik will mie ümmer midden in den Buſk waaren (ſchützen)." Aſe do de Vader an de Stelle kummet, do ſteit do en Dörenbuſk un ene Roſe do anne: do will he de Roſe afbrecken, do kummet de Dören un ſtecket ün in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frögt ſine Frugge worumme he ſe nig hädde middebrocht. Do ſeh he he wür der balt bie weſt, awerſt he hedde ſe uppen mol ut den Geſichte verloren, un do hädde do en Dörenbuſk un ene Roſe ſtohen. Do ſeh de Künigin „heddeſt du ment (nur)

de Roſe afbrocken, de Buſk hedde ſullen wohl kummen." Do geit he wier weg un will de Roſe herholen. Unnerdes waren awerſt de beiden ſchon wiet öwer Feld, un de Künig löppet der hinner her. Do kicket ſik de Tochter wier umme un ſüht ehren Vader kummen: do ſeh ſe „o, wo ſull wie et nu macken? ik will die grade tor Kerke macken un mie tom Paſtoer: do will ik up de Kanzel ſtohn un priedigen." Aſe do de Künig an de Stelle kummet, do ſteiht do ene Kerke, un up de Kanzel is en Paſtoer un priediget: do hort he de Priedig to un geit wier nah Hus. Do frägt de Küniginne worumme he ſe nig midde brocht hedde, da ſegd he „nee, ik hewe ſe ſo lange nachlaupen, un as ik glovte ik wer der balt bie, do ſteit do en Kerke un up de Kanzel en Paſtoer, de priedigte."/„Du häddeſt ſullen ment den Paſtoer bringen," ſeh de Fru, „de Kerke hädde ſullen wohl kummen: dat ik die auk (wenn ich dich auch) ſchicke, dat kann nig mer helpen, ik mut ſülwenſt hünne gohen." Aſe ſe do ene Wiele wege is un de beiden von fern ſüht, do kicket ſik de Künigsdochter umme un ſüht ehre Moder kummen un ſegd „nu ſie wie unglückſt, nu kummet miene Moder ſülwenſt: ik will die grade tom Dieck macken un mie tom Fiſk." Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dieck, un in de Midde ſprank en Fiſk herumme un kickete mit den Kopp ut den Water un was gans luſtig. Do wull ſe geren den Fiſk krigen, awerſt ſe kunn ünn gar nig fangen. Do werd ſe gans böſe un drinket den ganſen Dieck ut, dat ſe den Fiſk kriegen will, awerſt do werd ſe ſo üwel, dat ſe ſik ſpiggen mott un ſpigget den ganſen Dieck wier ut. Do ſeh ſe „ik ſehe do wohl dat et olles nig mer helpen kann": ſei mogten nu wier to ehr kummen. Do gohet ſe dann auck wier hünne, un de Küniginne givt der Dochter drei Wallnütte und ſegd „do kannſt du die mit helpen, wenn du in dine högſte Naud biſt." Un do giengen de jungen Lüde wier tohaupe weg. De ſe do wohl tein Stunne gohen hadden, do kummet ſe an dat Schlott, wovon de Königsſuhn was, un dobie was en Dorp. Aſe ſe do anne keimen, do ſegd de Künigsſuhn „blief hie, mine Leiweſte, ik will eeſt up dat Schlott gohen, un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die afholen."

Aſe he do up dat Schlott kummet, do werd ſe olle ſo frau dat ſe den Künigsſuhn nu wier hett: do vertellt he he hedde ene Brut, un de wür jetzt in den Dorpe, ſe wullen mit den Wagen hintrecken un ſe holen. Do ſpannt ſe auck gliek an, un viele Bedeinten ſetten ſich up den Wagen. Aſe do de Künigsſuhn inſtiegen wull, do gav ün ſine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat ſchehen was un auck wat he dohen will. Do befal de Moder ſe ſullen wier utſpannen, un do giengen ſe olle wier in't Hus. Dat Måken awerſt ſitt im Dorpe un luert un luert un meint he ſull ſe afholen, et kummet awerſt keiner. Do vermaiet (vermietet) ſik de Künigsdochter in de Muhle, de hoerde bie dat Schlott, do moſte ſe olle Nohmiddage bie den Watter ſitten un Stunze ſchüren (Gefäße reinigen). Do kummet de Küniginne mol von den Schlotte gegohen, un gohet an den Water ſpatzeiern, un ſeihet dat wackere Måken do ſitten, do ſegd ſe „wat is dat für en wacker Måken! wat geföllt mie dat gut!" Do kicket ſe et olle an, awerſt keen Menſke hadde et kand. Do geit wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Måken eerlick un getrugge bie den Müller deint. Unnerdes hadde de Küniginne ene Frugge für ehren Sohn ſocht, de is gans feren ut der Weld weſt. Aſe do de Brut ankümmet, do föllt ſe gliek tohaupe giewen weren. Et laupet ſo viele Lüde toſamen, de dat olle ſeihen willt, do ſegd dat Måken to den Müller he mögte ehr doch auck Verlöv giewen. Do ſeh de Müller „go menten hünne." Aſe't do weg will, do macket et ene van den drei Wallnütten up, do legt do ſo en wacker Kleid inne, dat trecket et an un gienk domie in de Kerke gigen den Altor ſtohen. Up enmol kummt de Brut un de Brüme (Bräutigam), un ſettet ſik für den Altor, un aſe de Paſtoer ſe do inſegnen wull, do kicket ſik de Brut van der Halwe (ſeitwärts), un ſüht et do ſtohen, do ſteit ſe wier up, un ſegd ſe wull ſik nie giewen loten, bis ſe auck ſo en wacker Kleid hädde, aſe de Dame. Do giengen ſe wier nah Hus un läten de Dame froen ob ſe dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau ſe't nig, awerſt verdeinen, dat mögte wohl ſien. Do fragten ſe ehr wat ſe denn dohen ſullen. Do ſegd ſe wenn ſe van Nachte fur dat Dohr van den Künigsſuhn ſchlapen

döffte, dann wull se et wohl dohen. Do seget se so, dat sul se menten dohen. Do muttet de Bedeinten den Künigssuhn en Schlopdrunk ingiewen, un do legt se sik up den Süll un günselt (winselt) de heile Nacht, se hädde den Wall für ün afhoggen loten, se hädde de Dieck für ün utschloen, se hädde dat Schlott für ün bugget, se hädde ünne ton Dörenbusk macket, dann wier tor Kerke un tolest tom Dieck, un he hädde se so geschwinne vergeten. De Künigssuhn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerst wären upwacket un hadden tolustert un hadden nie wust wat et sull bedüen. Den anneren Morgen, ase se upstohen würen, do trock de Brut dat Kleid an, un fort mit den Brümen nah der Kerke. Unnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnutt up, un do is nau en schöner Kleid inne, dat thüt et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Altor stohen, do geit et dann ewen wie dat vürge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht für den Süll, de nah des Künigsuhns Stobe geit, un de Bedeinten süllt ün wier en Schlopdrunk ingiewen; de Bedeinten kummet awerst un giewet ünne wat to wacken, domie legt he sik to Bedde: un de Müllersmaged fur den Dörsüll günselt wier so viel und segd wat se dohen hädde. Dat hört olle de Künigssuhn un werd gans bedröwet, un et föllt ünne olle wier bie wat vergangen was. Do will he nah ehr gohen, awerst sine Moder hadde de Dör toschlotten. Den annern Morgen awerst gieng he gliek to siner Leiwesten und vertellte ehr olles, wie et mit ünne togangen wür, un se mögte ünne doch nig beuse sin dat he se so lange vergetten hädde. Do macket de Künigsdochter de dridde Wallnutt up, do is nau en viel wackerer Kleid inne: dat trecket sie an un fört mit ehrem Brümen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiwen ünne Blomen un hellen ünne bunte Bänner fur de Föte, un se leiten sik insegnen un hellen ene lustige Hochtied; awerst de falske Moder un Brut mosten weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

70. Die wahre Braut

Es war einmal ein Mädchen, das war jung und schön, aber seine Mutter war ihm frühe gestorben, und die Stiefmutter tat ihm alles gebrannte Herzeleid an. Wenn sie ihm eine Arbeit auftrug, sie mochte noch so schwer sein, so ging es unverdrossen daran und tat was in seinen Kräften stand. Aber es konnte damit das Herz der bösen Frau nicht rühren, immer war sie unzufrieden, immer war es nicht genug. Je fleißiger es arbeitete, je mehr ward ihm aufgelegt, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie ihm eine immer größere Last aufbürden und das Leben recht sauer machen wollte.

Eines Tages sagte sie zu ihm „da hast du zwölf Pfund Federn, die sollst du abschleißen, und wenn du nicht heute Abend damit fertig bist, so wartet eine Tracht Schläge auf dich. Meinst du, du könntest den ganzen Tag faulenzen?" Das arme Mädchen setzte sich zu der Arbeit nieder, aber die Tränen flossen ihm dabei über die Wangen herab, denn es sah wohl, daß es unmöglich war mit der Arbeit in einem Tage zu Ende zu kommen. Wenn es ein Häufchen Federn vor sich liegen hatte und es seufzte oder schlug in seiner Angst die Hände zusammen, so stoben sie auseinander und es mußte sie wieder auflesen und von neuem anfangen. Da stützte es einmal die Ellbogen auf den Tisch, legte sein Gesicht in beide Hände und rief „ist denn niemand auf Gottes Erdboden, der sich meiner erbarmt?" Indem hörte es eine sanfte Stimme, die sprach „tröste dich, mein Kind, ich bin gekommen dir zu helfen." Das Mädchen blickte auf, und eine alte Frau stand neben ihm. Sie faßte das Mädchen freundlich an der Hand und sprach „vertraue mir nur an was dich drückt." Da sie so herzlich sprach, so erzählte ihr das Mädchen von seinem traurigen Leben, daß ihm eine Last auf die andere gelegt würde und es mit den aufgegebenen Arbeiten

Digitized by Google

nicht mehr zu Ende kommen könnte. „Wenn ich mit dieſen Federn heute Abend nicht fertig bin, ſo ſchlägt mich die Stiefmutter; ſie hat mir's angedroht, und ich weiß ſie hält Wort.“ Ihre Tränen fingen wieder an zu fließen, aber die gute Alte ſprach „ſei unbeſorgt, mein Kind, ruhe dich aus, ich will derweil deine Arbeit verrichten.“ Das Mädchen legte ſich auf ſein Bett und ſchlief bald ein. Die Alte ſetzte ſich an den Tiſch, hu! wie flogen ſie von den Kielen ab, die ſie mit ihren dürren Händen kaum berührte. Bald war ſie mit den zwölf Pfund fertig. Als das Mädchen erwachte, lagen große ſchneeweiße Haufen aufgetürmt, und alles war im Zimmer reinlich aufgeräumt, aber die Alte war verſchwunden. Das Mädchen dankte Gott und ſaß ſtill bis der Abend kam. Da trat die Stiefmutter herein und ſtaunte über die vollbrachte Arbeit. „Siehſt du, Trulle,“ ſprach ſie, „was man ausrichtet, wenn man fleißig iſt? hätteſt du nicht noch etwas anderes vornehmen können? aber da ſitzeſt du und legſt die Hände in den Schoß.“ Als ſie hinausging, ſprach ſie „die Kreatur kann mehr als Brot eſſen, ich muß ihr ſchwerere Arbeit auflegen.“

Am andern Morgen rief ſie das Mädchen und ſprach „da haſt du einen Löffel, damit ſchöpfe mir den großen Teich aus, der bei dem Garten liegt. Und wenn du damit abends nicht zu Rande gekommen biſt, ſo weißt du was erfolgt.“ Das Mädchen nahm den Löffel und ſah, daß er durchlöchert war, und wenn er es auch nicht geweſen wäre, es hätte nimmermehr damit den Teich ausgeſchöpft. Es machte ſich gleich an die Arbeit, kniete am Waſſer, in das ſeine Tränen fielen, und ſchöpfte. Aber die gute Alte erſchien wieder, und als ſie die Urſache von ſeinem Kummer erfuhr, ſprach ſie „ſei getroſt, mein Kind, geh in das Gebüſch und lege dich ſchlafen, ich will deine Arbeit ſchon tun.“ Als die Alte allein war, berührte ſie nur den Teich: wie ein Dunſt ſtieg das Waſſer in die Höhe und vermiſchte ſich mit den Wolken. Allmählich ward der Teich leer, und als das Mädchen vor Sonnenuntergang erwachte und herbeikam, ſah es nur noch die Fiſche, die in dem Schlamm zappelten. Es ging zu der Stiefmutter und zeigte ihr an, daß die Arbeit vollbracht wäre. „Du

hätteſt längſt fertig ſein ſollen," ſagte ſie und ward blaß vor Ärger, aber ſie ſann etwas Neues aus.

Am dritten Morgen ſprach ſie zu dem Mädchen „dort in der Ebene mußt du mir ein ſchönes Schloß bauen und zum Abend muß es fertig ſein." Das Mädchen erſchrak und ſagte „wie kann ich ein ſo großes Werk vollbringen?"/„Ich dulde keinen Widerſpruch," ſchrie die Stiefmutter, „kannſt du mit einem durchlöcherten Löffel einen Teich ausſchöpfen, ſo kannſt du auch ein Schloß bauen. Noch heute will ich es beziehen, und wenn etwas fehlt, ſei es das geringſte in Küche oder Keller, ſo weißt du was dir bevorſteht." Sie trieb das Mädchen fort, und als es in das Tal kam, ſo lagen da die Felſen übereinander aufgetürmt; mit aller ſeiner Kraft konnte es den kleinſten nicht einmal bewegen. Es ſetzte ſich nieder und weinte, doch hoffte es auf den Beiſtand der guten Alten. Sie ließ auch nicht lange auf ſich warten, kam und ſprach ihm Troſt ein, „lege dich nur dort in den Schatten, und ſchlaf, ich will dir das Schloß ſchon bauen. Wenn es dir Freude macht, ſo kannſt du ſelbſt darin wohnen." Als das Mädchen weggegangen war, rührte die Alte die grauen Felſen an. Alsbald regten ſie ſich, rückten zuſammen und ſtanden da, als hätten Rieſen die Mauer gebaut: darauf erhob ſich das Gebäude, und es war als ob unzählige Hände unſichtbar arbeiteten und Stein auf Stein legten. Der Boden dröhnte, große Säulen ſtiegen von ſelbſt in die Höhe und ſtellten ſich nebeneinander in Ordnung. Auf dem Dach legten ſich die Ziegeln zurecht, und als es Mittag war, drehte ſich ſchon die große Wetterfahne wie eine goldene Jungfrau mit fliegendem Gewand auf der Spitze des Turms. Das Innere des Schloſſes war bis zum Abend vollendet. Wie es die Alte anfing, weiß ich nicht, aber die Wände der Zimmer waren mit Seide und Sammet bezogen, buntgeſtickte Stühle ſtanden da und reichverzierte Armſeſſel an Tiſchen von Marmor, kriſtallne Kronleuchter hingen von der Bühne herab und ſpiegelten ſich in dem glatten Boden: grüne Papageien ſaßen in goldenen Käfigen und fremde Vögel, die lieblich ſangen: überall war eine Pracht, als wenn ein König da einziehen ſollte. Die Sonne wollte eben untergehen, als das

Mädchen erwachte und ihm der Glanz von tausend Lichtern entgegen leuchtete. Mit schnellen Schritten kam es heran und trat durch das geöffnete Tor in das Schloß. Die Treppe war mit rotem Tuch belegt und das goldene Geländer mit blühenden Bäumen besetzt. Als es die Pracht der Zimmer erblickte, blieb es wie erstarrt stehen. Wer weiß wie lang es so gestanden hätte, wenn ihm nicht der Gedanke an die Stiefmutter gekommen wäre. „Ach," sprach es zu sich selbst, „wenn sie doch endlich zufrieden gestellt wäre und mir das Leben nicht länger zur Qual machen wollte." Das Mädchen ging und zeigte ihr an, daß das Schloß fertig wäre. „Gleich will ich einziehen" sagte sie und erhob sich von ihrem Sitz. Als sie in das Schloß eintrat, mußte sie die Hand vor die Augen halten, so blendete sie der Glanz. „Siehst du," sagte sie zu dem Mädchen, „wie leicht dir's geworden ist, ich hätte dir etwas Schwereres aufgeben sollen." Sie ging durch alle Zimmer und spürte in allen Ecken ob etwas fehlte oder mangelhaft wäre, aber sie konnte nichts auffinden. „Jetzt wollen wir hinabsteigen," sprach sie und sah das Mädchen mit boshaften Blicken an, „Küche und Keller muß noch untersucht werden, und hast du etwas vergessen, so sollst du deiner Strafe nicht entgehen." Aber das Feuer brannte auf dem Herd, in den Töpfen kochten die Speisen, Kluft und Schippe waren angelehnt, und an den Wänden das blanke Geschirr von Messing aufgestellt. Nichts fehlte, selbst nicht der Kohlenkasten und die Wassereimer. „Wo ist der Eingang zum Keller?" rief sie, „wo der nicht mit Weinfässern reichlich angefüllt ist, so wird dir's schlimm ergehen." Sie hob selbst die Falltür auf und stieg die Treppe hinab, aber kaum hatte sie zwei Schritte getan, so stürzte die schwere Falltüre, die nur angelehnt war, nieder. Das Mädchen hörte einen Schrei, hob die Türe schnell auf, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber sie war hinabgestürzt, und es fand sie entseelt auf dem Boden liegen.

Nun gehörte das prächtige Schloß dem Mädchen ganz allein. Es wußte sich in der ersten Zeit gar nicht in seinem Glück zu finden, schöne Kleider hingen in den Schränken, die Truhen waren mit Gold und Silber oder mit Perlen und Edelsteinen

angefüllt, und es hatte keinen Wunsch, den es nicht erfüllen konnte. Bald ging der Ruf von der Schönheit und dem Reichtum des Mädchens durch die ganze Welt. Alle Tage meldeten sich Freier, aber keiner gefiel ihr. Endlich kam auch der Sohn eines Königs, der ihr Herz zu rühren wußte, und sie verlobte sich mit ihm. In dem Schloßgarten stand eine grüne Linde, darunter saßen sie eines Tages vertraulich zusammen, da sagte er zu ihr „ich will heimziehen und die Einwilligung meines Vaters zu unserer Vermählung holen; ich bitte dich harre mein hier unter dieser Linde, in wenigen Stunden bin ich wieder zurück." Das Mädchen küßte ihn auf den linken Backen und sprach „bleib mir treu, und laß dich von keiner andern auf diesen Backen küssen. Ich will hier unter der Linde warten bis du wieder zurückkommst."

Das Mädchen blieb unter der Linde sitzen, bis die Sonne unterging, aber er kam nicht wieder zurück. Sie saß drei Tage von Morgen bis Abend, und erwartete ihn, aber vergeblich. Als er am vierten Tag noch nicht da war, so sagte sie „gewiß ist ihm ein Unglück begegnet, ich will ausgehen und ihn suchen und nicht eher wiederkommen als bis ich ihn gefunden habe." Sie packte drei von ihren schönsten Kleidern zusammen, eins mit glänzenden Sternen gestickt, das zweite mit silbernen Monden, das dritte mit goldenen Sonnen, band eine Handvoll Edelsteine in ihr Tuch und machte sich auf. Sie fragte aller Orten nach ihrem Bräutigam, aber niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte von ihm. Weit und breit wanderte sie durch die Welt, aber sie fand ihn nicht. Endlich vermietete sie sich bei einem Bauer als Hirtin, und vergrub ihre Kleider und Edelsteine unter einen Stein.

Nun lebte sie als eine Hirtin, hütete ihre Herde, war traurig und voll Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Sie hatte ein Kälbchen, das gewöhnte sie an sich, fütterte es aus der Hand, und wenn sie sprach

„Kälbchen, Kälbchen, knie nieder,
Vergiß nicht deine Hirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß,"

so kniete das Kälbchen nieder und ward von ihr gestreichelt.

Als sie ein paar Jahre einsam und kummervoll gelebt hatte, so verbreitete sich im Lande das Gerücht, daß die Tochter des Königs ihre Hochzeit feiern wollte. Der Weg nach der Stadt ging an dem Dorf vorbei, wo das Mädchen wohnte, und es trug sich zu, als sie einmal ihre Herde austrieb, daß der Bräutigam vorüberzog. Er saß stolz auf seinem Pferd und sah sie nicht an, aber als sie ihn ansah, so erkannte sie ihren Liebsten. Es war als ob ihr ein scharfes Messer in das Herz schnitte. „Ach," sagte sie, „ich glaubte er wäre mir treu geblieben, aber er hat mich vergessen."

Am andern Tag kam er wieder des Wegs. Als er in ihrer Nähe war, sprach sie zum Kälbchen,

„Kälbchen, Kälbchen, knie nieder,
Vergiß nicht deine Hirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß."

Als er die Stimme vernahm, blickte er herab und hielt sein Pferd an. Er schaute der Hirtin ins Gesicht, hielt dann die Hand vor die Augen, als wollte er sich auf etwas besinnen, aber schnell ritt er weiter und war bald verschwunden. „Ach," sagte sie, „er kennt mich nicht mehr," und ihre Trauer ward immer größer.

Bald darauf sollte an dem Hofe des Königs drei Tage lang ein großes Fest gefeiert werden, und das ganze Land ward dazu eingeladen. „Nun will ich das letzte versuchen," dachte das Mädchen, und als der Abend kam, ging es zu dem Stein, unter dem es seine Schätze vergraben hatte. Sie holte das Kleid mit den goldenen Sonnen hervor, legte es an und schmückte sich mit Edelsteinen. Ihre Haare, die sie unter einem Tuch verborgen hatte, band sie auf, und sie fielen in langen Locken an ihr herab. So ging sie nach der Stadt und ward in der Dunkelheit von niemand bemerkt. Als sie in den hell erleuchteten Saal trat, wichen alle voll Verwunderung zurück, aber niemand wußte wer sie war. Der Königssohn ging ihr entgegen, doch er erkannte sie nicht. Er führte sie zum Tanz und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er an die andere Braut gar nicht mehr dachte.

Als das Fest vorüber war, verschwand sie im Gedränge und eilte vor Tagesanbruch in das Dorf, wo sie ihr Hirtenkleid wieder anlegte.

Am andern Abend nahm sie das Kleid mit den silbernen Monden heraus und steckte einen Halbmond von Edelsteinen in ihre Haare. Als sie auf dem Fest sich zeigte, wendeten sich alle Augen nach ihr, aber der Königssohn eilte ihr entgegen, und ganz von Liebe erfüllt tanzte er mit ihr allein und blickte keine andere mehr an. Ehe sie wegging, mußte sie ihm versprechen den letzten Abend nochmals zum Fest zu kommen.

Als sie zum dritten Male erschien, hatte sie das Sternenkleid an, das bei jedem ihrer Schritte funkelte, und Haarband und Gürtel waren Sterne von Edelsteinen. Der Königssohn hatte schon lange auf sie gewartet und drängte sich zu ihr hin. „Sage mir nur wer du bist," sprach er, „mir ist als wenn ich dich schon lange gekannt hätte."/„Weißt du nicht," antwortete sie, „was ich tat, als du von mir schiedest?" Da trat sie zu ihm heran und küßte ihn auf den linken Backen: in dem Augenblick fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte die wahre Braut. „Komm," sagte er zu ihr, „hier ist meines Bleibens nicht länger," reichte ihr die Hand und führte sie hinab zu dem Wagen. Als wäre der Wind vorgespannt, so eilten die Pferde zu dem Wunderschloß. Schon von weitem erglänzten die erleuchteten Fenster. Als sie bei der Linde vorbeifuhren, schwärmten unzählige Glühwürmer darin, sie schüttelte ihre Äste und sendete ihre Düfte herab. Auf der Treppe blühten die Blumen, aus dem Zimmer schallte der Gesang der fremden Vögel, aber in dem Saal stand der ganze Hof versammelt und der Priester wartete um den Bräutigam mit der wahren Braut zu vermählen.

71. Der Trommler

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See, da sah er an dem Ufer drei Stückchen weiße Leinewand liegen. „Was für feines Leinen" sprach er und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte aber nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm als nennte jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief „Trommeler, Trommeler, wach auf." Er konnte, da es finstere Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor als schwebte eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. „Was willst du?" fragte er. „Gib mir mein Hemdchen zurück," antwortete die Stimme, „das du mir gestern Abend am See weggenommen hast."/„Du sollst es wieder haben," sprach der Trommler, „wenn du mir sagst wer du bist."/„Ach," erwiderte die Stimme, „ich bin die Tochter eines mächtigen Königs, aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten, und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden, aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fortfliegen. Meine Schwestern haben sich fortgemacht, ich aber habe zurückbleiben müssen. Ich bitte dich gib mir mein Hemdchen wieder."/„Sei ruhig, armes Kind," sprach der Trommler, „ich will dir's gerne zurückgeben." Er holte es aus seiner Tasche, und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie erfaßte es hastig, und wollte damit fort. „Weile einen Augenblick," sagte er, „vielleicht kann ich dir helfen."/„Helfen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber zu dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kommst du nicht hinauf."/„Was ich will, das kann ich," sagte der Trommler, „ich habe Mitleid mit dir und ich fürchte mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der nach dem Glasberge führt."/„Der

Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menſchenfreſſer hauſen," antwortete ſie, „mehr darf ich dir nicht ſagen." Darauf hörte er wie ſie fortſchwirrte.

Bei Anbruch des Tages machte ſich der Trommler auf, hing ſeine Trommel um und ging ohne Furcht geradezu in den Wald hinein. Als er ein Weilchen gegangen war und keinen Rieſen erblickte, ſo dachte er „ich muß die Langeſchläfer aufwecken," hing die Trommel vor und ſchlug einen Wirbel, daß die Vögel aus den Bäumen mit Geſchrei aufflogen. Nicht lange ſo erhob ſich auch ein Rieſe in die Höhe, der im Gras gelegen und geſchlafen hatte, und war ſo groß wie eine Tanne. „Du Wicht," rief er ihm zu, „was trommelſt du hier und weckſt mich aus dem beſten Schlaf?"/„Ich trommle," antwortete er, „weil viele Tauſende hinter mir herkommen, damit ſie den Weg wiſſen."/„Was wollen die hier in meinem Wald?" fragte der Rieſe. „Sie wollen dir den Garaus machen und den Wald von einem Ungetüm, wie du biſt, ſäubern."/„Oho," ſagte der Rieſe, „ich trete euch wie Ameiſen tot."/„Meinſt du, du könnteſt gegen ſie etwas ausrichten?" ſprach der Trommler, „wenn du dich bückſt, um einen zu packen, ſo ſpringt er fort und verſteckt ſich: wie du dich aber niederlegſt und ſchläfſt, ſo kommen ſie aus allen Gebüſchen herbei, und kriechen an dir hinauf. Jeder hat einen Hammer von Stahl am Gürtel ſtecken, damit ſchlagen ſie dir den Schädel ein." Der Rieſe ward verdrießlich und dachte „wenn ich mich mit dem liſtigen Volk befaſſe, ſo könnte es doch zu meinem Schaden ausſchlagen. Wölfen und Bären drücke ich die Gurgel zuſammen, aber vor den Erdwürmern kann ich mich nicht ſchützen."/„Hör, kleiner Kerl," ſprach er, „zieh wieder ab, ich verſpreche dir, daß ich dich und deine Geſellen in Zukunft in Ruhe laſſen will, und haſt du noch einen Wunſch, ſo ſag's mir, ich will dir wohl etwas zu Gefallen tun."/„Du haſt lange Beine," ſprach der Trommler, „und kannſt ſchneller laufen als ich, trag mich zum Glasberge, ſo will ich den Meinigen ein Zeichen zum Rückzug geben, und ſie ſollen dich diesmal in Ruhe laſſen."/„Komm her, Wurm," ſprach der Rieſe, „ſetz dich auf meine Schulter, ich will dich tragen wohin du verlangſt." Der Rieſe hob ihn hinauf, und der

Trommler fing oben an nach Herzensluſt auf der Trommel zu wirbeln. Der Rieſe dachte „das wird das Zeichen ſein, daß das andere Volk zurückgehen ſoll.“ Nach einer Weile ſtand ein zweiter Rieſe am Weg, der nahm den Trommler dem erſten ab und ſteckte ihn in ſein Knopfloch. Der Trommler faßte den Knopf, der wie eine Schüſſel groß war, hielt ſich daran und ſchaute ganz luſtig umher. Dann kamen ſie zu einem dritten, der nahm ihn aus dem Knopfloch und ſetzte ihn auf den Rand ſeines Hutes; da ging der Trommler oben auf und ab und ſah über die Bäume hinaus, und als er in blauer Ferne einen Berg erblickte, ſo dachte er „das iſt gewiß der Glasberg,“ und er war es auch. Der Rieſe tat nur noch ein paar Schritte, ſo waren ſie an dem Fuß des Berges angelangt, wo ihn der Rieſe abſetzte. Der Trommler verlangte er ſollte ihn auch auf die Spitze des Glasberges tragen, aber der Rieſe ſchüttelte mit dem Kopf, brummte etwas in den Bart und ging in den Wald zurück.

Nun ſtand der arme Trommler vor dem Berg, der ſo hoch war, als wenn drei Berge aufeinander geſetzt wären, und dabei ſo glatt wie ein Spiegel, und wußte keinen Rat um hinauf zu kommen. Er fing an zu klettern, aber vergeblich, er rutſchte immer wieder herab. „Wer jetzt ein Vogel wäre“ dachte er, aber was half das Wünſchen, es wuchſen ihm keine Flügel. Indem er ſo ſtand, und ſich nicht zu helfen wußte, erblickte er nicht weit von ſich zwei Männer, die heftig miteinander ſtritten. Er ging auf ſie zu und ſah, daß ſie wegen eines Sattels uneins waren, der vor ihnen auf der Erde lag und den jeder von ihnen haben wollte. „Was ſeid ihr für Narren,“ ſprach er, „zankt euch um einen Sattel und habt kein Pferd dazu.“/„Der Sattel iſt wert, daß man darum ſtreitet,“ antwortete der eine von den Männern, „wer darauf ſitzt und wünſcht ſich irgendwohin, und wär's am Ende der Welt, der iſt im Augenblick angelangt, wie er den Wunſch ausgeſprochen hat. Der Sattel gehört uns gemeinſchaftlich, die Reihe darauf zu reiten iſt an mir, aber der andere will es nicht zulaſſen.“/„Den Streit will ich bald austragen,“ ſagte der Trommler, ging eine Strecke weit und ſteckte einen weißen Stab in die Erde. Dann kam er zurück und ſprach „jetzt

lauft nach dem Ziel, wer zuerſt dort iſt, der reitet zuerſt." Beide ſetzten ſich in Trab, aber kaum waren ſie ein paar Schritte weg, ſo ſchwang ſich der Trommler auf den Sattel, wünſchte ſich auf den Glasberg, und ehe man die Hand umdrehte, war er dort. Auf dem Berg oben war eine Ebne, da ſtand ein altes ſteinernes Haus, und vor dem Haus lag ein großer Fiſchteich, dahinter aber ein finſterer Wald. Menſchen und Tiere ſah er nicht, es war alles ſtill, nur der Wind raſchelte in den Bäumen, und die Wolken zogen ganz nah über ſeinem Haupt weg. Er trat an die Türe und klopfte an. Als er zum dritten Male geklopft hatte, öffnete eine Alte mit braunem Geſicht und roten Augen die Türe; ſie hatte eine Brille auf ihrer langen Naſe und ſah ihn ſcharf an, dann fragte ſie was ſein Begehren wäre. „Einlaß, Koſt und Nachtlager" antwortete der Trommler. „Das ſollſt du haben," ſagte die Alte, „wenn du dafür drei Arbeiten verrichten willſt."/„Warum nicht?" antwortete er, „ich ſcheue keine Arbeit, und wenn ſie noch ſo ſchwer iſt." Die Alte ließ ihn ein, gab ihm Eſſen und abends ein gutes Bett. Am Morgen als er ausgeſchlafen hatte, nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem dürren Finger, reichte ihn dem Trommler hin, und ſagte „jetzt geh an die Arbeit und ſchöpfte den Teich draußen mit dieſem Fingerhut aus: aber ehe es Nacht wird mußt du fertig ſein, und alle Fiſche, die in dem Waſſer ſind, müſſen nach ihrer Art und Größe ausgeſucht und nebeneinandergelegt ſein."/„Das iſt eine ſeltſame Arbeit," ſagte der Trommler, ging aber zu dem Teich und fing an zu ſchöpfen. Er ſchöpfte den ganzen Morgen, aber was kann man mit einem Fingerhut bei einem großen Waſſer ausrichten, und wenn man tauſend Jahre ſchöpft? Als es Mittag war, dachte er „es iſt alles umſonſt, und iſt einerlei ob ich arbeite oder nicht," hielt ein, und ſetzte ſich nieder. Da kam ein Mädchen aus dem Haus gegangen, ſtellte ihm ein Körbchen mit Eſſen hin, und ſprach „du ſitzeſt da ſo traurig, was fehlt dir?" Er blickte es an und ſah, daß es wunderſchön war. „Ach," ſagte er, „ich kann die erſte Arbeit nicht vollbringen, wie wird es mit den andern werden? Ich bin ausgegangen eine Königstochter zu ſuchen, die hier wohnen ſoll, aber ich habe ſie nicht ge-

funden; ich will weiter gehen."/„Bleib hier," ſagte das Mädchen, „ich will dir aus deiner Not helfen. Du biſt müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und ſchlaf. Wenn du wieder aufwachſt, ſo iſt die Arbeit getan." Der Trommler ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Sobald ihm die Augen zufielen, drehte ſie einen Wunſchring und ſprach „Waſſer herauf, Fiſche heraus." Alsbald ſtieg das Waſſer wie ein weißer Nebel in die Höhe und zog mit den andern Wolken fort, und die Fiſche ſchnalzten, ſprangen ans Ufer, und legten ſich nebeneinander, jeder nach ſeiner Größe und Art. Als der Trommler erwachte, ſah er mit Erſtaunen, daß alles vollbracht war. Aber das Mädchen ſprach „einer von den Fiſchen liegt nicht bei ſeinesgleichen, ſondern ganz allein. Wenn die Alte heute Abend kommt, und ſieht, daß alles geſchehen iſt was ſie verlangt hat, ſo wird ſie fragen was ſoll dieſer Fiſch allein?' Dann wirf ihr den Fiſch ins Angeſicht und ſprich ‚der ſoll für dich ſein, alte Hexe.'" Abends kam die Alte, und als ſie die Frage getan hatte, ſo warf er ihr den Fiſch ins Geſicht. Sie ſtellte ſich als merkte ſie es nicht und ſchwieg ſtill, aber ſie blickte ihn mit boshaften Augen an. Am andern Morgen ſprach ſie „geſtern haſt du es zu leicht gehabt, ich muß dir ſchwerere Arbeit geben. Heute mußt du den ganzen Wald umhauen, das Holz in Scheite ſpalten und in Klaftern legen, und am Abend muß alles fertig ſein." Sie gab ihm eine Axt, einen Schläger und zwei Keile. Aber die Axt war von Blei, der Schläger und die Keile waren von Blech. Als er anfing zu hauen, ſo legte ſich die Axt um, und Schläger und Keile drückten ſich zuſammen. Er wußte ſich nicht zu helfen, aber mittags kam das Mädchen wieder mit dem Eſſen und tröſtete ihn. „Lege deinen Kopf in meinen Schoß," ſagte ſie, „und ſchlaf. Wenn du aufwachſt, ſo iſt die Arbeit getan." Sie drehte ihren Wunſchring, in dem Augenblick ſank der ganze Wald mit Krachen zuſammen, das Holz ſpaltete ſich von ſelbſt, und legte ſich in Klaftern zuſammen; es war als ob unſichtbare Rieſen die Arbeit vollbrächten. Als er aufwachte, ſagte das Mädchen „ſiehſt du, das Holz iſt geklaftert und gelegt; nur ein einziger Aſt iſt übrig, aber wenn die Alte heute Abend kommt und fragt was der Aſt

ſolle, ſo gib ihr damit einen Schlag und ſprich „der ſoll für dich ſein, du Hexe.“ Die Alte kam, „ſiehſt du,“ ſprach ſie, „wie leicht die Arbeit war: aber für wen liegt der Aſt noch da?“/„Für dich, du Hexe,“ antwortete er und gab ihr einen Schlag damit. Aber ſie tat, als fühlte ſie es nicht, lachte höhniſch und ſprach „morgen früh ſollſt du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden und verbrennen.“ Er ſtand mit Anbruch des Tages auf und fing an das Holz herbeizuholen, aber wie kann ein einziger Menſch einen ganzen Wald zuſammentragen? die Arbeit rückte nicht fort. Doch das Mädchen verließ ihn nicht in der Not: es brachte ihm mittags ſeine Speiſe, und als er gegeſſen hatte, legte er ſeinen Kopf in den Schoß und ſchlief ein. Bei ſeinem Erwachen brannte der ganze Holzſtoß in einer ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel ausſtreckte. „Hör mich an,“ ſprach das Mädchen, „wenn die Hexe kommt, wird ſie dir allerlei auftragen: tuſt du ohne Furcht was ſie verlangt, ſo kann ſie dir nichts anhaben; fürchteſt du dich aber, ſo packt dich das Feuer und verzehrt dich. Zuletzt, wenn du alles getan haſt, ſo packe ſie mit beiden Händen, und wirf ſie mitten in die Glut.“ Das Mädchen ging fort, und die Alte kam herangeſchlichen, „hu! mich friert,“ ſagte ſie, „aber das iſt ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird mir wohl. Aber dort liegt ein Klotz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Haſt du das noch getan, ſo biſt du frei, und kannſt ziehen wohin du willſt. Nur munter hinein.“ Der Trommler beſann ſich nicht lange, ſprang mitten in die Flammen, aber ſie taten ihm nichts, nicht einmal die Haare konnten ſie ihm verſengen. Er trug den Klotz heraus und legte ihn hin. Kaum aber hatte das Holz die Erde berührt, ſo verwandelte es ſich, und das ſchöne Mädchen ſtand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte: und an den ſeidenen goldglänzenden Kleidern, die es anhatte, merkte er wohl, daß es die Königstochter war. Aber die Alte lachte giftig und ſprach „du meinſt du hätteſt ſie, aber du haſt ſie noch nicht.“ Eben wollte ſie auf das Mädchen losgehen, und es fortziehen, da packte er die Alte mit beiden Händen, hob ſie in die Höhe, und warf ſie den Flammen in den Rachen, die

über ihr zuſammenſchlugen, als freuten ſie ſich, daß ſie eine Hexe verzehren ſollten.

Die Königstochter blickte darauf den Trommler an, und als ſie ſah daß es ein ſchöner Jüngling war und bedachte daß er ſein Leben daran geſetzt hatte, um ſie zu erlöſen, ſo reichte ſie ihm die Hand und ſprach „du haſt alles für mich gewagt, aber ich will auch für dich alles tun. Verſprichſt du mir deine Treue, ſo ſollſt du mein Gemahl werden. An Reichtümern fehlt es uns nicht, wir haben genug an dem, was die Hexe hier zuſammengetragen hat.“ Sie führte ihn in das Haus, da ſtanden Kiſten und Kaſten, die mit ihren Schätzen angefüllt waren. Sie ließen Gold und Silber liegen und nahmen nur die Edelſteine. Sie wollte nicht länger auf dem Glasberg bleiben, da ſprach er zu ihr „ſetze dich zu mir auf meinen Sattel, ſo fliegen wir hinab wie Vögel.“/„Der alte Sattel gefällt mir nicht,“ ſagte ſie, „ich brauche nur an meinem Wunſchring zu drehen, ſo ſind wir zu Haus.“/„Wohlan,“ antwortete der Trommler, „ſo wünſch uns vor das Stadttor.“ Im Nu waren ſie dort, der Trommler aber ſprach „ich will erſt zu meinen Eltern gehen und ihnen Nachricht geben, harre mein hier auf dem Feld, ich will bald zurück ſein. „Ach,“ ſagte die Königstochter, „ich bitte dich, nimm dich in acht, küſſe deine Eltern bei deiner Ankunft nicht auf die rechte Wange, denn ſonſt wirſt du alles vergeſſen, und ich bleibe hier allein und verlaſſen auf dem Felde zurück.“/„Wie kann ich dich vergeſſen?“ ſagte er und verſprach ihr in die Hand recht bald wieder zu kommen. Als er in ſein väterliches Haus trat, wußte niemand wer er war, ſo hatte er ſich verändert, denn die drei Tage, die er auf dem Glasberge zugebracht hatte, waren drei lange Jahre geweſen. Da gab er ſich zu erkennen, und ſeine Eltern fielen ihm vor Freude um den Hals, und er war ſo bewegt in ſeinem Herzen, daß er ſie auf beide Wangen küßte und an die Worte des Mädchens nicht dachte. Wie er ihnen aber den Kuß auf die rechte Wange gegeben hatte, verſchwand ihm jeder Gedanke an die Königstochter. Er leerte ſeine Taſchen aus und legte Händevoll der größten Edelſteine auf den Tiſch. Die Eltern wußten gar nicht was ſie mit dem Reichtum anfangen ſollten.

Da baute der Vater ein prächtiges Schloß, von Gärten, Wäldern und Wiesen umgeben, als wenn ein Fürst darin wohnen sollte. Und als es fertig war, sagte die Mutter „ich habe ein Mädchen für dich ausgesucht, in drei Tagen soll die Hochzeit sein.“ Der Sohn war mit allem zufrieden, was die Eltern wollten.

Die arme Königstochter hatte lange vor der Stadt gestanden und auf die Rückkehr des Jünglings gewartet. Als es Abend ward, sprach sie „gewiß hat er seine Eltern auf die rechte Wange geküßt, und hat mich vergessen.“ Ihr Herz war voll Trauer, sie wünschte sich in ein einsames Waldhäuschen und wollte nicht wieder an den Hof ihres Vaters zurück. Jeden Abend ging sie in die Stadt, und ging an seinem Haus vorüber: er sah sie manchmal, aber er kannte sie nicht mehr. Endlich hörte sie wie die Leute sagten „morgen wird seine Hochzeit gefeiert.“ Da sprach sie „ich will versuchen ob ich sein Herz wieder gewinne.“ Als der erste Hochzeitstag gefeiert ward, da drehte sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so glänzend wie die Sonne.“ Alsbald lag das Kleid vor ihr und war so glänzend, als wenn es aus lauter Sonnenstrahlen gewebt wäre. Als alle Gäste sich versammelt hatten, so trat sie in den Saal. Jedermann wunderte sich über das schöne Kleid, am meisten die Braut, und da schöne Kleider ihre größte Lust waren, so ging sie zu der Fremden und fragte ob sie es ihr verkaufen wollte. „Für Geld nicht,“ antwortete sie, „aber wenn ich die erste Nacht vor der Türe verweilen darf, wo der Bräutigam schläft, so will ich es hingeben.“ Die Braut konnte ihr Verlangen nicht bezwingen und willigte ein, aber sie mischte dem Bräutigam einen Schlaftrunk in seinen Nachtwein, wovon er in tiefen Schlaf verfiel. Als nun alles still geworden war, so kauerte sich die Königstochter vor die Türe der Schlafkammer, öffnete sie ein wenig und rief hinein

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gesessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an.“

Aber es war alles vergeblich, der Trommler wachte nicht auf, und als der Morgen anbrach, mußte die Königstochter unverrichteter Dinge wieder fortgehen. Am zweiten Abend drehte sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so silbern als der Mond." Als sie mit dem Kleid, das so zart war, wie der Mondschein, bei dem Fest erschien, erregte sie wieder das Verlangen der Braut und gab es ihr für die Erlaubnis auch die zweite Nacht vor der Türe der Schlafkammer zubringen zu dürfen. Da rief sie in nächtlicher Stille

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gesessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an."

Aber der Trommler, von dem Schlaftrunk betäubt, war nicht zu erwecken. Traurig ging sie den Morgen wieder zurück in ihr Waldhaus. Aber die Leute im Haus hatten die Klage des fremden Mädchens gehört und erzählten dem Bräutigam davon: sie sagten ihm auch, daß es nicht möglich gewesen wäre etwas davon zu vernehmen, weil sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein geschüttet hätten. Am dritten Abend drehte die Königstochter den Wunschring und sprach „ein Kleid flimmernd wie Sterne." Als sie sich darin auf dem Feste zeigte, war die Braut über die Pracht des Kleides, das die andern weit übertraf, ganz außer sich und sprach „ich soll und muß es haben." Das Mädchen gab es, wie die andern, für die Erlaubnis die Nacht vor der Türe des Bräutigams zuzubringen. Der Bräutigam aber trank den Wein nicht, der ihm vor dem Schlafengehen gereicht wurde, sondern goß ihn hinter das Bett. Und als alles im Haus still geworden war, so hörte er eine sanfte Stimme, die ihn anrief

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gesessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an."

Plötzlich kam ihm das Gedächtnis wieder. „Ach," rief er, „wie habe ich so treulos handeln können, aber der Kuß, den ich meinen Eltern in der Freude meines Herzens auf die rechte Wange gegeben habe, der ist schuld daran, der hat mich betäubt." Er sprang auf, nahm die Königstochter bei der Hand und führte sie zu dem Bett seiner Eltern. „Das ist meine rechte Braut," sprach er, „wenn ich die andere heirate, so tue ich großes Unrecht." Die Eltern, als sie hörten wie alles sich zugetragen hatte, willigten ein. Da wurden die Lichter im Saal wieder angezündet, Pauken und Trompeten herbeigeholt, die Freunde und Verwandten eingeladen wieder zu kommen, und die wahre Hochzeit ward mit großer Freude gefeiert. Die erste Braut behielt die schönen Kleider zur Entschädigung und gab sich zufrieden.

72. Die zwölf Jäger

Es war einmal ein Königssohn, der hatte eine Braut und hatte sie sehr lieb. Als er nun bei ihr saß und ganz vergnügt war, da kam die Nachricht, daß sein Vater todkrank läge und ihn noch vor seinem Ende zu sehen verlangte. Da sprach er zu seiner Liebsten „ich muß nun fort und muß dich verlassen, da geb ich dir einen Ring zu meinem Andenken. Wann ich König bin, komm ich wieder und hol dich heim." Da ritt er fort, und als er bei seinem Vater anlangte, war dieser sterbenskrank und dem Tode nah. Er sprach zu ihm „liebster Sohn, ich habe dich vor meinem Ende noch einmal sehen wollen, versprich mir nach meinem Willen dich zu verheiraten," und nannte ihm eine gewisse Königstochter, die sollte seine Gemahlin werden. Der Sohn war so betrübt, daß er sich gar nicht bedachte, sondern sprach „ja lieber Vater, was Euer Wille ist, soll geschehen," und darauf schloß der König die Augen und starb.

Als nun der Sohn zum König ausgerufen und die Trauerzeit verflossen war, mußte er das Versprechen halten, das er seinem Vater gegeben hatte, und ließ um die Königstochter

werben, und ſie ward ihm auch zugeſagt. Das hörte ſeine erſte Braut und grämte ſich über die Untreue ſo ſehr, daß ſie faſt verging. Da ſprach ihr Vater zu ihr „liebſtes Kind, warum biſt du ſo traurig? was du dir wünſcheſt, das ſollſt du haben.“ Sie bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach ſie „lieber Vater, ich wünſche mir elf Mädchen, von Angeſicht, Geſtalt und Wuchs mir völlig gleich.“ Sprach der König „wenn's möglich iſt, ſoll dein Wunſch erfüllt werden,“ nnd ließ in ſeinem ganzen Reich ſo lange ſuchen, bis elf Jungfrauen gefunden waren, ſeiner Tochter von Angeſicht, Geſtalt nnd Wuchs völlig gleich.

Als ſie zu der Königstochter kamen, ließ dieſe zwölf Jägerkleider machen, eins wie das andere, und die elf Jungfrauen mußten die Jägerkleider anziehen, und ſie ſelber zog das zwölfte an. Darauf nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und ritt mit ihnen fort und ritt an den Hof des ehemaligen Bräutigams, den ſie ſo ſehr liebte. Da fragte ſie an ob er Jäger brauchte und ob er ſie nicht alle zuſammen in ſeinen Dienſt nehmen wollte. Der König ſah ſie an und erkannte ſie nicht; weil es aber ſo ſchöne Leute waren, ſprach er ja, er wollte ſie gerne nehmen; und da waren ſie die zwölf Jäger des Königs.

Der König aber hatte einen Löwen, das war ein wunderliches Tier, denn er wußte alles Verborgene nnd Heimliche. Es trug ſich zu, daß er eines Abends znm König ſprach „du meinſt du hätteſt da zwölf Jäger?“ / „Ja,“ ſagte der König, „zwölf Jäger ſind's.“ Sprach der Löwe weiter „dn irrſt dich, das ſind zwölf Mädchen.“ Antwortete der König „das iſt nimmermehr wahr, wie willſt du mir das beweiſen?“ / „O, laß nur Erbſen in dein Vorzimmer ſtreuen,“ antwortete der Löwe, „da wirſt du's gleich ſehen. Männer haben einen feſten Tritt, wenn die über Erbſen hingehen, regt ſich keine, aber Mädchen, die trippeln und trappeln und ſchlurfeln, nnd die Erbſen rollen.“ Dem König gefiel der Rat wohl, nnd er ließ die Erbſen ſtreuen.

Es war aber ein Diener des Königs, der war den Jägern gut, nnd wie er hörte, daß ſie ſollten auf die Probe geſtellt werden, ging er hin und erzählte ihnen alles wieder nnd ſprach „der Löwe will dem König weismachen ihr wärt Mädchen.“ Da

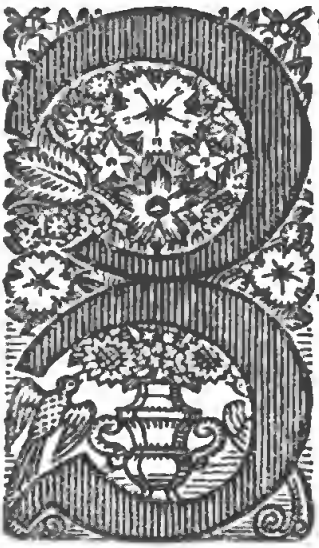
dankte ihm die Königstochter und sprach hernach zu ihren Jungfrauen „tut euch Gewalt an und tretet fest auf die Erbsen.“ Als nun der König am andern Morgen die zwölf Jäger zu sich rufen ließ, und sie ins Vorzimmer kamen, wo die Erbsen lagen, so traten sie so fest darauf und hatten einen so sichern starken Gang, daß auch nicht eine rollte oder sich bewegte. Da gingen sie wieder fort, und der König sprach zum Löwen „du hast mich belogen, sie gehen ja wie Männer.“ Antwortete der Löwe „sie haben's gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angetan. Laß nur einmal zwölf Spinnräder ins Vorzimmer bringen, so werden sie herzukommen und werden sich daran freuen, und das tut kein Mann.“ Dem König gefiel der Rat, und er ließ die Spinnräder ins Vorzimmer stellen.

Der Diener aber, der's redlich mit den Jägern meinte, ging hin und entdeckte ihnen den Anschlag. Da sprach die Königstochter, als sie allein waren, zu ihren elf Mädchen „tut euch Gewalt an und blickt euch nicht um nach den Spinnrädern.“ Wie nun der König am andern Morgen seine zwölf Jäger rufen ließ, so kamen sie durch das Vorzimmer und sahen die Spinnräder gar nicht an. Da sprach der König wiederum zum Löwen „du hast mich belogen, es sind Männer, denn sie haben die Spinnräder nicht angesehen.“ Der Löwe antwortete „sie haben's gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angetan.“ Der König aber wollte dem Löwen nicht mehr glauben.

Die zwölf Jäger folgten dem König beständig auf die Jagd, und er hatte sie je länger je lieber. Nun geschah es, daß, als sie einmal auf der Jagd waren, Nachricht kam, die Braut des Königs wäre im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, tat's ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen, und zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und als er ihr in das Gesicht sah, erkannte er sie. Da ward sein Herz so gerührt, daß er sie küßte, und als sie die Augen aufschlug, sprach er „du bist mein und ich

bin dein, und kein Menſch auf der Welt kann das ändern." Zu der andern Braut aber ſchickte er einen Boten, und ließ ſie bitten in ihr Reich zurückzukehren, denn er habe ſchon eine Gemahlin, und wer einen alten Schlüſſel wiedergefunden habe, brauche den neuen nicht. Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und der Löwe kam wieder in Gnade, weil er doch die Wahrheit geſagt hatte.

73. Die Bienenkönigin



Zwei Königsſöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in ein wildes, wüſtes Leben, ſo daß ſie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngſte, welcher der Dummling hieß, machte ſich auf und ſuchte ſeine Brüder: aber wie er ſie endlich fand, verſpotteten ſie ihn, daß er mit ſeiner Einfalt ſich durch die Welt ſchlagen wollte, und ſie zwei könnten nicht durchkommen und wären doch viel klüger. Sie zogen alle drei miteinander fort und kamen an einen Ameiſenhaufen. Die zwei Älteſten wollten ihn aufwühlen und ſehen wie die kleinen Ameiſen in der Angſt herumkröchen und ihre Eier forttrügen, aber der Dummling ſagte „laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr ſie ſtört." Da gingen ſie weiter und kamen an einen See, auf dem ſchwammen viele viele Enten. Die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling ließ es nicht zu, und ſprach „laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr ſie tötet." Endlich kamen ſie an ein Bienenneſt, darin war ſo viel Honig, daß er am Stamm herunterlief. Die zwei wollten Feuer unter den Baum legen und die Bienen erſticken, damit ſie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt ſie aber wieder ab, und ſprach „laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr ſie verbrennt." Endlich kamen die drei Brüder in ein Schloß, wo in den Ställen lauter ſteinerne Pferde ſtanden, auch war kein Menſch zu ſehen, und ſie gingen durch alle Säle, bis

ſie vor eine Tür ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlöſſer; es war aber mitten in der Türe ein Lädlein, dadurch konnte man in die Stube ſehen. Da ſahen ſie ein graues Männchen, das an einem Tiſch ſaß. Sie riefen es an, einmal, zweimal, aber es hörte nicht: endlich riefen ſie zum drittenmal, da ſtand es auf, öffnete die Schlöſſer und kam heraus. Es ſprach aber kein Wort, ſondern führte ſie zu einem reichbeſetzten Tiſch; und als ſie gegeſſen und getrunken hatten, brachte es einen jeglichen in ſein eigenes Schlafgemach. Am andern Morgen kam das graue Männchen zu dem älteſten, winkte und leitete ihn zu einer ſteinernen Tafel, darauf ſtanden drei Aufgaben geſchrieben, wodurch das Schloß erlöſt werden könnte. Die erſte war, in dem Wald unter dem Moos lagen die Perlen der Königstochter, tauſend an der Zahl, die mußten aufgeſucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, ſo ward der, welcher geſucht hatte, zu Stein. Der älteſte ging hin und ſuchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erſt hundert gefunden; es geſchah wie auf der Tafel ſtand, er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abenteuer: es ging ihm aber nicht viel beſſer als dem älteſten, er fand nicht mehr als zweihundert Perlen und ward zu Stein. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der ſuchte im Moos, es war aber ſo ſchwer die Perlen zu finden und ging ſo langſam. Da ſetzte er ſich auf einen Stein und weinte. Und wie er ſo ſaß, kam der Ameiſenkönig, dem er einmal das Leben erhalten hatte, mit fünftauſend Ameiſen, und es währte gar nicht lange, ſo hatten die kleinen Tiere die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüſſel zu der Schlafkammer der Königstochter aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, ſchwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter, und holten den Schlüſſel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die ſchwerſte, aus den drei ſchlafenden Töchtern des Königs ſollte die jüngſte und liebſte herausgeſucht werden. Sie glichen ſich aber vollkommen, und waren durch nichts verſchieden, als daß ſie, bevor ſie eingeſchlafen wa-

ren, verſchiedene Süßigkeiten gegeſſen hatten, die älteſte ein Stück Zucker, die zweite ein wenig Sirup, die jüngſte einen Löffel voll Honig. Da kam die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geſchützt hatte, und verſuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb ſie auf dem Mund ſitzen, der Honig gegeſſen hatte, und ſo erkannte der Königsſohn die rechte. Da war der Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöſt, und wer von Stein war, erhielt ſeine menſchliche Geſtalt wieder. Und der Dummling vermählte ſich mit der jüngſten und liebſten, und ward König nach ihres Vaters Tod; ſeine zwei Brüder aber erhielten die beiden andern Schweſtern.

74. Der Meiſterdieb

ines Tages ſaß vor einem ärmlichen Hauſe ein alter Mann mit ſeiner Frau, und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen beſpannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reichgekleideter Herr ſtieg. Der Bauer ſtand auf, trat zu dem Herrn und fragte was ſein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und ſagte „ich wünſche nichts als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffeln, wie Ihr ſie zu eſſen pflegt, dann will ich mich zu Euerm Tiſch ſetzen, und ſie mit Freude verzehren.“ Der Bauer lächelte und ſagte „Ihr ſeid ein Graf oder Fürſt, oder gar ein Herzog, vornehme Herren haben manchmal ſolch ein Gelüſten; Euer Wunſch ſoll aber erfüllt werden.“ Die Frau ging in die Küche und ſie fing an Kartoffeln zu waſchen und zu reiben und wollte Klöße daraus bereiten, wie ſie die Bauern eſſen. Während ſie bei der Arbeit ſtand, ſagte der Bauer zu dem Fremden „kommt einſtweilen mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas zu ſchaffen habe.“ In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einſetzen. „Habt Ihr keine Kinder,“ fragte der Fremde, „die Euch bei der

Arbeit behilflich sein könnten?"/„Nein," antwortete der Bauer; „ich habe freilich einen Sohn gehabt," setzte er hinzu, „aber der ist schon seit langer Zeit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört." Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben: und als er Erde hineingeschaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. „Aber sagt mir," sprach der Herr, „warum bindet Ihr den krummen knorrichten Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?" Der Alte lächelte und sagte „Herr, Ihr redet wie Ihr's versteht: man sieht wohl, daß Ihr Euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknorzt, den kann niemand mehr gerade machen: Bäume muß man ziehen, solange sie jung sind."/„Es ist wie bei Euerm Sohn," sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knorzig geworden sein."/„Freilich," antwortete der Alte, „es ist schon lange seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben."/„Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?" fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich," antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht." Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott," rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn," und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber," setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? auf welchem Weg bist du dazu gelangt?"/„Ach, Vater," erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen; jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerad. Wie ich das alles erworben habe? ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin

ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel: wonach mich gelüstet, das ist mein. Glaubt nicht, daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher: ich gebe ihnen lieber als daß ich ihnen etwas nehme. So auch was ich ohne Mühe, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an." / „Ach, mein Sohn," sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir, es nimmt kein gutes Ende." Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte, daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude, als er ihr aber sagte, daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie „wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen."

Sie setzten sich an den Tisch und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach „wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt wer du bist und was du treibst, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat, als er dich am Taufstein hielt, sondern er läßt dich am Galgenstrick schaukeln." „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen." Als die Abendzeit sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erbleichte er und schwieg eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er „du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für Recht ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekrächze der Raben soll deine Musik dabei sein." / „Herr Graf," antwortete der Meister, „denkt Euch drei Stücke aus, so schwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löse, so tut mit mir wie Euch gefällt." Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er „wohlan, zum ersten sollst du mir mein Leibpferd aus dem

Stalle ſtehlen, zum andern ſollſt du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeſchlafen ſind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne daß wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger; zum dritten und letzten ſollſt du mir den Pfarrer und Küſter aus der Kirche wegſtehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals."

Der Meiſter begab ſich in die zunächſt liegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauerfrau die Kleider ab und zog ſie an. Dann färbte er ſich das Geſicht braun und malte ſich noch Runzeln hinein, ſo daß ihn kein Menſch wieder erkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein ſtarker Schlaftrunk gemiſcht war. Das Fäßchen legte er auf eine Kötze, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, ſchwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war ſchon dunkel als er anlangte: er ſetzte ſich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu huſten, wie eine alte bruſtkranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Türe des Pferdeſtalles lagen Soldaten um ein Feuer: einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu „komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du haſt doch kein Nachtlager und nimmſt es an, wo du es findeſt." Die Alte trippelte herbei, bat ihr die Kötze vom Rücken zu heben, und ſetzte ſich zu ihnen ans Feuer. „Was haſt du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?" fragte einer. „Einen guten Schluck Wein," antwortete ſie, „ich ernähre mich mit dem Handel, für Geld und gute Worte gebe ich Euch gerne ein Glas."/„Nur her damit," ſagte der Soldat, und als er ein Glas gekoſtet hatte, rief er „wenn der Wein gut iſt, ſo trink ich lieber ein Glas mehr," ließ ſich nochmals einſchenken, und die andern folgten ſeinem Beiſpiel. „He da, Kameraden," rief einer denen zu, die in dem Stall ſaßen, „hier iſt ein Mütterchen, das hat Wein, der ſo alt iſt wie ſie ſelber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch beſſer als unſer Feuer." Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte ſich auf das geſattelte Leibpferd geſetzt, ein anderer hielt den Zaum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie ſchenkte ein ſoviel verlangt ward, bis die

Quelle versiegte. Nicht lange so fiel dem einen der Zaum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah, daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Zaums ein Seil in die Hand, und dem andern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch; aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herunterwerfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber guten Rat, er schnallte die Sattelgurt auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an den Sattel fest, und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofs geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm also zuvor die Hufen mit alten Lappen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferde zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Morgen, Herr Graf," rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stalle geholt habe. Schaut nur, wie schön Eure Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den Stall gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich's Eure Wächter gemacht haben." Der Graf mußte lachen, dann sprach er „einmal ist dir's gelungen, aber das zweite Mal wird's nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb." Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte „alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt

er aber zum Fenſter ein, ſo ſchieße ich ihn nieder.“ Der Meiſterdieb aber ging in der Dunkelheit hinaus zu dem Galgen, ſchnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort ſtellte er eine Leiter an das Schlafgemach, ſetzte den Toten auf ſeine Schultern und fing an hinauf zu ſteigen. Als er ſo hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenſter erſchien, drückte der Graf, der in ſeinem Bett lauerte, eine Piſtole auf ihn los: alsbald ließ der Meiſter den armen Sünder herabfallen, ſprang ſelbſt die Leiter herab, und verſteckte ſich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond ſo weit erhellt, daß der Meiſter deutlich ſehen konnte wie der Graf aus dem Fenſter auf die Leiter ſtieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort fing er an ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Jetzt,“ dachte der Dieb, „iſt der günſtige Augenblick gekommen,“ ſchlich behende aus ſeinem Winkel und ſtieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau,“ fing er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb iſt tot, aber er iſt doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Böſewicht geweſen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, ſelbſt im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Bettuch, ſo will ich die Leiche einhüllen und ihn nicht wie einen Hund verſcharren.“ Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was,“ ſagte der Dieb weiter, „ich habe eine Anwandlung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat ſein Leben gewagt, ſo mag er ihn ins Grab mitnehmen.“ Sie wollte dem Grafen nicht entgegen ſein, und obgleich ſie es ungern tat, ſo zog ſie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte ſich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus, bevor der Graf im Garten mit ſeiner Totengräberarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Geſicht, als am andern Morgen der Meiſter kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannſt du hexen!“ ſagte er zu ihm, „wer hat dich aus dem Grabe geholt, in das ich ſelbſt dich gelegt habe, und hat

dich wieder lebendig gemacht?“/„Mich habt Ihr nicht begraben,“ ſagte der Dieb, „ſondern den armen Sünder am Galgen,“ und er erzählte ausführlich wie es zugegangen war; und der Graf mußte ihm zugeſtehen daß er ein geſcheiter und liſtiger Dieb wäre. „Aber noch biſt du nicht zu Ende,“ ſetzte er hinzu, „du haſt noch die dritte Aufgabe zu löſen, und wenn dir das nicht gelingt, ſo hilft dir alles nichts.“ Der Meiſter lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm, und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebſe, in dem Bündel aber kurze Wachslichter. Er ſetzte ſich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, ſetzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit dieſem ebenſo und fuhr fort bis auch der letzte aus dem Sacke war. Hierauf zog er ein langes ſchwarzes Gewand an, das wie eine Mönchskutte ausſah und klebte ſich einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich war, nahm er den Sack, in dem die Krebſe geweſen waren, ging in die Kirche und ſtieg auf die Kanzel. Die Turmuhr ſchlug eben zwölf: als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter gellender Stimme „hört an, ihr ſündigen Menſchen, das Ende aller Dinge iſt gekommen, der jüngſte Tag iſt nahe: hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der krieche in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstüre öffnet und ſchließt. Seht ihr draußen auf dem Gottesacker wandeln die Geſtorbenen und ſammeln ihre Gebeine zuſammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter.“ Das Geſchrei erſchallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küſter, die zunächſt an der Kirche wohnten, hatten es zuerſt vernommen, und als ſie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umherwandelten, merkten ſie, daß etwas Ungewöhnliches vorging und traten ſie in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da ſtieß der Küſter den Pfarrer an und ſprach „es wäre nicht übel, wenn

wir die Gelegenheit benutzten und zusammen vor dem Einbruch des jüngsten Tags auf eine leichte Art in den Himmel kämen."/„Freilich," erwiderte der Pfarrer, „das sind auch meine Gedanken gewesen: habt Ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen."/„Ja," antwortete der Küster, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach." Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Kanzel, wo der Meister den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Küster. Gleich band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bausch und schleifte ihn die Kanzeltreppe hinab: sooft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er „jetzt geht's schon über die Berge." Dann zog er sie auf gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er „jetzt geht's schon durch die nassen Wolken," und als er sie endlich die Schloßtreppe hinaufzog, so rief er „jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein." Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er „hört ihr wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen." Dann schob er den Riegel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er sich zu dem Grafen und sagte ihm, daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer und Küster aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo hast du sie gelassen?" fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden sich ein sie wären im Himmel." Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und Küster aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er „du bist ein Erzdieb, und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache daß du aus meinem Lande fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen." Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Inhalt

	Seite
Einleitung	VII
1. Märchen von der Unke	1
2. Rumpelstilzchen	2
3. Die Wichtelmänner	5
4. Das Totenhemdchen	8
5. Der gestohlene Heller	9
6. Der singende Knochen	10
7. Die zwei Brüder	12
8. Die Goldkinder	32
9. Von dem Machandelboom	37
10. Die Gänsemagd	45
11. Jungfrau Maleen	51
12. König Drosselbart	57
13. Der gelernte Jäger	61
14. Die goldene Gans	67
15. Das Bürle	71
16. Der junge Riese	76
17. Dat Erdmänneken	83
18. Der starke Hans	88
19. Der Dreschflegel vom Himmel	94
20. Die Rübe	95
21. Die drei Faulen	98
22. Die zwölf faulen Knechte	99
23. Der süße Brei	101
24. Daumesdick	102
25. Daumerlings Wanderschaft	108
26. Das tapfere Schneiderlein	112
27. Vom klugen Schneiderlein	120
28. Der Riese und der Schneider	123
29. Strohhalm, Kohle und Bohne	125
30. Der wunderliche Spielmann	127
31. Die drei Sprachen	130
32. Rapunzel	132
33. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein	136
34. Aschenputtel	143
35. Allerleirauh	150
36. Der Eisenhans	156
37. Sneewittchen	164
38. Der goldene Vogel	172
39. Das Wasser des Lebens	180
40. Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen	186
41. Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet	195

Seite

42. Fitchers Vogel 200
43. Die zwölf Brüder 203
44. Die sieben Raben 208
45. Die sechs Schwäne 211
46. Ferenand getrü und Ferenand ungetrü 216
47. Brüderchen und Schwesterchen 220
48. Die weiße und die schwarze Braut 227
49. Die drei Männlein im Walde 231
50. Das Waldhaus 236
51. Hänsel und Gretel 241
52. Der Herr Gevatter 249
53. Frau Trude 251
54. Frau Holle 252
55. Marienkind 255
56. Das Mädchen ohne Hände 260
57. Die Nelke 266
58. Kinderlegenden 270
    1. Der heilige Joseph im Walde 270
    2. Die zwölf Apostel 273
    3. Die Rose 274
    4. Armut und Demut führen zum Himmel 275
    5. Gottes Speise 276
    6. Die drei grünen Zweige 277
    7. Muttergottesgläschen 279
    8. Das alte Mütterchen 280
    9. Die himmlische Hochzeit 281
    10. Die Haselrute 282
59. Von dem Fischer un syner Fru 283
60. De drei schwatten Prinzessinnen 290
61. Der arme Müllerbursch und das Kätzchen 292
62. Die drei Federn 296
63. Hans mein Igel 299
64. Das Eselein 304
65. Die Alte im Wald 307
66. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich 309
67. Der Eisenofen 313
68. Der singende springende Löweneckerchen 319
69. De beiden Künigeskinner 325
70. Die wahre Braut 333
71. Der Trommler 340
72. Die zwölf Jäger 349
73. Die Bienenkönigin 352
74. Der Meisterdieb 354

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

FOLKLORE

THE HE[illegible] [illegible]NDERY
N. MANCHES[illegible], [illegible]IANA

Digitized by Google

3 9000 005 839 993

FOLKLORE